PT4
.D37
V.59

557

Der Neue
Teutsche Merkur
vom Jahre 1794.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1794.

Digitized by Google

PT4
188149 D31
V.59

Gen. 10-6-27

Digitized by Google

Der neue
Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1794.

I.
Die Acharner
oder
der Friede des Dikäopolis
von Ariſtofanes.

Zweyter Akt.

Die Scene verwandelt ſich, und zeigt auf der einen Seite die ländliche Wohnung des Dikäopolis, ihr gegen über das Haus des Feldherrn Lamachos, und in einiger Entfernung die Wohnung des Euripides.

Dikäopolis iſt im Begriff, mit ſeiner Frau und Tochter und ſeinen Hausgenoſſen, aus dem offnen Vorhauſe heraus zu treten, um dem Bacchus, deſſen Feſt er begehen will, ein Opfer zu bringen.

Dikäopolis (hervortretend)

Daß uns kein unziemlich Wort in dem heil'gen Werke ſtöre! 1)

Stille!

Der

1) So glaubte ich, um verſtändlich zu ſeyn, die Formel Ευφημειτε, *favete linguis*, überſetzen zu müſſen, womit

Der Chor.

Hörtet ihr, ihr Männer, was er rief? Der ist's gerade den wir
Suchen — Tretet alle hieher, daß er uns nicht gleich erblicke;
Denn er scheint zu einem Opfer im Begriff hervorzugehen.

Dikäopolis.

Daß kein unziemlich Wort im heil'gen Werk uns störe!
Die Körbchenträgerin mache sich hervor,
Und Xanthias stelle hier den Fallos auf!

Die Frau (die noch im Hause ist)

Setz deinen Korb hier nieder, Kind; wir wollen nun
Den Anfang machen.

Die Tochter (noch im Hause)

Reiche mir den Löffel, Mutter,
Daß ich den Brey auf diesen Kuchen gieße.

Dikäopolis.

So recht, so recht! — O König Dionysos,
Dem ich im Kreise meiner Hausgenossen

Zum

alle Opfer-Ceremonien angefangen wurden. Die Griechen waren (wie bekannt) zum Erstaunen abergläubisch über Worte von böser Vorbedeutung; ein einziges solches Wörtchen hätte das Opfer unkräftig gemacht und die ganze Freude des Fests gestört.

Zum Dank dies feyerliche Opfer bringe,
Verleihe mir, befreyt von Kriegesdienſten, glücklich
Die ländlichen Dionyſien zu begehn, und laß
Mir meinen dreißigjähr'gen Frieden wohl bekommen!

Die Frau (zur Tochter)

Gieb Acht, mein Kind, den heil'gen Korb mit Anſtand,
Wie's einem hübſchen Mädchen ziemt, zu tragen!
Sieh vor dich hin, als ob du Pfefferkraut
Gegeſſen hätteſt — (indem ſie ihr nachſieht) Wie glücklich wird der Mann einſt ſeyn
Der dich zur Frau macht! — Geh nun! Aber ſieh mir ja
Dich im Gedränge vor, daß dir nicht etwa
Von deinem Schmucke was gemauſet wird!

(die Proceſſion geht an)

Dikäopolis.

Den Fallos fein gerade, Xanthias! — (zu ſeinen übrigen Hausgenoſſen) Ihr geht
Gleich nach der Körbchenträgerin; Ich folge
Und ſinge das Falloslied. Du, Frau, bleibſt oben
Und ſiehſt vom Dach' uns nach. — Wohlan! beginnt den Zug!

(Er ſingt)

Fales, treuer Gefährte des Bacchus,
Fröhlicher Trinkgeſell, Mitternachtsſchwärmer,
Weiberverführer und Knabenverderber,
Endlich iſt es ſo gut mir geworden

Nach sechs langen Jahren dich wieder
Anzurufen, und, Dank dem Frieden
Den ich für mich und die meinen geschlossen,
Frey und ledig von allen Geschäften,
Frey von blutigen Kämpfen und allen
Lamachussen, mein väterlich Stammgut
Fröhlichen Muthes wieder zu sehen!

Denn wahrlich es ist doch zehnmahl lust'ger, o Fales,
Fales!
Des Strymodoros derbe thrazische Sklavin,
Beym freveln im Holz auf frischer That ertappt,
Rund um den Leib zu packen, empor zu heben,
Ins Gras zu werfen und — zu pfänden, o Fales, Fales!
Wofern du, wiewohl vom gestrigen Rausche noch schwer,
Heut mit uns trink'st, sollst du dafür auch morgen früh
Den Friedenswein aus der Opferschale schlürfen,
Indeß wir unsern Schild an den Rauchfang hängen.

Der Chorführer (der inzwischen von fern um den Dikäopolis herumgeschlichen ist und ihm allmählich näher kommt, zum Chor).

Ja, er ists! Er ist es wirklich!
Werfet alle, werfet, werfet!
Schonet ihn nicht den Verruchten!
Nun so werft doch, werft doch, sag' ich!

Dikäopolis.

Zum Herkules! was soll das? Ihr werdet mir
Den Topf zerschellen!

Chor.

Chorführer.

Den Kopf, Verräther, dir zerschellen wollen wir.

Dikäopolis.

Warum denn, o ihr der Acharner älteste?

Chorführer.

Fragst du noch, du Unverschämter?
Wie? Verräther des Vaterlandes,
Ohne uns verträgst du dich mit
Unsern Feinden, und erfrechst dich
Noch die Augen aufzuschlagen!

Dikäopolis.

Ihr wißt nicht was mich dazu bewog: so hört denn an!

Chorführer.

Dich hören? sterben, sterben mußt du;
Mit Steinen wollen wir dich überschütten.

Dikäopolis.

Mit nichten! Erst müßt ihr mich hören. So haltet doch ein, ihr Leute!

Chorführer.

Ich will mich aber nicht halten!
Verliere kein Wort mehr! Du bist mir
Verhaßter sogar als Kleon,

Aus dessen Leder 2) ich einst noch
Derbe Sohlen für die Ritter
Schneiden werde.

Nein! ich höre nichts mehr an; kein Geschwätze kann dich retten!
Du verglichst dich mit den Spartern, und ich strafe dich dafür.

Dikäopolis.

Liebe Herren, laßt, ich bitt' euch, izt die Sparter aus dem Spiel;
Höret lieber, ob ich nicht wohl gethan, mich zu vergleichen.

Chorführer.

Was? noch wohl gethan, mit Leuten
Dich besonders zu vergleichen,
Denen noch Altar, noch Eidschwur,
Treu noch Glauben heilig ist?

Dikäopolis.

Gleichwohl weiß ich, daß die Sparter, denen wir so überschwänglich
Uebel wollen, nicht an allem unserm Unglück Ursach sind.

Chor.

2) Eine boshafte doppelsinnige Anspielung auf den ehmahligen Stand des Demagogen Kleon, der ein Gerber und Lederhändler gewesen war.

Chorführer.

Nicht an allem? Bube? So was darfst du dich erfrechen, uns
Ins Gesicht zu sagen, und ich sollte deiner länger schonen?

Dikäopolis.

Nicht an allem! Nicht an allem! Denn ich, wie ihr hier mich seht,
Könnt' euch manches Unrecht nennen, das wir ihnen angethan.

Chorführer.

Solche Lästrung anzuhören setzt mir all mein Blut in Wallung!
Wie? Du wagst es unsern Feinden gegen uns das Wort zu reden?

Dikäopolis.

So gewiß ich Wahrheit sagen und die Menge überzeugen
Werde, will ich mit dem Kopf über einem Hackblock reden.

Chorführer.

Und wir schonen noch der Steine? Liebe Nachbarn, sagt, was hält uns
Diesen Menschen strats mit seinem eignen Blute zu bepurpern?

Dikäopolis.

Wie ihr aufbrennt! Wie ihr sprudelt! Also wollt ihr mich nicht hören?
Hilft kein Bitten? Wollt ihr schlechterdings nicht hören was ich sage?

Chorführer.

Nein, gewiß nicht. Ich will nichts hören.

Dikäopolis.

Gleichwohl hätt' ich wicht'ge Dinge
Vorzubringen.

Chorführer.

Wenn ich höre, will ich gleich des Todes seyn!

Dikäopolis.

Nicht doch! nicht doch!

Chorführer.

Sterben mußt du!

Dikäopolis.

Wohl! So schon' ich eurer auch nicht!
Eurer Lieben liebste sollen erst von meinen Händen sterben!
Denn, zum Glücke, hab' ich Geisel, die mir für euch bürgen sollen:
Rührt ihr euch, so stoß' ich ihnen dieses Eisen in den Leib.

Chor

Chorführer.

Was ist das, ihr Nachbarn? Welch ein Unglück drohet den Acharnern
Diese Rede? Sollt' er etwan eines unsrer Kinder hier
Eingeschlossen halten? Oder woher kommt ihm dieser Trotz?

Dikäopolis.

Werft doch zu, wofern's euch lüstet! Der da soll dafür bezahlen!
(Er kriegt einen in seinem Vorhofe stehenden Kohlenkorb zu packen)
Laßt doch sehn, ob einer Kohlen Schicksal euch so wenig rühret!

Chor.

O! wir sind verlohren! Dieser Kohlenkorb ist unser Landsmann.
O halt ein! halt ein! Ich bitte!

Dikäopolis.

Heult nur! Seht, ich stoße zu!
Heult so viel ihr wollt, ich habe keine Ohren.

Chorführer.

Könntest du
Wohl so hart seyn, meinen alten Kameraden Kohlenfreund
Umzubringen?

Dikä-

Dikäopolis.

Habt ihr doch vorhin mich auch nicht hören wollen!

Chorführer.

Nun, so rede dann meinethalben von den Spartern selbst
Was dein Herz dir eingiebt: denn mein liebes
Kohlenkörbchen verrathen kann ich nicht!

Dikäopolis.

Gut, so laßt vor allem eu're Steine auf den Boden fallen!

Chorführer.

Sieh, da liegen sie! Nun leg' auch du dein Schwerdt dagegen ab!

Dikäopolis.

Schüttelt mir zuvor die Falten eu'rer Oberröcke aus.

Chorführer.

Auch das ist geschehn! Siehst du nicht wie ich schüttle?
Keine Ausflucht weiter, weg mit dem Mordgewehr!
Du siehst ja, wie jeder, zugleich mit der Wendung
Des Tanzes, sich schüttelt.

Dikäopolis.

Ihr hättet alle zugleich mit einem Schrey
Die Mäntel fallen lassen sollen! Wie wenig fehlte
Daß diese guten Kohlen vom Parnesberg

Durch

Durch ihrer eignen Landsleute Unverstand
Ums Leben gekommen wären! Seht einmahl
Wie der arme Kohlenkorb vor Todesangst
Mich über und über, wie ein Dintenfisch,
Mit seinem Staube bekackt hat! Es ist erschrecklich
Wenn Leute so herber Laune sind und schreyen und
Mit Steinen um sich werfen, ehe sie unser einen,
Selbst auf die billigsten Bedingungen, hören wollen,
Wiewohl er, mit dem Hals auf einem Hackblock,
Zu reden sich erboten; wie ich noch
Bereit bin, Alles, was ich über die Lakonen
Auf meinem Herzen habe, vorzutragen;
Und gleichwohl ist auch mir mein Leben lieb!

Chorführer.

Nun, wenn du denn so was gewaltiges
Zu sagen hast, was zögerst du
Den Fleischerblock herauszuholen?
Ich bin doch sehr begierig
Zu hören wie es lauten wird.
Auf die Gefahr der Strafe also, die du selbst
Dir setztest, stell den Block hier auf, und rede!

(Dikäopolis läßt den Hackblock heraustragen)

Dikäopolis.

Hier wäre denn der Hackblock, wie ihr sehr,
Und der, der mit dem Kopf auf ihm zu sprechen sich
Erkühnt, der Mann ist meine Wenigkeit.

Seyd

Seyd unbesorgt, ich werde mich, beym Zeus!
Mit keinem Schilde decken, und darum
Nicht minder von den Spartern sagen was ich denke.
Und gleichwohl hab' ich viel zu fürchten: denn ich kenne
Die Weise unsers Landvolks nur zu gut;
Ich weiß wie gern sie von den großen Prahlern 3)
Sich und der Stadt Lobreden halten lassen,
Gleich viel mit welchem Grund, und ohne
Zu merken daß sie verrathen und verkauft sind.
Auch unsre Alten Herren 4) kenn' ich, weiß recht gut
Wie wenig, wenn sie nur die Freude haben
Den Leuten ihre Steinchen an den Kopf
Zu werfen, alles übrige sie anficht. 5)
Ich sag es aus Erfahrung. Denn noch hab' ich nicht
Vergessen, wie mir, der vorjährigen
Komödie wegen, Kleon mitgespielt hat. 6)

Er

3) Den Demagogen, wie Kleon und seines gleichen.

4) Die ältern Bürger, aus welchen die Heliasten und andre Richter der verschiedenen Civil- und Kriminal-Gerichte in Athen erwählt wurden.

5) Anspielung auf die schwarzen und weißen Steine, die den Richtern ausgetheilt wurden, um heimlich ihre Stimmen über die Frage, schuldig oder nicht schuldig? zu geben.

6) Aristofanes hatte im 5ten Jahre des Peloponnesischen Krieges seine erste Komödie Δαιταλεις genannt, gegeben, worin er, wie es scheint, starke Ausfälle auf den Kleon gethan hatte. Aristofanes verwechselt hier seine eigene Person mit dem Dikäopolis, um dem Kleon, der nun einmahl sein Bär war, wieder Eins zu versetzen.

Digitized by Google

Er schleppte mich vor Rath, und dreschte dergestalt
Mit seiner Zunge auf mich los, ergoß
Gleich einem Waldstrom einen solchen Wust
Verläumderischer Lügen über mich
Herab, daß wenig fehlt', er hätte mich
Mit seinen schmuz'gen Rabulistenkniffen
Zu Grunde gerichtet. Erlaubt mir also, daß ich mich,
Eh ich zu reden beginn', in ein Kostüm, das sich
Zu meiner jämmerlichen Lage schickt, versetze.

Chorführer.

Wozu diese Wendungen? Diese Künste? Diese Aufzüge?
Meinethalben borge dem Jeronymos
Irgend einen dunkelzottichtdickbehaarten 7)
Helm des Höllengottes
Und selbst dem Sisyfos seine Ränke ab;
Zu diesem Kampfe wird dirs wenig frommen!

(Der Chor macht sich auf die Seite)

Dikäopolis (vor sich)

Nun ist es Zeit ein rechtes Herz zu fassen!
Vor allem muß ich zum Euripides.
Hollah! Bedienter!

Xefisofon.

Was giebts da?

Dikä-

7) Anspielung auf einen Vers eines frostigen Tragödiendichters, der, wie es scheint, vermittelst solcher halbellenlanger Beywörter Sensazion zu machen suchte.

Dikäopolis.

Ist Euripides zu Hause?

Refisofon.

Zu Haus und nicht zu Haus, nachdem du's nimmst.

Dikäopolis.

Wie kann er drin seyn, wenn er's nicht ist?

Refisofon.

O, das ist
Sehr möglich, alter Herr. Sein Geist ist auf
Die Versejagd gegangen; er hingegen
Liegt in der Schwebe drin, und macht
Ein Trauerspiel.

Dikäopolis.

O dreymahl glücklicher Euripides,
Von dem sogar der Sklave solche witzige
Antworten giebt! — Ruf ihn einmahl heraus.

Refisofon.

Das geht nicht an.

Dikäopolis.

Es muß wohl! Eh ich mich
Abweisen lasse, klopf ich ihn heraus. (er klopft)
Euripides? He! liebes Euripidchen, wenn

Du

Du jemahls einen Menschen hörtest, höre mich!
Ich, Dikäopolis von Chollis 8), rufe dir.

Euripides (von innen heraus rufend)

Ich habe keine Zeit.

Dikäopolis.

So laß dich wenigstens
Nur vorwärts drehen. 9)

Euripides.

Auch das kann nicht seyn.

Dikäopolis.

Doch, doch!

Euripides.

Nun! vordreh'n will ich mich wohl lassen,
Nur zum herunterkommen hab' ich keine Zeit.

(Die Scene wird umgedreht und zeigt den Euripides im Innern seines Hauses, in einer Maschine, die in der Luft schwebt, sitzend.)

Dikäo-

8) So hieß der Demos, oder Stammort, aus welchem Dikäopolis gebürtig war.

9) Dies ist eine Art von burlesker Vermischung der wirklichen Scene mit dem was sie vorstellen soll, die unserm Autor sehr gewöhnlich ist, und zum Beweise dienen hilft, wie wenig er und vermuthlich alle seine damah-

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

Was iſts?

Dikäopolis.

Wie kommt es, daß du
Zur Arbeit dich ſo hoch hinauf ſchwingſt, da es doch
Wohl auch da unten gienge? Nun begreif ich erſt
Warum du ſo viel lahme Helden machſt.
Und warum haſt du ſolche jämmerliche
Tragödien-Lumpen um die Schultern hangen?
Du magſt wohl, ſeh ich, gute Gründe haben
Warum du deine Helden ſo gern zu Bettlern 10) machſt.
Doch, dem ſey wie ihm will, auf meinen Knien,
Euripides, bitt' ich dich, leih mir aus einem

Von

lige Kunſtverwandte Bedenken trugen, ihre Zuſchauer in der Illuſion zu ſtören, oder vielmehr, wie wenig das, was man heut zu Tage ſo nennt, bey ihnen Zweck war.

10) Nehmlich, weil du ſelber einer biſt. Dieſe ganze Scene hat augenſcheinlich keinen andern Zweck, als ſich zugleich über die Armuth der Erfindungskraft und über die häusliche Armuth des Euripides mit einem Muthwillen luſtig zu machen, der nur deſto unbarmherziger wird, weil er mit ſo vieler Feinheit, Urbanität und anſcheinender Argloſigkeit zu Werke geht.

Digitized by Google

Von deinen alten Stücken einen Bettlerkittel!
Ich brauch' ihn, weil ich eine lange Rede an
Den Chor zu halten habe, die, wofern
Ich schlecht bestehe, mir das Leben kosten wird.

Euripides.

Von Herzen gern. Willst du die alten Lumpen
Worin der alte unglückliche Oeneus kämpfte?

Dikäopolis.

Von dem nicht, der ist noch nicht jämmerlich
Genug.

Euripides.

Vom blinden Fönix etwan?

Dikäopolis.

Auch von dem nicht;
Es war ein andrer weit armsel'gerer.

Euripides.

Du bist nicht leicht zu befriedigen, wie ich sehe.
Stehn dir vielleicht die Haderlumpen an
Worin ich Filoktreten betteln lasse?

Dikäopolis.

Nein!
Von einem, der noch viel bettelhafter ist.

Euripides.

So wird dir hoffentlich der Kittel meines
Bellerofons doch schmutzig gnug seyn?

Dikäopolis.

Auch nicht
Bellerofon! Der, den ich meine, ist zugleich
Ein Bettler, lahm, geschwätzig, und ein großer Redner.

Euripides.

Nun bin ich auf der Fährte, — Telefos.
Aus Mysien?

Dikäopolis.

Der ist's! von dem gieb mir die Lumpen!

Euripides.

He, Junge! hohle ihm den Bettelrock
Vom Telefos herab! Er liegt da oben, zwischen
Thyest's und Ino's Hadern mitten in.

Refisofon (zu Dikäopolis)

Hier!

Dikäopolis.

(indem er die Lumpen um sich wirft)

O Zeus, der alles durch- und überschaut,
Laß dies Kostüm des bittern Elends mir
Gedeihn! — Und du, Euripides, da du bereits

So

So viel für mich gethan hast, gieb mir auch
Das einzige noch, was mir, um ein
Vollständiger Telefos zu seyn, noch fehlt,
Die mysische Kappe um den Kopf —
„Denn heute muß ich wie ein Bettler aussehn,
„Und was ich bin zwar bleiben doch nicht scheinen." 11)
Die Zuschauer mögen immer wissen wer ich bin;
Nur die Choristen sollen wie die Pinsel dastehn,
Und hören, wie ich ihnen in gar schmucken Wörtchen
Den Esel bohre.

Euripides.

Sollst die Kappe haben!
Du bist ein Spitzkopf, wie ich merke,
Und brütest über irgend einem feinen Stückchen.

Dikäopolis.

„Wohl mög' es Dir ergehn und deinem Telefos!
(Wie ich es meyne)". Ha! wie mir, seitdem
Ich diese Lumpen trage, die Formeln in den Leib
Gefahren sind! Und gleichwohl fehlt mir noch
Ein Knotenstock.

Euripides (giebt ihm einen)

Nimm hier und packe dich!

11) Parodie zweyer Verse des Euripides aus seinem Telefos, welcher noch mehrere folgen.

Digitized by Google

Dikäopolis.

(vor sich) O Herz, du siehst wie man die Thür mir weiset,
Wiewohl mir noch zur ganzen Ausstaffierung viel
Gebricht. Nun mache diesem Aufzug Ehre, bettle,
Sey dringend, hänge dich wie eine Klette an! —
(im bettelnden Ton) Euripides, nur noch ein Körbchen gieb mir, nur
Dies von der Lampe durchgebrannte da!

Euripides.

Was könnte dir der Bettel helfen, armer Schelm?

Dikäopolis.

Nun, helfen könnt es mir nicht viel, doch hätt' ich's gern.

Euripides.

Du wirst beschwerlich; weg von meinem Hause!

Dikäopolis.

Ach! — Möchtest du dafür so glücklich werden
Wie deine Mutter einst!

Euripides (indem er ihm das Körbchen giebt)

Da! geh nun, sag' ich.

Dikäo-

Dikäopolis.

Noch nicht! Eines gieb mir noch, das Becherchen
Mit dem zerbrochnen Rande dort —

Euripides.

So nimm's,
Und sey mir länger nicht in meinem Hause lästig!

Dikäopolis.

(vor sich) Daß doch der Mann nicht weiß wie lästig er uns ist!
(zum Euripid.) O allersüßester Euripides,
Nur dieses einzige noch, das Töpfchen dort
Woraus der Schwamm hervorguckt —

Euripides.

Mensch, du leerest mir
Mein ganzes Magazin! So nimm dann hin,
Und packe dich!

Dikäopolis.

Ich geh' — Und doch, was hilft es mir?
Mir fehlt noch eins, und wenn ichs nicht bekommen kann,
Bin ich verlohren. Hör mich, süßester Euripides!
Gieb mir nur das noch, und ich geh und komme dir
Nicht wieder — nur ein Paar welke Blätter Kohl
In meinen Korb.

Euripides.

Du mordest mich! — Da, hast du!
Mein ganzer tragischer Vorrath geht dahin!

Dikäopolis.

Nichts mehr! Ich gehe. Unser eins soll freylich nie
Vergessen, daß uns große Herren nicht
Gut leiden können!

(Er thut als ob er gehe, kommt aber bald mit possierlichen Ausdrücken von Verzweiflung zurück)

O weh mir! weh
Mir unglückselʼgen Mann! Ich bin verlohren!
Gerade das vergessen woran mir alles liegt!
O liebstes, allerliebstes Euripidchen,
Mich soll der Donner und das Wetter, wenn ich dich
In meinem Leben wieder mit einer Bitte
Behellige, ausser dieser einen ganz allein!
Nur eine Handvoll Bocksbart, dessen du
Von deiner Mutter in Menge haben mußt! 12)

Euri-

12) Die Mutter des Euripides soll eine Kräuterhändlerin gewesen seyn, und Aristofanes findet ein eignes boßhaftes Vergnügen daran, ihn so oft er kann in seinen Stücken daran zu erinnern. Der spöttische Einfall mit dem Bocksbart bezieht sich, nach dem Scholiasten, darauf, daß die Mutter des Euripides im Ruf war ihre grüne Waaren zu verfälschen, und z. B. die Peterfilien mit einem ihnen ähnlichen Unkraut, Tragopogon oder Bocksbart genannt, zu vermischen.

Digitized by Google

Euripides.

Der Mann wird grob — (zu seinem Diener) Geh!
schlag die Thüre zu.
(Die Scene dreht sich wieder)

Dikäopolis.

Freund Dikäopolis, wir werden ohne Bocksbart
Uns streichen müssen. — Indessen weißt du, welchen
Kampf
Wir nun zu kämpfen haben, da wir über
Die Männer von Lakedämon reden sollen.
So nimm dich dann zusammen, Dikäopolis!
Hier sind die Schranken! — Graut dir? Hast du
nicht
Den ganzen Euripides im Leibe? — Magst
Bey allem dem nicht unrecht haben! Aber
Da es nun nicht anders ist, mein armer Freund,
So geh und trage deinen Kopf getrost
Zum Hackblock hin, um auch dafür einmahl
Aus freyer Brust zu sagen was du denkst.
So geh doch! Vorwärts! Frisch ans Werk, mein
Herz!

Der Chor.

Was wirst du beginnen? Was sagen können?
Fühlst du nun welch ein unverschämter
Eisenköpfiger Mensch du bist?

Der bloß, um Mutterseelallein der ganzen Stadt
Zu widersprechen, seinen Hals aufs Spiel setzt!

Eine Hälfte des Chors.

Unerschrocken scheint der Mann ans
Werk zu gehn. Wohlan dann, rede
Weils dein eigner Willen ist —

Dikäopolis (mit dem Kopf auf dem Hackblock)

Ihr Herren Zuschauer, legt mirs nicht zum Argen aus,
Daß ich, wiewohl ich nur ein armer lumpichter
Komödienmacher bin, zu Athenern über Sachen
Gemeiner Stadt zu sprechen mich erdreiste.
Auch die Komödie kennt was wahr und recht ist.
Ich werd' euch harte Dinge sagen, aber wahre.
Auch wird mich Kleon diesmahl nicht beschuld'gen können,
Ich rede böses von der Republik vor Fremden.
Hier sind wir unter uns, wie am Lenäenfeste
Gewöhnlich; noch sind keine Fremden da;
Denn weder die Kriegssteuer von den Schutzverwandten, noch
Die Kontingente von den Bundsgenossen kommen; 13)
Kurz, wir, so viele unsrer hier zugegen sind,
Sind

13) Ein feiner Zug im Vorbeygehn auf die Unzuverläßigkeit der Hülfsquellen, womit die Demagogen das Volk immer bey Muth zu erhalten suchten.

Sind lauter ächte ausgereiterte
Athener, ganz von fremden Spreuern rein.
Auch ich bin den Spartanern herzlich gram,
Und meinetwegen möchte der Gott auf Tänaros
Poseidon ihnen mit einem tücht'gen Erdstoß allen
Die Häuser auf die Köpfe werfen — denn
Auch meinen Weinstock haben sie verbrannt.
Inzwischen, und weil ich hier vor lauter Freunden rede,
So sag' ich: warum klagen wir die Sparter
Deswegen an? In eu'rer Mitte, ihr Herr'n —
(Ich meyne nicht die Stadt, das merkt euch wohl,
Die Rede ist nicht von der Stadt) — ich sage,
Es gab in eurer Mitte Männerchen
Von schlechtem Schrot und Korn, verdienstlos, übel
Berufen, deren Stand sogar im Zweifel war, 14)
Die ihr Geschäft draus machten, sich über die gestutzten
Kaputte der Megarer aufzuhalten,
Und wo sie einen Kürbis sahen, oder
Ein Häschen, ein Ferkel, einen Knoblauch, ein
Par Körnchen Salz, das alles mußte gleich
Megarisch seyn, und wurde eingezogen,
Und selben Tags verkauft. Doch dies sind Kleinigkeiten;

Die

14) d. i. von denen es zweifelhaft war, ob sie wirklich Bürger von Athen seyen; ein Fall, der damahls häufig vorkam und eine der zehentausend Quellen von den ewigen Processen war, womit die streitsüchtigen Athener sich die Zeit vertrieben, und das zahllose Heer ihrer Advokaten, Sykofanten und Richter fütterten.

Digitized by Google

Die Landesart bringt's mit sich — Etwas wichtigers!
Ein Par milchbärt'ge Schwärmer waren nach Megara
Gegangen, und hatten trunknes Muthes dort die Hure
Simätha weggestohlen. Die Megarer, in
Der Wuth des ersten Schmerzes, hohlten sich dafür
Zwey andre Huren aus Aspasiens Hause.
Das war der Anfang eines Kriegs, in welchen
Nun alle Griechen sich verwickelt sehn —
Um dreyer Metzen willen. 15) Daher der Zorn,
Worin, gleich einem neuen Zeus Olympios,
Perikles, auf ganz Griechenland herunter
Blitzend und donnernd, alles durch einander mischte,
Und das Edikt im Ton der Skolien
Timokreons, 16) worin er die Megarer

Von

15) Wer mit der Griechischen Geschichte dieser Zeit etwas bekannt ist, weiß freylich besser was die wahre Ursache des Peloponnesischen Krieges war; nehmlich der herschsüchtige Uebermuth, womit die Athener sich ihres Glücks bedienten auf der einen, und die neidische Eifersucht der Spartaner, Korinther und Thebaner auf der andern Seite. Dies konnte auch unserm Dichter nicht verborgen seyn. Allein zu seinem Zweck hatte er einer lächerlichen und verächtlichen Veranlassung des Krieges nöthig; und so benutzte er eine damahls herumgehende Sage, die er in seiner genialischen Manier gut genug aufzustutzen weiß, daß sie in einem Possenspiel für die Ursache des Krieges gelten konnte.

16) Anspielung auf ein gewisses damahls allgemein bekanntes Trinklied des Dichters Timokreon, wovon etliche

Verse

Von Land und Meer und Markt und Häfen ausschloß.
Was Wunder, daß sie, wie der Hunger sie allmählig
Zu nagen anfieng, sich an Sparta wandten,
Und auszumitteln baten, daß der Volksschluß auf-
Gehoben würde, den die besagten Huren
Veranlaßt hatten? Allein, wir ließen uns immer
Vergebens bitten, und so mußt es denn ja wohl
Zuletzt zum Kriege kommen. Sagt mir jemand:
Das hätte nicht seyn sollen! so frag ich ihn:
Was hätte denn sollen seyn? Gesetzt, ein Mann
Aus Lakedämon hätt' in üppigem Muthe
Die Reise nach Serifus 17) sich nicht dauern lassen,
Um den Serifiern einen kleinen Hund zu mausen:
Sagt, hättet ihr zu Hause still gesessen?
Da fehlt wohl viel! Sogleich dreyhundert Schiffe aus-
Gerüstet! — wär' euer erstes Wort gewesen.
Auf einmahl wäre die ganze Stadt von Waffenklang,
Geschrey der Schiffsoldaten, Lerm der Hauptmanns-
wahlen,

Von

Verse einige Aehnlichkeit mit einer Stelle des Edikts gegen die Megarer hatten. Das pikante aller im Aristofanes so häufig vorkommenden Pläsanterien dieser Art geht, zu großem Nachtheil des Dichters, der Leser und des Uebersetzers für uns ganz verlohren.

17) Eine kleine unbedeutende Insel die unter der Bothmäßigkeit der Athener stand.

Von Soldauszahlen, Vergolden der Pallasbilder 18)
Gedräng ums Magazin, Getreidemessen, Schläuchen
Und Ruderriemen, Fässerkäufern, Knoblauch,
Oliven, Zwiebeln in Netzen, Blumenkränzen,
Flötenspielerinnen, und blauen Augen;
So wie das Werft vom Lerm der Zimmerleute
Und Schmidte, von hoblen, bohren, hammern, pfeifen,
Trallern und Heyda rufen, voll gewesen.
So hättet Ihr's gemacht: und „Telefos sollte nicht
Deßgleichen thun?" — Wo hattet ihr euern Sinn,
Da ihr so etwas denken konntet?

Eine Hälfte des Chors.

Und dies, du abgefeimter Schurke, nennst du wahr?
So unterwindet sich ein Lumpenkerl wie du
Mit uns zu reden? Uns ins Angesicht zu lästern?
Ein Sykofant, wenn jemahls einer war!

Die andre Hälfte.

O, beym Poseidon! was er da gesagt
Ist alles, wie ers sagt, die reine Wahrheit.

Erste Hälfte.

Und wär's auch wahr, geziemt sich's, es zu sagen?
Doch, seine Kühnheit soll ihm wenig Freude bringen!
(Einer will auf den Dikäopolis losgehen)

Andre

18) Womit sie die Vordertheile der Schiffe auszuzieren pflegten.

Digitized by Google

Andre Hälfte.

He! Du da, willst du bleiben? — Gieb ihm einen Schlag
Wenn du die Peitsche selber kosten willst!

Erste Hälfte.

O mein Lamachos, blitzeblickender Lamachos, 19)
Zu Hülfe! du mit dem Gorgonischen Helmbusch,
Erschein, o Lamachos, Freund, Stammgenoß,
Und wo noch ein Schiffhauptmann oder Feldherr
Oder sonst ein Mauerstürmer in der Näh' ist,
Zu Hülfe, zu Hülfe! Mir geschieht Gewalt!

(Lamachos kommt in Hauskleidung, aber mit seinem Streithelm auf dem Kopfe, aus seinem Hause heraus)

Lama-

19) Der Feldherr Lamachos war keiner von den geringsten, die sich in diesem Kriege hervorthaten; es fehlte ihm nicht an Muth; er scheint sich aber durch eine gewisse Affektazion, in seiner Art sich zu bewaffnen, ausgezeichnet und unserm Autor, der keine Blöße unbenutzt läßt, dadurch zu den leichtfertigen Spöttereyen, womit er ihn so reichlich begießt, Anlaß gegeben zu haben. Uebrigens ist die nähere Ursache warum ihn Aristofanes in diesem Stück dem Gelächter des Pöbels Preis gab, nicht bekannt. Vermuthlich war er ein Freund Kleons und ein hitziger Partisan der Parthey, die den Krieg fortgesetzt wissen wollte.

Digitized by Google

Lamachos (pathetisch)

Woher die Stimme, die zum Kampf mich ruft?
Wo braucht man meiner Hülfe? Wer hat meine
Gorgone aus ihrem Futteral geweckt?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, der Federbüsche und Kohorten —

Erste Hälfte des Chors.

O Lamachos, macht dieser Mensch nicht längst sein Werk
Daraus, das schnödeste von unsrer ganzen Stadt
Zu sagen?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, verzeihe, wenn
Ein armer Mann, wie ich, ein Wort zu viel
Gesprochen haben sollte!

Lamachos.

Und was sprachst du dann?

Dikäopolis.

Ich weiß es selbst nicht mehr, so schwindlicht ist
Aus Furcht vor deinem Helm der Kopf mir worden.
Ich bitte flehentlich, schaff doch das Ungethüm
Mir aus den Augen!

Lama-

Digitized by Google

Lamachos.

Sey's darum!

Dikäopolis.

Und, darf ich bitten,
So leg' ihn umgekehrt.

Lamachos.

Auch das!

Dikäopolis.

Und zieh
Mir eine Feder aus dem Busch heraus.

Lamachos.

Da hast du eine.

Dikäopolis.

Halte mir den Kopf.
Mein Magen kehrt sich um, sobald
Ich einen Helmbusch sehe.
(er kitzelt sich mit der Feder im Halse)

Lamachos.

Du, was machst
Du da? Du wirst doch mit der Feder nicht
Dich zum erbrechen reizen wollen?

Dikäopolis.

Sage mir
Von wem ist die Feder?

Lamachos.

Von einem Vogel.

Dikäopolis.

Vom Rauschekniſterling 20) vermuthlich?

Lamachos.

Armer Wicht!

Du biſt ein todter Mann!

Dikäopolis.

Nicht doch! So weit

Reicht deine Macht nicht, Lamachos. Doch, wenn
Du denn ſo ſtark biſt, warum fällſt du mir
Nicht in den Rücken? Rüſtig ſcheinſt du g'nug dazu. 21)

Lamachos.

Wie? darf ein Bettler ſo mit einem Feldherrn ſprechen?

Dikäopolis.

Ich wär' ein Bettler? ich?

Lama-

20) Das Aequivalent, ſo gut ſichs machen laſſen wollte, für den Κομπολακυθος des Ariſtofanes, den man eben ſo vergeblich im Aldrovandi, Briſſon, Willoughby, Klein oder Büffon ſuchen würde als jenen.

21) Ich erinnere ungern, daß dieß im Original eine ſehr unziemliche Zote iſt.

Lamachos.

Was bist du denn?

Dikäopolis.

Wer ich bin? — Ein guter Bürger, den der Kitzel
Der Herrschsucht nie in seinem Leben stach,
Und seit dem Krieg ein ehrlicher Soldat;
Zum Feldherrn machte die Gewinnsucht dich.

Lamachos.

Das Volk erwählte mich —

Dikäopolis.

Drey dumme Gimpel! 22)
Das ist es eben, was mich vor Verdruß dazu
Gebracht hat, Frieden zu schließen; daß ich sehen mußte
Wie mancher brave Graukopf an die Schlachtbank
Geführt wird, während deinesgleichen, junge Bursche,
Sich aus dem Staube machen für drey Drachmen
Als Kommissare in der Welt herumzuziehn,
Nach Thrazien die, zum Chares jene, andre nach
Chaonien, Kamarina, Gela und Katagela. 23)

22) Eigentlich, drey Kuckucke. Vielleicht irgend eine Anspielung auf einen uns unbekannten Umstand seiner Erwählung zum Feldherrn.

23) Die Uebersetzung ist in den drey letzten Versen nicht genau und konnte es nicht seyn, wie ich denjenigen, die das Original lesen können, nicht zu sagen brauche.

Digitized by Google

Lamachos.

Weil sie dazu erwählt sind.

Dikäopolis.

Doch, die Ursach
Warum nur ihr von allen Seiten Lohn empfangt
Und jene nichts? — Zum Beyspiel — Du, Mari-
lades, 24)
Du bist schon eisgrau; sage, ob du jemahls
In deinem Leben auf Gesandschaft warst?
Er schüttelt Nein — und gleichwohl ists ein braver
Und fleissiger Mann! — Hier sind Euforides,
Thrasylles, Primides — Kennt einer unter euch
Chaonien oder Ekbatana? Nein, sagen sie.
Dafür sind Kösyras und Lamachos
Schon besser dort bekannt, sie, denen
Noch kürzlich, weil sie ihre Ehrenschulden nicht
Bezahlten, von ihren Freunden selbst, im Tone
Womit man schmuzges Wasser abends aus der Thür
Zu schütten pflegt, „bleib draussen" zugerufen wurde.

Lamachos.

O suveränes Volk, ist das erträglich?

Dikäo-

24) Die Männer, welche Dikäopolis hier, scherzweise, aufruft, waren, wie es scheint, Leute aus dem Chor, die er bey ihren eignen Nahmen nennt, um dem Volk dadurch ein Lachen zuzubereiten.

Dikäopolis.

Nein,
Wenn Lamachos nicht bar dafür bezahlet würde.

Lamachos.

Nun, so gelob' ich allen Peloponnesiern
Sie ewig zu befehden und nach allen Kräften
Zu ängstigen, überall, zu Wasser und zu Land!
(geht ab)

Dikäopolis.

Ich aber lade hiemit den ganzen Peloponnes
Mit allen Megarern und Böotiern zum freyen
Verkauf und Einkauf ein auf meinem Markt,
Den Lamachos ausdrücklich ausgeschlossen!
(geht ab)

Der Chorführer.

Der Mann hat obgesiegt und das Volk, was den Waffenstillstand betrift,
Ganz herum gebracht. Also die Mäntel abgelegt, und die Anapästen angefangen! 25)

(Der Chor steigt in die Thymele herab und wendet sich an die Zuschauer.)

25) Es war ein eigenes Privilegium, das die komischen Dichter hatten, am Schluß eines Akts, während die Hand-

Der Chorführer.

Seitdem als unser Meister die Scene mit komischen
Chören bestiegen,
Sah man ihn nie hervorgehn, dem Volke von seinen
Verdiensten zu sprechen;
Da ihm aber von seinen Feinden bey den raschenzschloß-
nen Athenern
Schuld gegeben wird, er bringe den Staat auf die
Bühne und insultiere
Das regierende Volk: so liegt ihm ob, sich bey den be-
sonnenern Athenern
Zu vertheidigen. Unser Dichter also behauptet, er sey
zu vielerley Gutem
Euch verhülflich gewesen, indem er euch abgehalten, von
fremden Rednern
Euch nicht gar zu arg hintergehn zu lassen, nicht so gar
viel Freude an allen
Die euch streicheln zu haben, und nicht so dämisch in
euerm Bürgerkarakter
Zu seyn. Wenn ehmals fremde Gesandten eine Nase
euch drehen wollten, so nannten
Sie

Handlung hinter der Scene fortzuschreiten präsumiert wird, den Chor, oder vielmehr den Chorführer an der Spitze desselben dies oder jenes, was der Dichter auf dem Herzen hatte, dem Volke statt seiner in Anapästen vortragen zu lassen. Hier folgt das erste Beyspiel dieser sonderbaren Eigenheit des komischen Drama's zu Athen.

Digitized by Google

Sie euch Josefanus, 26) und wie das Wort heraus
war, lauschtet ihr auf und konntet
Der Veilchenkränze wegen kaum auf dem Rande des
Hinterns sitzen bleiben.
Wer euch aber vollends ein liparas Athenas 27) an die
Nase strich, der hatte
Des liparas wegen, womit er euch so schlüpfrig wie
Meergründel öhlte,
Was er wollte von euch. Indem nun der Dichter vor
solchen Kniffen euch warnte, und zeigte
Wie ihrs anstellen müßtet, um eure Demokratie auch
den übrigen Städten
Beliebt zu machen, ist er, wie gesagt, euch zu vielem
Guten behülflich geworden. 28)

26) Veilchenbekränzt. Die Athener waren eben so große Liebhaber von Veilchen, wie die Römer von Rosen, und hörten sich gern mit diesem Pindarischen Beyworte belegen.

27) Glänzendes Athen. Das Attische Salz dieser Stelle ist für uns verduftet. Indessen bezeichnet sie doch auf eine sehr anschauliche Weise einen Hauptzug des Karakters der Athener, deren lebhafte Fantasie durch ein einziges Wort, vermöge der Menge angenehmer Bilder, die es in ihr erregte, in Entzücken gesetzt werden konnte.

28) Wenn es wahr ist, daß die Daitalier die erste, und die Acharner die zweyte Komödie unsers Dichters war, so müßte er sich alle die Verdienste um den Staat, die er in dieser sehr naiven Anrede so hoch anschlägt, schon in den Daitaliern gemacht haben, so wie er auch in denselben seinen ersten Angriff auf Kleon that.

Auch seht ihr wie ungeduldig die Männer sind, die den Tribut der Städte euch bringen,
Den wackern Dichter zu sehn, der auf seine Gefahr es wagte den Athenern
Gerechtigkeit zu pred'gen; ein Wagestück, das ihm selbst in den fernesten Landen
So vielen Ruhm gebracht, daß, als der große König die Gesandten
Von Sparta zum Verhör zuließ, nach der Frage, „ob wir oder sie die größere Seemacht
Wären?" 29) gleich die zweite war, „welchen von euch beiden unser Dichter
Die bittersten Pillen zu verschlucken gebe?" — Denn, sagt' er, die könnten gewiß seyn
Zu siegen und Meister von Hellas zu werden, die diesen Mann zum Rathgeber hätten.
Das ists auch warum die Lakonen so sehr auf den Frieden dringen, und bloß auf Aginens
Abtretung bestehn; nicht als läg' ihnen so viel an diesem Inselchen, sondern
Um unsern Dichter euch wegzufischen. 30) Besorget also nie, daß er jemahls
Die gute Sache bespotten werde. Vielmehr verspricht er, euch heilsame Winke

Zu

29) Eine Frage, welche den Athenern ungefähr eben so lächerlich vorkommen mußte als den Holländern, wenn der König von Spanien ihren Gesandten fragte, ob Amsterdam oder Lüttich die größere Handelsstadt sey.
30) Welcher ein Landgut auf dieser Insel besaß.

Zu geben, wie ihr höchst glücklich werden könntet.
Freylich, euch zu hätscheln,
Mit Tagegeldern zu kirren, mit Lob zu betäufeln und
mit Gaukelkünsten zu täuschen
Ist seines Thuns nicht: aber dafür wird er euch immer
ehrlich zum Besten rathen.

Und nun mag Kleon meinetwegen
Alle seine Ränke und Kniffe gegen mich
Spielen lassen. Mir wird Rechtschaffenheit und
Wahrheit zur Seite kämpfen, und nimmer
Soll die Stadt so übel mit mir fahren
Wie mit jenen hasenherzigen Knäben!

Eine Hälfte des Chors.

Herbey, o du mit der brennenden Feuerkraft,
Derbe Acharnische Muse!
Wie aus unsern steineichnen Kohlen,
Vom ziehenden Winde gereizt,
Der Funk' emporsteigt,
Wenn die Bratfische beygesetzt werden sollen,
Und, indeß die Einen die Thasische Tunke rühren,
Andre den Teig zu den Kuchen kneten:
So eil' o Muse, den rauhen
Kräftigen, bäurischen Landgesang
Deinem Gemeindsmann zuzutragen!

Der Chor.

Billig ſind wir alten Greiſe ungehalten auf die Stadt,
Denn zu ſchlecht wird uns vergolten was wir einſt um
ſie verdient.
Statt uns, die im ſchweren Seedienſt ihre Jugend-
kraft verzehrten,
Nun im Alter dafür zu pflegen, wird uns übel mitge-
ſpielt.
Iſt's nicht häßlich, alte Männer unſers gleichen in Pro-
ceſſe
Zu verſtricken? ſie dem loſen Hohngelächter junger
Schwätzer
Preis zu geben? Abgelebte Greiſe, deren ſchwache
Bruſt,
Ausgenützten Flöten ähnlich, keinen Ton mehr halten
kann!
Deren ſchützender Poſeidon leider! nun die Krücke iſt!
Knurrend ſtehn wir am Altare, wo wir was wir nicht
verſtehen
Schwören müſſen, und ſehn von allem nur das Dunkel
der Juſtitz:
Während unſer junger Gegner, der auf eine ſchöne
Rede
Sich mit Fleiß gefaßt gemacht hat, ſtraks mit jedem
Schlage trifft,
Uns mit runden Perioden erſt umwickelt, dann hervor-
zieht

Und

Und mit seinen spitz'gen Fragen in versteckte Fallen treibt,
Sich nicht schämend einen alten Titon so herum zu zerren,
Zu verwirren, zu betäuben, einen Graukopf, der sein Urtheil
Mit verzognen Lippen anhört, dann, mit einer Schuld beladen,
Schluchzend sich nach Hause schleicht, seinen Freunden mit Thränen sagend:
Was ich zu meinem Sarg ersparte, nimmt die liebe Justitz mir ab!

Die Hälfte des Chors.

Kann das billig seyn, einen alten grauen Mann
So nach der Wasseruhr zu Grunde zu richten,
Der einst viel fürs Vaterland
Ausgestanden, viel warmen männlichen
Schweiß von der heißen Stirne sich gewischt,
Und bey Marathon als ein braver Bürger sich gezeigt hat?
Als wir zu Marathon standen, jagten wir den Feind,
Izt werden wir von bösen Buben gehetzt
Und oben drein um Geld gebüßt!
Was kann Marpsias 30) selbst hierauf zu sagen haben?

Der

30) Ohnezweifel ein bekannter Rabulist der damahligen Zeit, so wie der bald darauf angestochene Evathlos.

Der Chor.

Oder, wer kann billig finden, wenn ein krummgebog-
ner Greis
Wie Thukydides bloß darum, weil ein rabulistischer
Schwätzer,
Ein Kefisodem, ihm Händel machte, mitten in Athen
So verlohren ist als mitten in den Steppen Skythiens?
Wahrlich mich erbarmt es, und ich muste mir die Au-
gen wischen,
Wenn ein Amtknecht sich erfrechte Hand an einen alten
Vater
Wie Thukydides zu legen, der so was zu seiner Zeit
Bey Demetern! von der Göttin selber nicht geduldet
hätte;
Eher zehen solche Kämpfer wie Evathlos hingeworfen,
Mit dem bloßen Donner seiner Stimme dreymahl Tau-
send
Bogenschützen niedergeschrien, und des Häschers ganze
Sippschaft
Mit den Seitenlinien allen eh' zusammengeschossen
hätte.
Wenn ihr aber ja uns Alten auch den Schlaf nicht
gönnen wollt,
Nun so macht doch wenigstens ein Gesetz, daß unsern
Händeln
Ihren eignen Gang erlaube, so, daß gegen einen Al-
ten

Nur

Nur ein andrer gleich betagter, gleich zahnloser Advokat
Klagen dürfe; so wie gegen junge nur ein andrer junger
Loser weitgebohrter Schwätzer, wie der Sohn des Klei-
nias. 31)
Strafen müssen immer bleiben; nur erkenne dem Be-
klagten,
Ist er alt, die Buß' ein Alter, ist er jung, ein junger,
zu!

(Die Fortsetzung nächstens.)

31) Alkibiades.

W.

II.

Chorografische Beschreibung der Päße, wodurch die Franzosen in Piemont eingedrungen sind.

Die Nachrichten, welche wir von den Fortschritten der Neufranken in Piemont durch die Zeitungen erhalten, werden uns sehr kärglich und mager zugemessen, und wenn je eine etwas umständlicher ist, so trägt sie selten durchaus das Gepräge der Wahrheit. Man sollte fast glauben, man habe auf den Schweitzer- und Tiroler-Alpen einen Kordon geschlossen, um keine Nachricht anders als verhunzt und beschnitten durchschlüpfen zu laßen. Daß die

dreist-

dreisten wilden Republikaner durch sieben verschiedene Päſſe der westlichen und südlichen Alpen in Piemont eingedrungen sind, darin stimmen alle Nachrichten zusammen; wie weit sie aber von jeder Seite hervorgerückt, und ihre wahre Stärke, bleibt uns ungewiß und unbestimmt. Nach der zu Turin vereitelten Verschwörung zogen sie sich, den Zeitungen gemäß, eilends aus den Piemontesischen Provinzen zurück; eben als nutzte ihnen nun nichts mehr der schwer errungene Besitz der Päſſe von Mont Cenis, von Mirabouc, vom Ormea und Col di Tenda. Daß dieses aber, wie die Lokal-Umstände zum voraus zeigten, eine voreilige Nachricht war, wird jetzt seit der vereitelten Verschwörung wenigstens in der Provinz Mondovi offenbar, da die Zeitungen uns erzählen, daß die daselbst in Masse aufgestandenen Bauern den Feind aus ihren Posten Montaldo, Pamperato, Roburent, Scagnello, Battifollo, vertrieben haben. Weil diese Oerter in der Nachbarschaft und auf der Seite von Ceva liegen, so sind die Franzosen vielmehr vorgerückt, und hatten nichts weniger als die Provinz Mondovi verlassen. Folglich besitzen sie noch wenigstens das Thal Tanaro, sammt Ormea, und Garessio, wo die Landstraßen von Oneglia her und aus dem Gennesat zusammentreffen, und ihnen alle mögliche Hülfsmittel ungehindert und ohne Gefahr zugeführt werden. Eben so wird es sich zeigen, daß sie sich nur ins Thal von Limone, nicht bis ins Thal von Tenda zurückgezogen, um

den

den so wichtigen Paß über Col di Tenda den Piemontesern nicht Preis zu geben. Dieses Beyspiel beweiset, wie viel daran gelegen sey, das Lokale des Kriegsschauplatzes zu kennen, um die Wahrscheinlichkeit der Zeitungsnachrichten zu beurtheilen. Die gewöhnlichen Erdbeschreibungen und Landkarten, z. B. die Homannischen, sind hierzu nicht hinreichend. Bald fehlen die Oerter, deren Lage man zu wissen verlangt, bald sind diese sehr fehlerhaft geschrieben. Wenn man die Geografie des Galanti, welche doch, was die Staaten des Königs von Sardinien anbelangt, von einem geschickten Mann aus Turin, Nahmens Peloglio, herrührt, und alle bewohnte Oerter jeder Provinz anzeiget, dagegen hält, sollte man fast glauben, ein anderes Land vor Augen zu haben. Jedoch muß ich der Homannischen Karte, welche Savoyen, Piemont und Monferrat vorstellt, dieses zum Ruhm nachsagen, daß sie die Landstraßen und Päße durch die Alpen ziemlich genau und richtig anzeiget, welches ein sehr wesentlicher Vorzug ist. Denen zu Liebe, welche sich in diesen bedenklichen Kriegeszeiten nach Wahrheit sehnen, will ich mich bemühen, eine so viel mir möglich genaue Beschreibung der Lage und Beschaffenheit der Päße, wodurch die Franzosen in Piemont eingedrungen sind, und der Oerter und Festungen, deren sie sich entweder schon bemächtigt, oder die ihnen zunächst noch im Wege stehen, aus zuverläßigen Quellen *) zu entwerfen, und sowohl die politischen

*) Die Hauptquellen, woraus ich geschöpft habe, sind, Galanti Nuova Geografia d'Italia (die Uebersetzung die

tischen als natürlichen Umstände anzumerken, welche in den Provinzen, die auf den Grenzen liegen, ihre Fortschritte hindern oder befördern können.

Die Pässe, durch welche die Franzosen von der westlichen Seite her über die Alpen sich den Weg nach Piemont geöffnet haben, sind der kleine Bernhardsberg, der Berg Cenis, Mont Genevre, und der Paß bey Mirabouc. Der kleine Bernhardsberg (lat. Penninus) liegt in der Savoyschen Herrschaft Tarantaise, und scheidet dieselbe von der Piemontesischen Provinz Aosta. Auf der Seite von Savoyen liegt am Fuß desselben das Städtchen S. Maurice, mit dem Titel eines Marquisats, von ungefähr 2000 Bewohnern, welches vom Fluß Isero bewässert wird, in der Nachbarschaft des an treflichem Steinsalz und Steinkohlen reichen Berges Arbon. Auf der Piemontesischen Seite endiget sich der steilere Theil seines Abhangs bey dem Flecken la Tuille, welcher an der Dora liegt, nicht ferne von

des Theils, welcher die Staaten des Königs von Sardinien enthält, wird erst in folgender Jubilatemesse in des Herrn Centius Verlage erscheinen) Notizie Corografiche ed Istoriche degli stati del Re di Sardegna, raccolte ed ordinate da Onorato Derossi, von welchem interessanten Werke auch nun bald der fünfte Band erscheinen wird; und J. G. Sulzers Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern Europas in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise.

von dem nordwestlichen See Nuto, woraus der erwähnte Fluß entspringet. *) Dieses Alpengebirge ist auf der östlichen Seite mit verschiedenen festen Thürmen und Schanzen besetzt, worunter Goulette und Pont Serrent die nahmhaftesten sind. Der Berg ist die Scheidewand zwischen den griechischen (Alpes grajae) und den penninischen Alpen (Alpes penninae), zu welchen er gerechnet wird. Dieser Uebergang ist um einen guten Theil kürzer als der von Mont Cenis, aber weit beschwerlicher, weil man ihn geflissentlich mehr als jenen seinem natürlichen Zustand überlassen hat. Kein fremder Reisender richtet hier seinen Weg hin. Die Anhöhen sind hier steiler; der Weg geht im Zickzack, und stößt oft an schwindelnden Abgründen und Klüften, vor deren Absturz Menschen und Maulthiere nicht so gut gesichert sind, wie auf dem Mont Cenis. Der Volkssage gemäß, welche schon zu des Livius Zeiten

*) Dieser Fluß darf nicht mit der Dora baltea verwechselt werden, welche weiter nordwärts aus einem See, Nahmens Combal, entspringt, und diese kleinere Dora bey Didier, Morgex gegenüber, aufnimmt. Auch ist er von der Dora riparia unterschieden, welche am südlichen Fuß des Berges Genevro entstehet, durch das Thal von Oulx gegen Susa läuft, und nicht weit von Turin in den Po fällt.

Zeiten in Italien allgemein war, *) ist dies der Paß, wo Hannibal mit seinem Kriegsheer in Italien eindrang. Obgleich der römische Geschichtschreiber selbst verschiedene wichtige Gründe dagegen vorbringt, welche dem Mont Cenis diesen Vorzug einzuräumen scheinen, so ist doch diese uralte Sage, trotz der Gegenbeweise des Herrn Groſley und anderer fremden Reisebeschreiber, bis auf den heutigen Tag in Italien noch allgemein. Sie läßt sich nicht behaupten, als wenn man annimmt, daß entweder der Tauriner Land, wohin der Penninus unmittelbar führte, sich zu Hannibals Zeiten weiter gegen Norden erstreckte, oder daß in ältern Schriften, deren sich Livius bediente, die Strecke der Alpen vom Penninus bis in der Tauriner Gebiete für ein und dasselbe Gebirge gehalten wurde.

Die Klüften und der östliche Abhang des kleinen Bernhard führen unmittelbar in das von der Dora Baltea bewässerte Thal von Aosta (Valle d'Aosta) welches sich sammt diesem Fluß bey der Stadt Aosta plötzlich gegen Süden wendet, und sich bey dem Fort Donas, dem südlichen Eingang desselben, sammt den Gebirgen endiget. Sowohl auf der westlichen als auf der östlichen Seite des Flusses ist das Land abhängig, westwärts die penninischen und griechischen Alpen, und ostwärts die Gebirge von Ober-Novara hinan, und

*) Lib. 21. Cap. 38.

und von beyden Seiten her stoßen Bergströme und Thäler auf die Dora Baltea. Solche Thäler sind Vallesa, Challant, Dobbia, Tournant, S. Bartolommeo, Clavalita, Cogne, Ferriere, Gresanche, Jssima Ova oder Dova, Rema, Tornanche u. a. m. Alle diese Thäler sind enge, außer dem Hauptthale, welches von der Dora Baltea bewässert wird. Doch schränkt auch sich dieses hier und da bis auf eine welsche Meile ein, und bey Bardo und Donas läßt es kaum so viel Raum, daß man mit Maulthieren durchkommen kann. Die ganze Länge dieser Provinz von Norden gegen Süden, das ist von S. Remo bis Bardo und Donas, beträgt 28, und die Breite von Westen gegen Osten 58 italienische Meilen.

Von der Hauptstraße, welche in das flache Land von Piemont führt, läuft bey der Stadt Aosta ein Weg längs dem Fluß Bantegaio gegen Norden zum großen Bernhardsberg und ins Walliserland hinauf. Wenn es wahr ist, daß die Bewohner des Walliserlandes die Franzosen aus ihren Grenzen vertrieben, so müssen sie im Begriff gewesen seyn, auch von Norden her in Piemont einzudringen.

Es ist überhaupt zu bemerken, daß in Piemont wenig Flecken und Städtchen, besonders auf Landstraßen und Päßen, ohne befestigte Schlösser sind,

welche aber größtentheils vor Alterthum verfallen sind. Wo man sich dieser im Nothfall nicht bedienen kann, da sind in gefährlichen Posten Redouten angelegt worden. Dergleichen Vertheidigungsanstalten finden sich auf den Anhöhen des kleinen Bernhard, bey la Tuille am Fuß desselben, bey S. Didier, Morgex, und auf den Anhöhen der Stadt Aosta. *) Sollte es ihnen auch gelingen, weiter fortzuschreiten, so haben sie auf der Grenze von Ivrea, ehe sie in das flache Land von Piemont eindringen, noch zwey harte, und fast unüberwindliche Pässe zu überwältigen, Bardo und Donas.

Bardo oder Bard ist ein kleines Städtchen am südlichen Fuß eines schroffen und hohen Felsenberges, welcher einer gegenüber stehenden Felsenwand so nahe kommt, daß die Dora Baltea sich mit der größten Gewalt durchdrängen muß. Hier geht die Landstraße durch ein in den Fels eingehauenes Thor, und über drey Zugbrücken, worunter der eingeschränkte Fluß mit schrecklichem Geräusche weg-

*) Diese Stadt selbst ist nicht befestiget. Sie liegt am Zusammenfluß der Dora Baltea, und des Banteggio, welcher von S. Remo unter dem großen Bernhardsberg herabströmt. Sie ist eine kleine Stadt von 5150 wohlhabenden Einwohnern. Den Zeitungen nach hatten die Franzosen schon auf dieser Seite einige Fortschritte gemacht, sind aber bis an den Fuß des Alpengebirges zurück getrieben worden.

Digitized by Google

wegſtrömt. Auf dem weſtlichen Felſen liegt über dem Städtchen ein uraltes Schloß, welches durch Kunſt und Natur ſo ſtark befeſtiget iſt, daß es mit einer geringen Beſatzung einem mächtigen Kriegsheer Trotz bieten kann. Doch kann man ihm von der nördlichen Seite her mit ſchwerem Geſchütz beykommen, welches von der Seite der Provinz Ivrea unmöglich iſt. Hannibal ſoll ſich hier und bey Donas den Weg durch den Fels eröffnet haben. Strabo hält dieſen Durchgang für ein Werk des Kayſers Auguſtus, welcher die Salaſſier, die dieſe Thäler bewohnten, überwältigte, und der Stifter von Aoſta (Auguſta praetoria) war. In der Münzſammlung des Goltius findet ſich eine mit der Inſchrift, S. P. Q. R. Imper. Caeſ. quod viae munitae ſunt, welche ſich auf die Verbeſſerung der Wege in den hieſigen Alpen bezieht; ob er aber den Paß zuerſt durchbrach, wird hiedurch nicht bewieſen.

Von Bardo bis Donas, (ein Flecken von ungefähr 1200 Seelen, reich an Rindvieh, Ziegen und Weinbergen) durch eine Strecke von einer halben Stunde, iſt der Weg längs der Dora in eine ſenkrechte und ſchwarze Felſenwand eingehauen, und auf der Seite des Fluſſes mit einer anderthalb Fuß breiten, mit Piken und Meiſſeln bearbeiteten Bruſtwehr verſehen; und am Ende bey Donas endigt er ſich in eine bogenförmige Oeffnung, welche vor Alters 12 Fuß weit war, jetzt aber nur für Laſtthiere

thiere gangbar ist. Das ganze Werk erregt Erstaunen. Schade, daß man eigentlich nicht weiß, wem man es zuschreiben soll. Hätte Hannibal, wie die uralte Volkssage will, diesen Felsenweg durchbrechen lassen, so müßte er sich weit länger in diesen Gebirgen aufgehalten haben als die Geschichte erzählt, und seine Eilfertigkeit, den Römern über den Hals zu kommen, zuließ. Kam er vom Penninus herab, so ist es wahrscheinlicher, daß er sich mehr westlich unter den griechischen Alpen hin einen Weg geöffnet habe. Denn wirklich läuft auch noch ein Weg von Aosta durch das Thal Cogne dahin, und vereint sich bey Ceresole, einem wohlhabenden Flecken der Provinz Ivrea, nicht weit von der Quelle des Flusses Orco und am Eingang des Thals Pont, mit einer Landstraße, die aus der Savoyschen Grafschaft Tarantaise von Bonneval durch die Alpen dringt, und durch das Thal Pont längs dem Fluß Orco über Novalesa, Locana, Ponte, Cuorgne, Cunischio (lauter wohlhabende Oerter) nach Chivasso, und von da am Po bis nach Turin fortläuft. Diese war in ältern Zeiten die Landstraße von Turin nach Aosta, und kann wegen des starken Verkehrs, welchen die angezeigten Oerter mit verschiedenen Produkten der hiesigen Bergwerke und mit dem Vieh treiben, nicht anders als gangbar seyn.

Dieses ist der Weg, wodurch die alten Gallier, und vielleicht auch Hannibal, in Italien einorangen.

gen. Cuorgne, Ponte, Cuniſchio, Caſtellamonte ſind hier volkreiche und ſehr nahrhafte Städtchen, wo die Franzoſen viele Lebensmittel und keine Feſtungen, außer alten Schlöſſern und Thürmen, antreffen würden. Das Thal Pont iſt ſehr reich an treflichem Marmor, welcher dem Carrareſiſchen nichts nachgiebt, und an Vitriol. Cuorgne hat gegen 7500 Einwohner. Der berühmte Denina war hier öffentlicher Lehrer, als er die Werke Le Vicende della Letteratura, und de Studio theologiae et de Norma fidei ſchrieb. Man muß ſich das Herzogthum Aoſta, ſeiner vielen Gebirge wegen, nicht als eine unfruchtbare, arme Provinz vorſtellen, wo der Feind aus Mangel an Subſiſtenz ſich nicht halten könne. Auf den Abhängen der Berge, welche der Mittagsſonne nicht ausgeſetzt ſind, werden Rocken, Gerſte und Hülſenfrüchte mit vielem Vortheil, und wo die Mittagsſonne hinfällt, köſtlicher Wein, Obſt, Mandeln, Oliven in Ueberfluß gebauet. Der flache Theil der Thäler iſt ſehr fruchtbar an Waitzen, welcher hier das ſchönſte und nahrhafteſte Brod von ganz Piemont giebt. An fetten und geſunden Viehweiden, an Rindvieh, Schafen und Ziegen iſt Ueberfluß. Die angrenzenden Provinzen Ivrea und Vercelli ziehen von hieraus den größten Theil ihres Schlachtviehes. Die Flüſſe und Bergſtröme ſind reich an Fiſchen, beſonders an vorzüglich guten Forellen, führen Goldkörner mit ſich, und befruchten die Thäler.

Schon zu der Römer Zeiten waren die Berge dieser Provinz ihrer Gold- Silber- Kupfer- und Eisengruben wegen berühmt. Noch jetzt werden die Eisen- und Kupferbergwerke mit vielem Gewinn bearbeitet. Eisen- und Kupferhütten sind zu Cogne, Cambeja, Clonea, Vallesa, Pre-Saint Didier, Cormaggiore, Tolla, Fenix, S. Vincenzo, Mongiovet, Issogno, und in andern Oertern. Das Eisen, welches hier gewonnen wird, ist von der besten Sorte, wie die englischen Arbeiter, durch welche der König von Sardinien im Jahr 1771 zu Turin Versuche anstellen ließ, bezeuget haben. Sollten die Franzosen sich dieser Provinz bemächtigen, so würde sie ihnen zur Waffenschmiede dienen können. Im Thal Clavalita wird Steinsalz in Menge gegraben. Die Berge sind auf ihren höhern Rücken mit schönen Tannen bedeckt, aus welchen viel Harz gerissen wird. Seit den Zeiten der alten Grafen von Ivrea und Maurienne genoß dieses Land viele Privilegien, deren es im J. 1773 beraubt und gezwungen wurde, sich den allgemeinen Gesetzen der Piemonteser zu unterwerfen. Es enthält, nebst der Stadt Aosta, 79 Städtchen, Flecken und Dörfer, und gegen 66000 Bewohner. Gewerb und Fleiß ernähret diejenigen, welche keine Landgüter besitzen. Der Arme arbeitet im Sommer in den Bergwerken und Schmelzhütten, des Winters ernährt er sich in den angrenzenden Provinzen mit Hanfhecheln, Holz fällen und

schnei-

schneiden, und bringt seinen Gewinn ins Land zurück. Man sieht hieraus, daß diese Provinz eine wichtige Eroberung für die Franzosen seyn würde. Sie würden dadurch den Schlüssel zum flachen Lande von Piemont in Händen haben, und in jedem Nothfalle eine sichere Retirade finden, wo sie theils aus innern Quellen, theils aus der Schweitz, sich mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen versehen könnten.

Reisende richten gewöhnlich ihren Weg aus Savoyen über Mont Cenis. Für eine Armee ist hier zwar der steile Uebergang, welcher mehr gebahnt und gegen Abstürze mehr verwahrt ist, nicht so beschwerlich und gefährlich, als auf dem Bernhardsberge; allein er dauert beynahe 3 deutsche Meilen. Sein Rücken war von den Piemontesern mit Redouten gleichsam bespickt, und sein Gipfel ist so breit, daß ein beträchtliches Korps darauf Platz hat. Auf der piemontesischen Seite findet der Feind, wegen der Nähe des Forts La Brunette bey Susa, einen sehr engen Spielraum. Das enge und mit Schneealpen eingeschlossene Thal von Maurienne in Savoyen, führt zu dem ungeheuern Berg Cenis. Laneburg, ein Dorf von 200 Häusern, welches zwey Monate des Jahrs die Sonne nicht siehet, und nur von den Fremden lebt, die sich über den Berg, theils auf Maulthieren, theils auf Sesseln tragen lassen, liegt am Fuß des Berges.

Von Laneburg bis Novalese in der Grafschaft Susa, wo sich der östliche steile Abhang endiget, sind 14 ital. Meilen. Die östliche Anhöhe geht so steil wie ein Dach bis Ramasse, und währt eine Stunde. Der Weg hinan geht im Zickzack und berührt bald auf der einen bald auf der andern Seite überaus tiefe Klüften; jedoch ist er seit der Regierung des Königs Karl Emmanuel III. so bequem als möglich, und ohne Gefahr. Ramasse, ein Haus, liegt am Eingang der obern Fläche des Berges, welche sich 4 ital. Meilen weit erstreckt, und von Bergen, die sich 500 Pariser Ruthen senkrecht erheben, umschlossen ist. In der Mitte dieser Ebene ist zur Bequemlichkeit der Reisenden ein Wirthshaus, etwas weiter ein Posthaus, und nicht weit davon ein Hospital für arme Pilgrimme am Rande eines Forellenreichen Sees, welcher dem Bergstrom Cenischia *) seinen Ursprung giebt. Diese Ebene ist bis in die Mitte des Junius mit Schnee, und sodann mit schönem Grase bedeckt, welches zahlreichen Heerden zu einer gesunden und fetten Weide dient. Das Vieh bleibt hier unter freyem Himmel bis in die Mitte des Herbstmonats, und die Hirten

*) Die Reisebeschreiber, und selbst die Piemonteser, geben diesem Strom bey seiner Quelle, und wo er an der Anhöhe des Berges eine Cascade bildet, den Nahmen Dora; er ist aber wirklich der Fluß Cenischia, Cenisio, oder Cenisella, der sich bey Susa mit der Dora riparia vereint, welche durch das Thal von Oulx herkommt.

Hirten bereiten in diesem Zeitraum einen guten Vorrath von Käse. Am östlichen Ende der Fläche findet sich noch ein Wirthshaus, Gran Croce (das große Kreutz) genannt, wo der Weg neben dem erwähnten Strom steil hinabläuft, bis er nach einer welschen Meile auf einen flachen Absatz, Nahmens San Niccola, trift, welcher von dem senkrecht herabgestürzten Strom bewässert wird, und die Gränzscheidung zwischen Savoyen und Piemont ausmacht. Auf diesem ebenen Striche gehet eine Brucke über denselben. Hierauf gelangt man, steil herabsteigend, in ein kleines Dorf Nahmens Ferrere, in einer schauervollen Lage zwischen hohen Felsen und Abgründen. Der steile Abhang endigt sich bey Novalese, am östlichen Fuß des Berges, einem Flecken von ungefähr 2000 Seelen.

Hier hat das Gebirge noch kein Ende. Der Weg, welcher von Novalese nach Susa geht, läuft noch immer durch ein sehr abhängiges und steinigtes Thal bis nach Susa. Hier stößt es auf ein anderes Thal, welches von der Stadt Oulx seine Benennung hat, und südwärts gegen das kottische Alpengebirge Ginevro gerichtet ist. *) Es wird von der Dora riparia bewässert. Kaiser Augustus bauete hier eine Heerstraße, welche über das erwähnte Gebirg in Gallien, und zwar in die jetzige Provinz Dauphiné nach Briançon führet.

Nach

*) Suetonius nennt es Mons Gebenna.

Nach einem ungenannten alten Kronikenschreiber von Novalesa, soll Karl der Große sein Kriegsheer wider den Longobardischen König Desiderius durch diesen Weg nach Italien geführt haben. Weil jedoch die übrigen Geschichtschreiber darin zusammenstimmen, dieser Zug sey über Mont Cenis geschehen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Franken damals sich beider Wege bedienten; gleichwie dieses jetzt die Neu-Franken gethan haben; denn von dieser Seite her sind sie zu gleicher Zeit nach Oulx vorgedrungen, und haben sich dieses wohlhabenden Städtchens bemächtiget. Sie haben aber von beyden Seiten her harte Nüsse zu beissen, ehe sie über Susa in die Ebene von Piemont eindringen können. Denn wo die zwey Thäler oder Straßen sich vereinen, liegt auf einem nicht hohen Felsen die Festung La Brunette, welche beide Thäler beschießen kann. Sie besteht in 8 Bastionen, welche sammt ihren innern Befestigungswerken in Felsen eingehauen sind. Die Wege, wodurch dieselben mit einander in Verbindung stehen, sind so breit, daß man Kanonen und andere Kriegsbedürfnisse ganz bequem hin und her fahren kann. In ihrem Mittelpunkte hat sie einen unerschöpflichen Brunnen von Quellwasser. Von aussen ist von der Festung nichts als einige Schildwachen sichtbar. Kanonen vermögen nichts wider diesen Felsen, und Mienen finden hier nicht Statt. Eine Besatzung von 2000 Mann kann einem ganzen Kriegsheer Trotz bieten. Die nahe

Stadt

Stadt Susa selbst, eine kleine Stadt von 3688 Seelen, ist nur mit einer Ringmauer umgeben, hat aber auf der nordwestlichen Seite ein Bergschloß, Santa Maria genannt, welches den Zugang beherrscht, und durch einen unterirdischen in Felsen eingehauenen Gang mit der Festung La Brunette verbunden ist. Außerdem hat die Stadt jederzeit eine starke Besatzung.

Nicht geringer sind die Hindernisse, welche den Neufranken auf dem Wege vom Berge Ginevro her im Thal Oulx im Wege stehen, um durch den Paß von Susa in die Ebene von Piemont vorzurücken. Sie haben sich zwar der Stadt Oulx, welche von 4000 Seelen bewohnt wird, und mit einer starken Garnison besetzt war, bemächtigt; allein Colle d'Assietta, und Exilles sind jedes allein hinreichend, ihre Fortschritte aufzuhalten. Jenes ist ein felsigter Berg, so stark und vortheilhaft verschanzt, daß im Jahr 1747 ein kleines Korps Piemonteser hier im Stande war, die vom Ritter Bellisle kommandierte französische Armee, welche durch diesen Weg in das Innere von Italien einzudringen versuchte, mit dem Verlust ihres Generals zurückzuschlagen. Zwey welschen Meilen davon und 5 Meilen von Susa liegt an der Dora riparia die Bergfestung Exilles, welche für unüberwindlich gehalten wird. Der Fels, worauf sie liegt, ist 598 Ruthen hoch; ein kleiner Flecken, welcher am Fuß desselben liegt, giebt ihr den Nahmen. Der Ritter Bertola hat unter dem vorigen König

Karl

Karl Emmanuel, nicht weniger hier als in den Festungen La Brunette, Fenestrelle, und Alessandria, bewiesen, was er in der Kriegsbaukunst vermochte.

Vom Fuß des Bergs Ginevro läuft eine andere Straße durch die Thäler der Waldenser. Weislich haben die Neufranken dieselbe vermieden, weil ihnen hier im Thal Pragelas die unüberwindliche Festung Fenestrelle den Weg abschneidet. Sie bestehet eigentlich aus fünf über einander stehenden Festungen, welche dergestalt in Felsen eingehauen sind, daß ihre Werke durch Gewölbe vor Bomben gedeckt werden. Eine gewölbte und bequeme Treppe führt zum obersten Fort, und man braucht eine halbe Stunde hinanzukommen. Jedes niedere Fort wird von einem jeden der obern vertheidigt. Also kann der Paß von Susa durch diesen Weg nicht umgangen werden.

Leichter ist es ihnen, unter Colle della Croce und bey Monte Viso, wo Karl Emmanuel II. im vorigen Jahrhundert die Straße durch einen Felsen brechen ließ, aus Dauphiné ins Thal Lucerna, und über Pignerolo gegen Turin vorzudringen. Schon haben sie sich hier des Forts Miraboue, welches den Eingang des Thals verwahrt, bemächtiget. Es besteht in einem Thurmförmigen Schloß, welches auf einem Felsen liegt, den man nur durch einen engen und krummen Weg besteigen kann. Da

sie

sie dieses Fort in Händen haben, so können sie zwar noch mit beschwerlichen Wegen, besonders in den Gebirgen von Angrogne und mit schwachen Verschanzungen zu kämpfen haben; allein im Ganzen ist Piemont auf dieser Seite schlecht verwahrt. Pignerolo war sonst hier die Vormauer von Piemont; allein im Jahr 1629 bemächtigten sich ihrer die Franzosen unter der Regierung des Kardinals Richelieu, vernichteten die Festungswerke, und gaben die Stadt nachher dem Herzoge v. Savoyen zurück, mit der Bedingung, daß sie nie wieder befestiget würde. Seit dem ist sie eine offene Stadt. Es wird hier viel darauf ankommen, ob die Waldenser, deren Anzahl sich auf 19650 beläuft, die harten Verfolgungen und Bedrückungen, die sie der Religion wegen gelitten, und zum Theil noch leiden, so ganz vergessen haben, daß sie den Durchzug der Franzosen auf keine Weise begünstigen.

Endlich sind die Neufranken auf der westlichen Seite noch über den Fluß Varo in die Grafschaft Nizza eingedrungen, und haben sich der Hauptstadt mit allen haltbaren Oertern bemächtigt. Die hiedurch errungenen Vortheile sind von äußerster Wichtigkeit. Die Grafschaft Nizza ist zwar wegen der Gebirge, womit sie ganz bedeckt ist, arm an Getreide; dieses kann aber vor der Hand sowohl zu Lande, als zur See aus Frankreich ersetzt werden, und

und wird durch den Ueberfluß an Olivenöhl, *) an Wein, Zitronen und Pomeranzen, **) durch die Fischerey, ***) durch die Handlung, durch das Aus- und Durchführen der Waaren, und durch den Gewinn von Fremden, †) die sich hier aufhalten, und durch den Seidenbau, ††) durch einige Manufakturen, z. B. schönes Papier, Fischnetze, grobes Tuch und Seife, reichlich vergütet. Dem sey aber wie ihm wolle, so kann die Grafschaft Nizza in den Händen der Franzosen als ein von allen Seiten gesicherter Waffenplatz betrachtet werden, aus welchem sie ungehindert ihre in Piemont vorgerückten Truppen vermehren, und mit allen Kriegsbedürfnissen unterstützen können.

(Die Fortsetzung nächstens.)

*) Nach Sulzers Tagebuch beträgt es ungefähr eine Million Lire an Werth.

**) 300,000 Lir.

***) Der Tonfischfang allein bringt 60000 Lir. jährlichen Pacht.

†) Wird auf 300,000 Lir. geschätzt.

††) Ungefähr für 150,000 Lir. rohe Seide wird jährlich von Nizza ausgeführt.

Digitized by Google

III.

Ueber die

Rechte der Wahnsinnigen.

Die persönlichen Rechte des Menschen sind verschieden, nach dem Alter, nach den Verhältnissen, Naturanlagen, Erbrechten und bürgerlichen positiven Gesetzen. Jene persönliche Rechte fodern die nothwendigste Bestimmung, welche aus den natürlichen Verhältnissen fließt; weil darin die Menschen nichts abändern können, und sich alsdann an das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit binden müssen.

Hieher gehören hauptsächlich die Wahnsinnigen, welche aus so manchen Gründen den gerechtesten Anspruch darauf haben, daß ihr Stand und Eigenthum durch Gesetze für den gegenwärtigen Zustand beschüzt und bewahrt werde.

Kein traurigeres Loos als das Geschick des Menschen, der seinen Verstand verloren hat!

Da irrt der Unglückliche umher; — seine Miene ist ohne Ausdruck, sein Blick matt und unstät; um seinen Mund zerrt sich ein Lächeln ohne Bedeutung; furchtsam lauschend schleicht er, oder wankt empfindungslos dahin. Seine Gattin umarmt ihn — ihr antwortet ein Lachen ohne

Seele; seine Kinder schmiegen sich an ihn — er wird selbst zum Kinde und spielt mit ihnen. Der Freund seiner Jugend tritt ins Zimmer — er flieht wie ein aufgescheuchtes Reh, oder starrt unbeweglich die Erscheinung an. Er fühlt nicht die brennenden Thränen, aus den Augen der Aeltern über ihn geweint, und entwindet sich tändelnd der Umarmung der Geschwister.

Oder hier faßt ihn düstre Schwermuth, und drückt ihn einsam in Winkel. Bald furcht dumpfer Schmerz seine Stirne; bald zerfließt er klagend in Thränen; bald schlägt er nur stumm das nasse Aug zum Himmel auf. — Dort jagt ihn tobende Freude von Stelle zu Stelle; wild lachend springt er über Trümmer, und zerschmettert was er sieht. — Hier wandelt er mit der Geberde des Stolzes, dort schleicht er den Schritt der Demuth; hier glüht sein Auge vor Verlangen, dort feucht er ängstlich Gebete. — Eine Idee, und nur diese allein, verfolgt den Unglücklichen gleich einem Vampyr; umsonst flieht er und denkt sich zu retten. — Das Gespenst hängt an seinem Nacken und saugt sein Blut.

Oder er hat endlich die höchste Stufe des Jammers erreicht. Die Augen rollen funkelnd — der Mund schäumt — die Lippen beben — die Zähne knirschen — krampfhaft zucken Züge und Nerven — jede Kraft empört sich wild. — Er brüllt, er

wüthet

wüthet und beißt tobend in die Ketten, die um ihn rasseln.

So tief sinkt der Mensch, der edelsten Kräfte beraubt! Ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, ohne Thätigkeit, ohne Erkenntniß, ohne Liebe und Freundschaft, träumt, schmachtet oder raset der Unglückliche ohne Verstand sein Daseyn hin.

Er sinkt noch tiefer. Schauderhafte Greuel schließen sich an diese Erscheinungen an. Der Mensch mit Vernunft — handelt als ein Ungeheuer gegen seinen unglücklichen Bruder.

Der Sohn mordet das moralische Daseyn des Vaters, um zu seinem Vermögen zu gelangen; Aeltern vergessen der natürlichsten Triebe, um das Kind aus der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft in die Wohnung des Wahnsinns zu stoßen. Die Liebe verstummt, und der Gatte zernichtet den Gatten. Die grauen Locken des Wohlthäters schützen ihn nicht vor dem unerbittlichen Erben, der die Schwachheit des Alters zum Wahnsinn umschafft. Der Eigennutz wiegt mit Gold die Verlängerung des Elends auf. Er heuchelt den Wunsch nach Rettung des Leidenden, indessen er meuchlings die Quelle der Hülfe vergiftet.

Wahrlich also kein traurigers Loos als das Geschick des Menschen, der seinen Verstand verloren

hat! Selbst dann noch unsäglich traurig, wenn die Hand der Freundschaft und Treue ihn leitet, Sorgfalt seiner pflegt, und die Thränen des hülfreichen Mitleids ihm fließen. Wie vielmehr dann, wenn er in den Abgrund des Elends hinab gestürzt wird, dessen Gemälde schon Schaudern erregt, und aus dem so selten Rettung zu denken, noch weniger zu hoffen ist! Wie sehr ist es also die Pflicht des Staates, dieser Menschen sich anzunehmen; wie sehr die Pflicht der Menschlichkeit, den Staat dazu aufzufodern!

Der Staat muß sie schützen, ihnen Hülfe, und wo oder so lange sie unmöglich bleibt, Erleichterung verschaffen. Der Staat ist dieses dem Menschen schuldig, der seine Kräfte dem Staatsverbande einverleibte, um von der Summe der Staatskräfte dann Beistand zu erhalten, wann seine eigenen nicht zureichen oder aufhören würden.

Die Gesetzgeber haben diese Verbindlichkeit gefühlt. Fast allenthalben geschah etwas zu ihrer Erfüllung; doch waren die Anstalten oft nicht erschöpfend und die Ausführung wurde vernachläßigt.

Das römische Gesetz beschränkt seine Verordnungen über diesen Gegenstand größtentheils auf die bürgerlichen Rechtswirkungen: auf Gültigkeit geschlossener Verträge, auf Errichtung letzter Willensmeinungen, auf Tauglichkeit zur Zeugenschaft,

auf

auf peinliche Zurechnung. Es beraubt den Menschen in dieser Lage aller bürgerlichen Rechte; alles, was es für seine Person thut, besteht in Aufstellung eines Vormundes und dem Vorbehalte, daß die Wirklichkeit des Wahnsinnes von dem erwiesen werden müsse, der ihn gegen den andern anführt.

Ihm folgt der teutsche Gerichtsgebrauch. Unser neuestes teutsches Partikular-Gesetz, das Preußische Gesetzbuch, unterscheidet Rasende und Wahnsinnige von Blödsinnigen; erkennt beiden Klassen, gleich den Minderjährigen, ein Recht auf die besondere Aufsicht und Obsorge des Staates zu, welche sich in der Aufstellung eines Vormundes äußert, und giebt, in Ansehung der von dem Unterschiede des Alters abhängenden Rechten, den Rasenden und Wahnsinnigen gleiche Rechte mit den Kindern, den Blödsinnigen mit den Unmündigen. *)

Das englische Gesetz, so sehr durch Sorgfalt für Erhaltung der persönlichen Rechte ausgezeichnet, verfügt mit gleicher Anhänglichkeit an seine Grundsätze über diesen Gegenstand. Es setzt vorzüglich den höchst wichtigen Unterschied zwischen der Tutel und Kuratel wahnsinniger Menschen fest. **)

*) I. Th. 1. Tit.

**) Blackstone, 1. Buch, 17. Kap. n. 2.

Noch keine Gesetzgebung aber scheint bis jetzt alle Gesichtspunkte in ihre Verfügungen aufgenommen und diesen Stoff ganz nach Bedürfniß entwickelt zu haben. Erfüllung dieses noch unbefriedigten und doch so wichtigen Bedürfnisses für die Menschheit, ist Beförderung des Guten; und dieser seyen folgende Ideen gewidmet.

Der Wahnsinnige ist Mensch und Bürger. Als Mensch hat er persönliche Rechte, als Bürger Eigenthum und Eigenthums-Rechte.

Das erste seiner persönlichen Rechte ist Freiheit seiner Person, freier Gebrauch seiner Kräfte, Anerkennung beyder. Von der Wirklichkeit dieses Rechtes hängt seine ganze übrige Existenz als Mensch und Bürger ab.

Anerkannter Verlust des Verstandes zieht den Verlust dieses Rechtes nach sich, und ist also von den wichtigsten Folgen. Diese Anerkennung ist daher der erste, vorzüglichste Punkt, von dem alles abhängt; der daher die wachsamste Vorsicht, die genaueste Prüfung, die unbestechlichste Rechtschaffenheit erfodert.

Daher kann und darf solche nur legal geschehen. Der Richter muß darüber erkennen, nachdem er pünktlich und rein alle Thatsachen gesammelt, erwogen und gewürdigt hat; nachdem der Arzt

und

und der Menschenkenner — die einzigen Sachkundigen, welche möglicher Weise hier anzunehmen sind — untersucht und ihr Gutachten erstattet haben; nachdem das vorhergegangene Leben geprüft und in richtige Resultate gebracht ist; nachdem endlich der Untersuchte selbst vor unpartheyischen, unverdächtigen Menschen über seine eigene gegenwärtige Lage abgesprochen hat.

Zu bedauern ist, daß bei uns das Genossen-Gericht, (Iudicium parium) welches im ältesten und ältern Teutschland Schöppengericht hieß, und in England noch Jury heißt, gänzlich abgekommen, und nur noch eine einzige Spur desselben bey dem Mannengerichte in Lehnsachen, und bey dem Kriminalgerichte in Militärsachen übrig ist: sonst würde man auch hier ein solches Gericht anrathen. Sollte man aber dieses nicht für thunlich erachten, so müste wenigstens der gewöhnliche bürgerliche Richter über diesen Gegenstand eine bestimmte und ausführliche Instrukzion erhalten, die er in jedem solchen Falle aufs pünktlichste und genaueste zu befolgen hätte. Einstweilen sey erlaubt, den bestmöglichsten Vorschlag in jener Art, wenigstens als frommen Wunsch, darzulegen.

Die Selbstprüfung des angeblichen Wahnsinnigen geschähe durch ein solches Genossen-Gericht von sechs, acht, zehn oder zwölf Personen, die unter obrigkeitlichem Vorsitze durch das Loos aus sol-

nen Menschen erwählt würden, welche in keiner Verbindung mit dem Untersuchten oder mit sonst einem in der Sache Betheiligten stünden, und von dem Ausgange derselben durchaus weder Vortheil noch Nachtheil zu erwarten hätten.

Diese erwählte Schöppen legten sodann Gelöbniß ab, und säßen sogleich nach ihrer Wahl unter obrigkeitlichem Vorsitze zu Gerichte.

Jeder derselben schriebe einige Fragen nieder, welche redlich und zweckmäßig abgefaßt und der Lage, den Verhältnissen und der, vernünftiger Weise voraus zu setzenden Erkenntniß und Urtheilskraft des zu befragenden angemessen seyn müßten. Aus diesen Fragen würde eine zu bestimmende Anzahl auch durch das Loos ausgezogen, und auf der Stelle, ohne daß Vorbereitung oder Kunstgriffe möglich wären, dem zu untersuchenden vorgelegt.

Seine Antworten gäben den Stoff, in dessen Gemäßheit das Mannengericht alsbald sein Gutachten über die Beschaffenheit seines Verstandes entwerfen, und durch dasselbe eines der wichtigsten Stücke zu den Untersuchungsakten dieser Art liefern würde.

Ein zweites beständе in dem Gutachten des in öffentlichen Pflichten stehenden Arztes, welchem bey der

der ersten legalen Anzeige des angeblichen Wahnsinnes der obrigkeitliche Auftrag geschähe, den Angezeigten zu beobachten, Thatsachen zu sammeln und darauf sein Amtsgutachten zu begründen.

Ferner würde von einem redlichen, unverdächtigen Manne, der nebst einer untadelhaften Sittlichkeit gründliche Menschenkenntniß besäße, ein der Pflicht der Rechtschaffenheit entsprechendes, und auf hinlänglicher Beobachtung von Thatsachen beruhendes Gutachten über die Echtheit des angeblichen Wahnsinnes eingeholt.

Endlich würde, auf legale und beweiskräftige Art, aus dem Munde verdachtloser Zeugen und aus dem Inhalte sicherer Urkunden, das vorher geführte Leben des in Untersuchung befangenen, aufgesammelt und zu den Akten gebracht.

Wenn auf diese Weise alles erschöpft und vorbereitet wäre, so folgte der Spruch des Richters, welcher vorzüglich auf Prüfung der Thatsachen, auf Enthüllung aller Ränke und unlautern Einstreuungen, auf reiner Wahrheit urkundlich beruhen müste.

Gestattung einer Vertheidigung nach geschlossener Untersuchung und vor dem Erkenntnisse, scheint hier gar nicht außer ihrem Platze. Sie wird nach unsern Rechten dem größten Verbrecher

nicht versagt, und auch der kleinere genießt ihrer. Daher scheint sie sehr passend, wenn es darauf ankömmt einen Menschen aus der Reihe vernünftiger Wesen auszustreichen, und wenn die Möglichkeit vorhanden ist ihm ein Unrecht zuzufügen, gegen welches keine vollkommene Wiederherstellung möglich wird.

Bey dem ganzen Verfahren herrsche die größte Publicität. Wo die Anwendung des Gesetzes sich verschleiert, da erhebt Ungerechtigkeit ihr Haupt, und Gesetz und seine Vollstreckung sind vor dem Richterstuhl der unpartheyischen Vernunft gebrandmarkt. Der Denunciant werde genannt und hafte für die Anzeige.

Erscheint diese ungegründet, so wird der Urheber der Anzeige aufs strengste bestraft. Er hat ein Verbrechen begangen, das in der Wirkung dem Morde wenig nachgiebt, und in der Zurechnung ihm weit vorgeht. Denn es gehört ein ungleich größerer Grad von Bosheit dazu, einem Menschen das lebenslängliche Gefühl der moralischen Vernichtung aufzuladen, als durch eine augenblickliche rasche oder selbst überlegte That sein fysisches Daseyn zu vernichten. Doch wird die Bosheit auch hierin nicht präsumiert, sondern der Vorsatz den Richter zu hintergehen muß erwiesen seyn; indem zumal hierin Irrthum öfters möglich ist, und Krankheit und andere Umstände einen vorüber gehenden

henden Schein von Wahnsinn wirklich veranlassen können.

Weh dem Richter, der hier ungerecht spricht! Er fühle die Schärfe der rächenden Gerechtigkeit in ihrer vollen Kraft!

Nebst der legalen Anerkennung, daß der Verlust des Verstandes wirklich eingetreten sey, enthält das Erkenntniß auch die Bestimmung des Grades, in welchem der Verstand verloren worden.

Dieser Grade sind drey: Blödsinn, Wahnsinn, Wuth.

Sobald der Verlust des Verstandes und die Art desselben legal festgesetzt ist, tritt der Mensch, welcher diesen Verlust erlitten hat, unter den ausdrücklichen Schutz der Staatsgewalt.

Diese ist ihm nebst dem Schutze auch Hülfe und Erleichterung schuldig.

Zu Bewirkung des Schutzes in Rücksicht seiner Person dient die obrigkeitliche Aufstellung einer Tutel unter obrigkeitlicher Aufsicht.

Die Tutel hat, nach dem rechtlichen Begriffe, bloß auf die persönliche Lage, auf die persönlichen Bedürfnisse und Verhältnisse des Schutzbefohlenen

zu

zu sehen. Jede Einmischung in die Sachenrechte desselben ist und bleibt dem Tutor untersagt.

Ihm kömmt es daher zu, seinen Schutzbefohlnen vor jeder Beleidigung oder Mißhandlung zu schützen; ihn von jeder Gelegenheit entfernt zu halten, wo er sich selbst schaden könnte, und überhaupt alles zu thun, was die Gesundheit, die Gliedmaßen und die Sinnen desselben erhalten kann.

Ihm kömmt es ferner zu, zur Hülfe und Erleichterung mit der Obrigkeit beyzuwirken.

Beide erfodern ruhige Lage des Leidenden, Beförderung seiner Zufriedenheit, Zerstreuung, Schwächung und Entfernung der fixen Idee, die ihn peinigt, kluge Auswahl der ihn Umgebenden, ununterbrochene Aufmerksamkeit und Beobachtung, medizinische Hülfe.

Hieraus folgt, daß zu zweckmäßiger Bewirkung der Erleichterung und Hülfe alles auf den Aufenthaltsort, auf passende und zweckmäßige Behandlung des Arztes, und auf die Sorgfalt und Einsicht des Tutors ankömmt.

Der Staat im allgemeinen ist schuldig dafür zu sorgen, daß großen Uebeln vorgebeugt werde. Die Heilkunde der Wahnsinnigen ist noch sehr vernachläßigt.

läßigt. Alsdann erst würde der Staat hierin alles mögliche Gute bewirkt haben, wenn er die Aerzte dazu aufmunterte, die so sehr verschiedenen Ursachen des Wahnsinnes und dessen äußerst verschiedene Kurarten wissenschaftlich zu bestimmen welches bey weitem noch nicht geschehen ist.

Eben so folgt aus dem vorhergehenden, daß unsere gewöhnliche Irrenhäuser dem Endzwecke keineswegs entsprechen. Der Rasende ist eingesperrt; nur von Zeit zu Zeit, oft obenhin, meistens nachläßig, mit Ueberdruß oder mit Leidenschaft beobachtet, gewaltsamer Behandlung ausgesetzt, oder seinem Tobsinne einsam überlassen. Die Wahnsinnigen sind in eine Gemeinschaft gebracht, welche allen schädlich, dem Aufseher läßig, und dem Endzwecke der Erleichterung und Hülfe geradezu entgegengesetzt ist. Sie müssen in größerer Absonderung aufbewahrt werden, weil sonst einer den andern noch wahnsinniger macht, und diese oft äusserst verschiedene Gemüthskrankheiten nicht zweckmäßig behandelt werden können, wenn die Tollhäuser, wie bisher, den Schwermüthigen, den Tobenden, den Kopfkranken, den Schwärmer, den übermüthigen Thoren in dem nehmlichen Raume zusammen drängen: — eine Gesellschaft, in welcher wirklich der vernünftigste Mensch Gefahr laufen würde seinen Verstand zu verlieren.

Sanfte Sorgfalt, rührende Theilnehmung und Pflege, welche den Geist herabstimmen, das Herz dem

dem Zutrauen und Gefühle öffnen, und auf diese Weise durch moralische Rückwirkung auf die körperliche Krankheit den heilsamsten Einfluß haben, fallen in einem solchen Verhältnisse ganz hinweg. Daher erfolgt die Wiederherstellung so selten, und die Zunahme des Wahnsinnes so gewöhnlich. Daher werden Erleichterung und Hülfe — die beiden großen Gesichtspunkte bei Errichtung solcher Anstalten — nicht erreicht, und ihre ganze Anwendung besteht leider darin, daß die Unglücklichen einen Aufenthaltsort finden, der ihnen oft genug zur Hölle wird.

Ist einmal die Anstalt der gehörigen Absonderung getroffen, so tritt alsdann der Fall ein, die Rechte derjenigen Wahnsinnigen auf das genaueste zu bestimmen, welche durch die anzuwendenden Mittel nicht sogleich oder gar nicht gerettet werden können. Allemal aber liegt dem Staate die Pflicht ob, hier, wie in andern Dingen, die Ursache des Uebels zu heben.

Hülfe und Erleichterung lassen sich am besten auf zwey Wegen denken, die also beide von unserm gewöhnlichen abweichen.

Ist der Tutor selbst in der Lage, daß er die eben entwickelten Bedürfnisse des Leidenden zweckmäßig erfüllen kann, so geschieht wohl gut daran, wenn er seinen Schutzbefohlnen zu sich nimmt, und

in

in dem ruhigen häuslichen Verhältnisse auch ihn der Ruhe und Heiterkeit wieder zu geben sucht.

Dieses Verhältniß kann zweitens auch in gröſserer Ausdehnung benutzt und zum Grunde gelegt werden.

Ein Arzt, welcher Rechtschaffenheit und Menschenkunde mit allen nöthigen Berufskenntnissen verbindet, und in seinem Hause eine Freistätte für solche Unglückliche eröffnet, kann unendlich viel durch diese edle Selbstaufopferung für das Wohl seiner Mitmenschen wirken, und wo nicht immer ihre gänzliche Herstellung, doch gewiß immer ihre Erleichterung und die Linderung ihres Leidens zu Wege bringen. Wir haben die edelsten Beispiele dieser Art an unserem vortrefflichen Landsmann Hahnemann, welchen so manche Thräne, so manche wieder glücklich gewordene Menschen im stillen segnen; und an dem würdigen Britten Willis, der sich den ewigen Dank seines ganzen Vaterlandes erworben hat.

Nur solche Anstalten sollten als Mittel zu diesem Entzwecke gelten und auf alle Weise aufgemuntert werden. Man sollte nicht nur die Unternehmer derselben thätigst unterstützen, sondern Preise auf die Wiederherstellung der Kranken und auf die möglichst vollkommenste Erreichung des vorgesteckten Zieles setzen.

Aufsicht auf zweckmäßige Fortsetzung des Unternehmens, Ausschließung der Gewinnsucht, Verhütung der Ausdehnung über die Zahl der Kranken, welche der Arzt zu übersehen und zu versorgen vermag, gehören auf der andern Seite eben so sehr zu den Pflichten des Staates, der den Mißbrauch und die Ausartung verhindern muß, so wie er die Entstehung, Errichtung und Anwendung solcher gemeinnützigen Anstalten befördert. Der geprüfte Unternehmer eines solchen geprüften Hauses könnte alsdann sehr füglich zugleich die Tutel über die ihm anvertrauten Kranken übernehmen, weil er eigentlich die Obliegenheiten dieses Amtes erfüllt, und sie wohl nicht jederzeit so gut erfüllen könnte, wenn noch ein anderer außer ihm den bedeutenden Einfluß auf das persönliche Verhältniß des Schutzbefohlnen hätte, welchen jenes Amt gewähren muß.

Die fortwährende Aufsicht des Staates müßte den Leidenden in diese Häuser folgen. Die Kenntniß ihrer jedesmaligen Lage ist Pflicht für ihn und Bedürfniß für sie. Sie wird erreicht durch die Berichte des Vorstehers, durch persönliche Untersuchung, durch das Benehmen der Kranken und Genesenden selbst.

Die Bewerkstelligung beider letzten Punkte, so wie die genaue Berichtigung des ersten, würde durch die vierteljährige Wiederholung des oben geschilderten Mannengerichtes erreicht. Die bestimmte

stimmte Frage für dieses Gericht würde so lauten: Ist der Wahnsinnige dergestalt hergestellt, daß man seiner Person Freiheit, und seinem Eigenthumsrechte die Selbstverwaltung wieder zuwenden kann? Die Antwort des Mannengerichts dürfte bloß in dem einsylbigen Ja oder Nein bestehen; nachdem vorher die Selbstprüfung vermittelst der durch das Loos bestimmten Fragen wiederhohlt geschehen wäre.

Diese Kenntniß des jedesmaligen Zustandes des Kranken ist um so wichtiger, da von ihrer richtigen Bestimmung und Fortsetzung die Erreichung des Hauptentzweckes, nemlich die Wiederherstellung des genesenden Wahnsinnigen in seine Würde und Rechte als Mensch und Mitglied des Staats, wesentlich abhängt.

Diese Wiederherstellung muß ihm zu Theile werden, sobald die Wiederherstellung seiner Verstandeskräfte außer Zweifel gesetzt ist. Dies geschieht durch die treue Befolgung aller bisher entwikkelten stufenweisen Vorschriften, durch die unentbehrliche unausgesetzte Beobachtung, durch Bericht und Zeugniß des Arztes und Tutors, durch persönliche Besichtigung, durch Thatsachen, Wiederhohlung der Selbstprüfung, durch das Gutachten des Mannengerichts.

Dann folgt der richterliche Ausspruch der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Der Genesene

tritt in den vollen Genuß aller Rechte wieder ein.

Das lächerliche, ungerechte und grausame Vorurtheil, welches mit dem unwillkührlichen Zustande des Wahnsinns eine Art von Schande verbinden und den Menschen, der so vieles litt und entbehrte, bey seiner Rückkehr zur Vernunft beflekken will, würde durch das Gesetz gebrandmarkt. So wenig eine Ohnmacht, eine lange und heftige Krankheit entehren, so wenig kann ein Zustand dieser Art an und für sich etwas Entehrendes mit sich führen. Vergehungen gegen dieses gesetzliche Verbot werden, auch ohne Klage des Beleidigten, auf dem fiskalischen Wege angezeigt, untersucht und geahndet. Eben dies gilt von demjenigen, der des Wahnsinnes bezüchtigt, aber durch richterliches Erkenntniß von der Beschuldigung befreyt würde.

So lange der Zustand des Wahnsinnes dauert, sorgt zwar die Tutel für den leidenden Menschen; für den entkräfteten Bürger hingegen sorgt die Kuratel.

Ihr Gegenstand ist also das Eigenthum des Leidenden, dessen Erhaltung und Besorgung. Tutel und Kuratel bleiben streng abgesondert und immer zwey verschiedenen Personen anvertraut. Die Kuratel darf sich so wenig um das Persönliche des Pflegbefohlnen bekümmern als die Tutel um sein Eigen-

Eigenthum. Wechselseitige Eingriffe werden geahndet.

Diese Absonderung ist sehr wichtig um den Zweck zu erreichen, Laster und Verbrechen zu verhüten und jener höchsten Vollkommenheit der Gesetzgebung sich zu nahen, welche lieber Vergehungen verhütet als bestraft, und sich berufen glaubt das Böse durch Beförderung des Guten zu hindern. Die Vereinigung der Tutel und Kuratel in einer Person hat oft das Elend des Leidenden auf seine ganze Lebenszeit ausgedehnet, und den Wahnsinn, der einer schnellen Heilung fähig war, zur unheilbaren Wuth gespannt. Sie hat oft die Lüge des Wahnsinns erfunden, um dem Eigennutze zu frohnen. — Sie darf nicht Statt haben, wenn in Rücksicht dieses Gegenstandes nützlich und dauerhaft gut gewirkt werden soll.

Bey Besetzung der Kuratel ist strenge Vorsorge nöthig. Die Auswahl der Person muß behutsam geschehen, zumal in den Verhältnissen der Verwandtschaft oder künftiger Erbansprüche oder Hoffnungen.

Uebrigens treten in Ansehung dieser Kuratel die rechtlichen Verhältnisse der Kuratel überhaupt ein.

Sie hört, gleich der Tutel, bey der Wiederherstellung auf.

Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß bei Blödsinnigen von Geburt und bey offenbar Rasenden die Untersuchung nicht sehr weitläuftig würde. Dessen ungeachtet darf sie nicht übergangen, sondern die Sache muß legal erörtert und festgesetzt werden. Aufrechthaltung der Form Rechtens, — in ihrer zweckmäßigen Gestalt und nicht von Ränken entstellt — verbürgt Aufrechthaltung der Sicherheit und der Gesetze.

Heilig sey insbesondere dem Gesetzgeber die moralische Existenz des Menschen! Sie ist sein höchstes Gut und unersetzlich. Man kann nicht lebhaft genug dazu auffodern, es nicht oft genug wiederhohlen. Die Lücke unserer Gesetze in Rücksicht der Wahnsinnigen ist sehr wichtig; ihre praktische Ausfüllung würde ein großes Verdienst um die Menschheit und gute Sache seyn.

Dann wird so manche Thräne des Verlassenen nicht mehr fließen; so manches Wimmern des Verzweiflenden, so manche Verwünschung des Elends verstummen. Die frevelnde Hand des Eigennutzes erhält die Fesseln, die er vorher mit der heuchelnden Miene des Mitleids gab. Dankbar segnet der gerettete, sich selbst wiedergegebene oder beschützte Mensch, Retter und Rettung, und seinen Dank begleiten die Segnungen der Seinigen. Wenn auch nicht dankbar, doch glücklicher und ruhiger, duldet der noch Leidende, selbst der Unheilbare,

und

und belohnt durch dieses frohe Bewußtseyn den Urheber der Linderung für den Bruder ohne Bewußtseyn. Gesetze auf solchen Bedürfnissen gegründet, von Menschenliebe und Klugheit ausgeführt, sind unwandelbar und den Gesetzen der Gottheit gleich, ein Erbtheil aller Folgewelt.

Väter des teutschen Vaterlandes, schüchtern und bescheiden legt der Verfasser euern tiefen Einsichten diese frommen Wünsche vor. Es ist die Frage, einen bedauernswürdigen Theil der Menschheit zu retten und zu beschützen. Wie mancher vortrefliche Kopf konnte für sein Vaterland und für seine Familie erhalten werden, wenn hierin Hülfe und Gesetze wirksamer waren! Gerade die fähigsten, edelsten Menschen sind häufig am reitzbarsten, der Gefahr heftiger Leidenschaften und des davon oft so unzertrennlichen Wahnsinns am nächsten. Väter des teutschen Vaterlandes! erwäget ob dieser Gegenstand einer bestimmtern Gesetzgebung würdig sey. Und euch, wohlwollende Leser, ersuche ich dieses Scherflein des aufrichtigen und theilnehmenden Wohlwollens gut aufzunehmen. *)

Ch. v. Benzel.

*) Den vollständigsten Beyfall und den wärmsten Dank für diese vortrefliche Abhandlung zollet dem Hrn. Verfasser — dem würdigen Sohn eines verdienstvollen, mir und allen Redlichen, die ihn kannten, unvergeßlichen Vaters

der Herausgeber

IV.

Gedanken über die sogenannten Vestalinnen unter den alten Kunstwerken.

Die drey schönen weiblichen Figuren im Antikenkabinet zu Dresden, die Erstlinge der Herkulanischen Schätze, lang bekleidet, mit eingehüllten Händen, und die größte und schönste derselben auch mit verhülltem Kopfe, nebst vielen andern ähnlichen in verschiedenen Sammlungen, sollen, wie uns die neuern Antiquare berichten, von ihren Vorgängern mit Unrecht Vestalinnen genannt worden seyn. Das über den Kopf heraufgezogene Gewand bezeichnet eher eine jede Opfernde als eine Vestalin, und Winkelmann vermißt an allen die karakteristische Insula dieser Priesterinnen, das breite Band um den Kopf, welches von demselben auf die Achsel herunterfiel, *) oder den länglichviereckigen Schleyer, (Suffibulum) den sie beym Opfer trugen. **) Seit einiger Zeit nennt man sie Pudicizien, weil die Pudicizia, das unerreichte Ideal der Römischen Kaiserinnen, auf einer grossen Anzahl von Münzen mit verhülltem Kopf und Händen, oder in der Attitüde erscheint, als wenn sie

*) S. dessen Anmerkungen zur Gesch. d. K. S. 72.

**) Man findet die Notiz beym Festus.

sie sich gänzlich einmummen wollte. *) Es leidet wohl keinen Zweifel, daß auch unter den verhüllten Statuen mehrere sind, die die Pudicizia, oder eine Augusta in Gestalt dieser Göttin, vorstellen sollen. Ob aber alle, und insbesondere die drey Dresdner Statuen? — Diese letztern sind von der schönsten griechischen Arbeit, die Draperie von einer ganz bewundernswürdigen Manier, und der Kopf der größten das schönste Ideal. Auch in den beyden andern hat man bisher, so viel mir bekannt ist, noch keine bestimmten Porträte entdeckt, und die Gesichter sind schön genug, um für bloße Ideale gelten zu können. — So wären es also Idealfiguren der Pudicizia? — Allein die Arbeit könnte eher vermuthen lassen, daß sie in der Zeit des schönen Styls der griechischen Kunst, als erst in den Zeiten verfertigt seyen, wo jene Göttin ein so häufiger Gegenstand der Künstler wurde.

Aus der Abbildung der Pudicizia ist ohne Widerrede so viel abzunehmen, daß eingewickelte Hände, oder vielmehr die Handlung, wenn man rechts und links den Saum des Mantels von innen her mit den Händen faßt und zum Munde hinaufzieht, in der Bilderspracbe der Antiken die Schamhaftigkeit bezeichnet. Der Gest braucht nicht komplet zu seyn — Pudicizia verhüllt sich öfters nur mit einer Hand; so wie auch die Richtung der Arme nicht überall dieselbe, und das Gewand, selbst

*) S. das Lexicon rei nummariae von Rasche, Tom. IV. P. I.

wenn sie es mit beyden Händen faßt, nicht immer auf gleiche Weise gehalten ist.

Wenn wir die Statuenfolgen von den Musen, und besonders die Reliefs durchsehen, worauf alle neun mit ihren Attributen abgebildet sind: so finden wir unter ihnen gewöhnlich auch eine solche verhüllte Figur. *) Die Musen sind zwar alle pudicae, doch ist eine Muse der Schamhaftigkeit nicht denkbar. Schamhaftigkeit — Bescheidenheit — Zurückhaltung — Stillschweigen, sind verwandte Begriffe oder aus einander herfließende Eigenschaften; und eine schweigende Muse giebt es — die, welcher das Stillschweigen, ihrem Nahmen nach, so wenig eigen zu seyn scheint — Polyhymnia oder Polymnia. Sie ist die Muse der Tanzkunst (ορχησις), besonders der pantomimischen Tanzkunst (ορχησις παντομιμος), unter welchem Nahmen diese Kunst zuerst zu Rom, unter dem Augustus,

*) S. Mus. Capit. IV. 26. Mus. Pio-Clementin. IV. 14. Montfauc. antiquit. expl. T. I. P. I. Pl. LIX. (aus der Raccolta des Maffei) Pl. LX. Nr. 2. (aus der Galleria Giustiniana.) Hier ist es die erste Figur von der Linken zur Rechten neben dem Apollo. Auf Nr. 1. ist von der sechsten Figur nur der Kopf zu sehen; denn sie steht hinter den andern. Sollte dabey vielleicht dieselbe Idee zum Grunde liegen? — Auch auf der Apotheose des Homer hat die neunte Figur nach dem Homer eingewickelte Hände, worüber jedoch Kuper nichts anmerkt.

Digitized by Google

gustus, von den griechischen Tänzern Pylades und Bathyll exkoliert wurde; ungeachtet sie schon in den schönsten Zeiten Griechenlands, nur mehr als wirklicher Tanz, nicht theatralische Vorstellung was sie zu Rom wurde, vorhanden, und der Tanz der Griechen eigentlich meistens Pantomime, wenigstens mimisch, war. Der bekannte Vers des Ausonius: Signat cuncta manu, loquitur Polyhymnia gestu; eine Stelle des Nonnus, *) und was Lucian in seiner Apologie der Pantomime sagt: „daß die Tanzkunst sich die Mnemosyne und ihre Tochter Polyhymnia gewogen zu machen suche," **) reicht hin, dieses Vorsteheramt unserer Muse zu erweisen. In der Musenfolge auf den Herkulanischen Gemälden erscheint sie mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf, in einem grünen Unterkleid und blauen Mantel, und das Gesimse, worauf sie steht, hat die Aufschrift: ΠΟΛΥΜΝΙΑ ΜΥΘΟΥC, ***) weil die Sujets der Pantomimen bekanntlich alle mythologisch waren. Die Mythen konnten ihr auch, wie hier geschehen, mit Recht ausschließlich zugeschrieben werden, da, nach Lucians Behauptung, ****) in den Pantomimen

 mehr

*) Dionys. V. 104.

**) De saltat. Cap. 36. Man kann noch hinzufügen: Kassiodor Variar. IV. 51. „His sunt additae orchestarum loquacissimae manus, linguosi digiti, silentium clamosum, expositio tacita, quam Musa Polymnia reperisse narratur."

***) S. Pitture d'Ercol. Tom. II. Tab. 7.

****) In der angef. Schr. Kap. 31.

Digitized by Google

auf nichts besinnen dürfen, sondern mit Allem sogleich bey der Hand seyn. Vielleicht wurde auch Polyhymnia erst aus einer andern Ursache — entweder aus einer zufälligen, oder etwa deßwegen, weil sie in den Pantomimen die Götter und Heroen verherrlicht (ὑμνει τους θεους και τους ἡρωας) welchen beyden zunächst die Hymnen zukamen, oder von deren Preise man ursprünglich die Worte Hymnos und Hymnein (ὑμνειν) gebrauchte — die Muse des Pantomimischen Tanzes, und ihr Nahme erst später auf die angezeigte Weise verändert und etymologisiert, weil man sich einen Grund von diesem ihrem Amte angeben wollte. Vielleicht war sie auch durch ihr Vorsteheramt über die Hymnen in so fern schon lange zu diesem neuen Amte qualificiert, als das Absingen der Hymnen an den Festen der Götter mit Tanz und Gestikulazion verbunden war; und sie konnte in dieser Rücksicht — ungeachtet eigentlich Terpsichoren, nach der Etymologie dieses Nahmens, dieses Amt gebürte — längst hin und wieder als die Muse der Orchisis überhaupt betrachtet worden seyn. Daß ihr aber, selbst nach der Erfindung der Pantomimen, zuweilen andere Aemter und Erfindungen als diese beygelegt werden, darf uns so wenig befremden, als wenn ein lyrischer Dichter die Kalliope und Melpomene anruft, da bekanntlich jeder Musennahme oft für Muse überhaupt gilt, und sie zu verwechseln oder ihnen dieses oder jenes Amt nach Willkühr beyzulegen, keine Handlung war, die mit

einem

einem Auto ſ da ſ Fe beſtraft wurde. Auch der Scholiaſt des Apollonius, dem die Anrufung der Erato im Anfang des dritten Geſangs ſeines Autors ſo viel zu ſchaffen macht, und der ſich nur mit dem Vers des Rhianus: „Haſt du den Nahmen von Einer genannt, ſo hören dich Alle", tröſten zu können ſcheint, iſt deſſen ungeachtet in der Angabe der Aemter der Muſen äuſſerſt heterodox, indem er z. B. der Thalia die Erfindung des Ackerbaus, der Euterpe die Mathematik (ob ihr Nahme den Grund enthält?) der Melpomene den Geſang u. ſ. w. beylegt. Unſere Polyhymnia iſt nach ihm die Erfinderin der Leyer. Zu einer gewiſſen Zeit wurde es Mode, dieſe als die Muſe der mimiſchen Tänze zu betrachten; und da — ſo viel mir bekannt iſt — keine Notiz aus den Schriftſtellern uns berechtigt dieſer Mode ein höheres Alter zuzuſchreiben: ſo müſſen wir annehmen, daß ſie das Auguſteiſche Zeit-Alter nicht überſteigt. *) Man dachte ſich hinfort bey

*) Die vom Plutarch im Numa S. 65. B. der Frankfurter Ausg. angeführte Muſa Tacita, die Numa den Römern zu vorzüglicher Verehrung empfohlen haben ſollte, war wohl nicht Polyhymnia, die Muſe der Pantomimen, wie Haverkamp meynt im Theſaur. Morell. Tom. I. p. 348. Plutarch ſagt: Μιαν Μουσαν ιδιως κα, διαφεροντως εδιδαξε σεβεσθαι τους Ρωμαιους, Τακιταν προσαγορευσας, οιτε σιωπηλην, η νεαν' δτερ ειναι δοκει την Πυθαγορειαν απομνημονευοντος εχεμυθιαν και τιμωντος (nach der bekannten geſchichtwidrigen Sage). Wahrſchein-

bey ihrem Nahmen die Muse, deren Erfindung, aus der angezeigten Ursache, am meisten Gedächtniß erfodert, und bildete sie, wie auf dem Herkulanischen Gemälde, als die stumme Muse, die nur durch Geberden spricht.

So stellten also die verhüllten Musen nicht die Polyhymnia vor? — Ich möchte die Abbildung dieser Muse auf dem Herkulanischen Gemälde nur für eine Abweichung von ihrer gewöhnlichen Vorstellung halten, und bitte in dieser Rücksicht diejenigen, welche sich mit den Künsten des Alterthums beschäftigen, gelegenheitlich Acht zu haben, ob sich nicht treffendere Beweise als ich liefern kann, für meine Aufklärung von den verhüllten Musen auf Reliefs und von den Statuen der Vestalinnen beybringen lassen? Ich halte diese — nicht alle, aber doch zum Theil, für einerley mit den verhüllten Musen, für Polyhymnien, die etwa dazu bestimmt waren ein Theater zu zieren, und wovon einige gerade zu der Zeit verfertigt sind, wo die Kunst dieser Muse mit solchem Enthusiasmus ausgeübt und unterstützt wurde, und in welche vermuthlich noch mehr

scheinlich, wenn das Ganze seine Richtigkeit hat, eine Muse (Göttin) des weisen und stillen Nachdenkens. Man könnte aber vielleicht in den Worten Lucians von der Tanzkunst Kap. 10 am Ende, in Vergleichung mit dieser Stelle, eine Spur entdecken wollen, daß die Muse Tacita des Numa in spätere Zeit auf die Polyhymnia gedeutet worden.

mehrere der schönsten griechischen Werke, die sich erhalten haben, zu setzen sind, nehmlich in die Zeit der Regierung von Oktavian-August; wenn nicht etwa erweislich seyn sollte, daß der Polyhymnia schon früher die Erfindung der Orchistis beygelegt worden.

Es ist in der That weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß man die Polyhymnia auf verschiedene Art vorstellte, und ihre zuverlässige und nahmentlich bezeichnete Abbildung, wie ich vermuthe, eine bloße Abweichung ist. Die Abbildung der Musen war eben so verschieden und so wenig Glaubenssache — wie überhaupt vom Glauben im Alterthum nur in der weitesten Bedeutung gesprochen werden kann — als ihre Aemter, und als im Grunde die Abbildung jeder andern Gottheit, ganz besondere Fälle ausgenommen, — verschieden war nach den verschiedenen Orten, nach den verschiedenen Zeiten, und nach dem verschiedenen Geschmack der Künstler, und wobey diesen nichts weiter als die Autorität eines großen Vorgängers, wie eines Fidias und Praxiteles, die Hände band. Verhüllte oder sich einhüllende Figuren finden wir unter den Musen; und welche von diesen könnte eine solche Figur eher vorstellen als die verschämteste von allen, die, wo sie sprechen sollte, mädchenhaft erröthend, nur durch Blikke und Geberden ihre Empfindungen und Gedanken äussert? — In concreto mochten wohl diese

Prä-

Prädikate nicht passend seyn; oder, mit andern Worten, es mag immerhin weder die Ursache der großen Aufnahme der pantomimischen Vorstellungen, noch mögen die Vorstellungen selbst, noch die Folgen derselben, der Polyhymnia das Lob der Schamhaftigkeit verdienen können; *) aber Polyhymnia, die stumme Rednerin, die Muse der Geberdensprache, konnte doch, als solche, oder in abstracto, ohne Inkonsequenz für die schamhafteste, oder eigentlich — ein Wort das hier passender scheint — für die verschämteste der Musen gelten; da — wenn ich mich nicht sehr betrüge — das Schweigen oder Verstummen im antiken, und selbst im antikſten Sinn, so gut ein Zeichen der Verschämtheit ist als es überhaupt, unter gehörigen Umständen, dafür genommen werden kann; und sie konnte, in dieser Hinsicht, durch Nichts besser karakterisiert werden, als durch die symbolische Attitüde, womit man, vielleicht erst später, die Schamhaftigkeit selbst, die Pudicizia, bezeichnete — durch das Einhüllen in ihr Gewand.

An einigen dieser Figuren ist das Gewand auch über den Kopf heraufgezogen, an andern nicht, und von den drey Dresdner Statuen nur an der größten. Die Pudicizia auf Münzen hat nicht weniger den Kopf verschleyert, oder ist im Begriff ihn zu verschleyern, und es gehört also diese gänzliche Ver-

*) S. die Wielandische Uebersetzung des Lucian Th. 4. S. 373 u. 433.

Verhüllung mit zu der symbolischen Darstellung der Schamhaftigkeit, und konnte folglich, wenn der Künstler wollte, auch bey der Abbildung der Polyhymnia angebracht werden. Denn daß der Umstand im Grunde gleichgültig gewesen, ergiebt sich daraus, daß an mehreren Figuren mit eingewickelten Händen, und insbesondere an den zwey kleinern zu Dresden, der Kopf unbedeckt ist.

J. F. von Meyer.

V.

Gedichte.

1.

An den Monat Julius.

Unzählig oft hat man vom Mai geleiert,
Den Geistern von Geschmack zum Ueberdruß;
Doch deinen Ruhm, du schöner Julius!
Hat keiner noch, so viel ich weiß, gefeiert.
So wag' ich's denn, und singe laut dein Lob,
Und zürnte gleich der Stutzer Mai darob.

Sein Veilchenbeet, gerühmt von allen Barden,
Ha! wer erhebt's, verkannter Julius,
Wohl über Liljen und Konvolvulus
Und span'sche Wick' und Nelk' und Spikanarden,
Wohl über Kaiserkron' und Rosenstrauch,
Die später blühn an deinem warmen Hauch?

Zwar bläht der Mai sich mit dem Blüthenbaume,
Der kurze Lust doch nur dem Auge schafft:
O Julius! durch deines Athems Kraft
Reift für den Gaumen Kirsche, Birn' und Pflaume!
In Wald und Garten rings, auf Berg und Au
Schenkst du den Kindern Beeren roth und blau.

Was kann der Schwächling Mai zum Mahl bescheren?
Radieschen und Spinat! ein dürft'ger Schmaus!
O! mehr als dies, leerst du dein Füllhorn aus,
Gilt ein Gericht von Zuckerschot' und Möhren;
Du spendest Himbeer'n und Melonenfrucht,
Die man umsonst im Frühlingsgarten sucht.

Oft wandelt noch der Mai die Schmeichelweise
In rauhen Wind; oft ist sein Abend kalt,
Daß Kirschenblüth' und Wein verschrumpft, und bald
Das Vögelchen erfriert im ofnen Neste:
Bist du erst da, du, immer mild und warm,
Sinkt, was da liebt, sich froher in den Arm.

Ha! wie erquicken deine Abendlüfte,
Wenn Käfer ziehn mit schnurrendem Gesumm!
Wie haucht so süß dein Kaprifolium!
Wie laben deiner Linden Blüthendüfte!
Und o! wie gern schlüpft mancher Kranke dann
In's Quellenbad, was er im Mai nicht kann!

Wagt's wo ein Feind dir manches aufzurücken?
Verläumdung ist's! Vor deiner Sonne Glut
Birgt sich das schöne Weib im Halmenhut;
Wer schmählt im Ernst auf deine muntern Mücken?
Ja, deine Fliegen selbst thun wenig Tort:
Die schaffen Fliegenklapp' und Rothbart fort.

Singt

Singt denn so lang' ihr wollt in Meisterliedern,
Ihr Herrn, von Lenzgefühl und Maienuß!
Ich rühme dich, mein Liebling Julius!
Du bleibst mir werth vor allen deinen Brüdern.
Ein Milchbart ist der Mai; du bist voll Mark
Und reifer Kraft, ein Mann, gesund und stark.

F. W. A. Schmidt.

2.

Bertulf und Bertha.

Romanze.

„Ob einer schweren Sündenschuld
Wall' ich zum heilgen Lande,
Will büßen ab, um Gottes Huld,
Im harten Pilgerstande;
Gehab dich wohl, mein trautes Kind!"
Spricht Bertulf wehmuthsvoll, und sinnt
Der bittern Abschiedsähren
Mit Muh' sich zu erwehren.

„Bewahr, bewahr, o Gott! was treibt
Dich fort von hinnen? Schone,
O schone meiner! ach! wo bleibt
Die Lieb' zu deinem Sohne?
Kaum daß zu Glück und Wonne band
Zusammen uns des Priesters Hand,
Läßt du Weib, Kind und Güter,
Und kehrst wohl nimmer wieder."

„Sey sonder Harm, ich kehre ja
Nach einem Jahre wieder;

Gott iſt und ſchützt mich dort wie da,
Sey du nur treu und bieder!"
Er ſeufzt, ſie aber weint und bringt
Den Knaben, und der Knab' umſchlingt
Ihn, Wang' an Wang' zu reiben,
Als fleht' er ihn zu bleiben.

Nun zieht er über Berg und Thal,
Durch Fluß und Meer, und findet
Stets Herberg und ein ſattes Mahl,
Und Angſt und Noth verſchwindet.
Schon naht er ſich dem heilgen Grab,
Wirft ſchon die Laſt der Sünden ab,
Als Räuber, ach! herjagen,
Den Pilger niederſchlagen;

Und ihn mit über Stock und Stein
Zu ihrem Sherif bringen;
Da muß er unter harter Pein
Im Sklavendienſte ringen.
„Hinein zum Stall den Chriſtenhund,
Befahl der Türk, von dieſer Stund'!"
Kein Flehen und kein Stöhnen
Vermocht' ihn zu verſöhnen.

Dieweil ſaß traurig und allein
Frau Bertha, ſah hernieder
Von ihrer Burg, Jahr aus Jahr ein,
Umſonſt. er kommt nicht wieder;
Und ach! ihr Kurt, des Vaters Bild,
Mit blauen Augen ſanft und mild,
Mit goldnem Lockenhaare,
Stirbt ihr im dritten Jahre.

Schon wählet ſie das Trauerkleid,
Verzweifelnd ſeines Lebens;

Es werben Freier weit und breit
Um ihre Gunſt vergebens:
Da pochts bey Nacht und Nebelduft,
Ein Pilger „Bertulf grüßt euch!“ ruft;
„Er iſt annoch am Leben;
Den Brief ſchickt er daneben.“

Schnell ſpringt ſie auf, fragt heftiglich —
Er ſpricht: „in fernen Ländern
Hielt feſt der Sultan ihn und mich
In Ketten und in Banden;
Ich kauft' von Sklavendienſt und Hohn
Mich los um ſchwere Ranzion;
Mit Ablaß von der Sünde
Eil' ich zu Weib' und Kinde.

Drauf las ſie: „Ach, mein liebes Weib!
Mich hält der Heid' gefangen;
Der Arbeit ſchier erliegt mein Leib,
Harm furchet Stirn und Wangen.—
O komm', erweich' des Heiden Sinn,
Wirf dich zu ſeinen Füßen hin;
Durch ein paar Perlenthränen
Läßt ſich ſein Grimm verſöhnen!“

Raſch war gefaßt der Männin Schluß;
Doch ruft ſie ihren Räthen:
„Soll ich wohl an des Sultans Fuß
Mir meinen Herrn erbethen?
Groß iſt die Lieb' zu meinem Herrn,
Stürb' ich für ihn, ich ſtürbe gern.“
Doch keinem unter allen
Will dieſer Sprüch gefallen.

„Ihr reizet nur des Sultans Bruſt
Durch eure ſchönen Zähren;

Ja! übt er Schmach und schnöde Lust,
So mag's ihm niemand wehren."
Sie fühlt's, doch schlau durch Frauenlist,
Beschließt sie nun als Lauteniſt,
Trotz Fährlichkeit und Mühen
Ganz heimlich fort zu ziehen.

Mit Schminke und Bart und unterm Arm
Mit einer Laut' beginnet
Sie ihren Lauf ganz sonder Harm;
Und Kost und Mahl gewinnet
Gar leicht ihr holdes Saitenspiel:
Wie einst durch Esther Haman fiel,
Und Judiths Heldenthaten,
Dem Feind zu Schimpf und Schaden.

Zuletzt langt sie am Hofe an
Doch nicht zu Trost und Freude:
Denn Jammer decket ihren Mann
Im Sklaven-Lumpenkleide;
Er zieht am Pflug den ganzen Tag,
Ach! unter schwerem Peitschenschlag,
Bedeckt mit Schmutz und Schweiße,
Mit Hundebrod zur Speise.

Sie kennt am blauen Augenpaar,
Am goldnen Haar ihn wieder,
So trüb und feucht das Auge war,
So matt die schlanken Glieder:
Das gieng ihr durch die Seele durch;
Sie eilt schnell zu des Sultans Burg,
Mit lieblich süßen Weisen
Den Barbar hinzureißen.

„Es ist ein schönes Blümelein,
Verpflanzt vom Paradeise,

Heißt

Heißt Liebe; wer es pfleget fein
Gewinnt zur Pilgerreise
Hienieden einen Talisman,
Daß Unbild ihn nicht treffen kann;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr das Blümlein Liebe."

„Wenn's Aug in's Aug des Liebchens blickt,
Enzückt's zum Paradeise;
Wenn Lipp' auf Lipp' sich brünstig drückt,
Da labt's wie Mannaspeise;
Raubt Unglück weit das Liebchen fort,
Bringt's flugs an den geliebten Ort;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr das Blümlein Liebe."

„Hold ist das Blümlein, hold und fein;
Es bracht's vom Paradeise
Ein Engel, schön wie Morgenschein,
Für uns im Lebensschweiße,
Zur kühlen Labung für das Herz,
Zur Panacee in Harm und Schmerz;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr das Blümlein Liebe."

So sang sie und die Saite tönt
Mit Einklang zu der Stimme:
Der Sultan staunt und Freude krönt
Die Stirn statt Trotz und Grimme.
Er sprach: „Du seyst mein Lauteniſt,
Seyst gleich ein Franke, seyst ein Christ;
Schön ist und ohne Zagen
Und edel dein Betragen."

„Ihr habt ja Macht durch Werk und That
Mir andre Huld zu zeigen;

Ich darf nicht weilen; find' ich Gnad',
So will ich's nicht verschweigen:
Weit ist und wild durch Wüst' und Sand
Mein Pilgerweg ins Vaterland;
Von eurem Troß und Leuten
Möcht einer mich geleiten."

„Führt, sprach er, mir die Sklaven vor!
Du magst dir einen kiesen."
„Der, sprach sie, raget hoch hervor,
Scheint stramm an Händ' und Füßen;
Den gebt mir mit dem blonden Haar!"
Er gab ihr ihren Liebling dar;
Drauf führt mit Herzensfreude
Sie mit sich fort die Beute.

„Wie ist mir? Ist es Wahn und Traum?"
Dacht Bertulf, frey von Ketten;
„Ich trau ja meinen Sinnen kaum,
Ein Engel muß mich retten.
Ach! würdig ist mein Auge nicht
Zu schauen ihm ins Angesicht:
Drum kehrt von meinem Blicke
Er sich wohl so zurücke."

So zieben sie zur Heimat fort:
„Siehst dort in ferner Weite,
Sprach itzt sie, deine Thürme dort?
Hier endet mein Geleite."
Er staunt, fort ist der Lauteniſt;
Nun lobt er an, zu jeder Frist
Durch Allmos' und Kasteyen
Gott seinen Dank zu weihen.

Er kommt zur Burg, im Lustgefühl
Und Wehmuth tief verlohren;

Doch

Doch wartet sein des Jammers viel;
Er scheint zu Schmerz erkohren.
Fort ist Frau Bertha, todt sein Kind —
Kein Trost und keine Thräne rinnt;
Starrsuchend ohne Seele
Irrt er durch alle Säle.

Auf einmal kommt der Lauteniſt,
Will mildern seine Leiden:
„Harm ist das Los zu dieser Frist,
Dort oben nur giebts Freuden!“
Er horchet, tief gebeugt das Haupt,
Wie Wald und Busch vom Sturm entlaubt;
Jetzt blickt er einmal heiter
Zum Retter und Begleiter.

Und sieh, da steht Frau Bertha da!
Fort ist Bart, Schwink und Leyer.
„Ach! wärst du Bertha? — Ja, bist's ja!
O Gott! du mein Begleiter!
Mein Engel! o komm her zu mir!
O, nichts als Lieb' hab' ich dafür!
O Weib, in Freud und Leide
Nichts trennet mehr uns beide!“ *)

*) Bloß um alle genommene poetische Aergerniß bey andern angehenden Dichtern zu verhüten, erinnere ich: daß ich an dieser Romanze nichts erheblicheres auszusetzen habe, als die vielen unreinen Reime, z. B. Güter und wieder, Schluß und Fuß, Thaten und Schaden, Schweisse und Speise, Weisen und Reissen, durch und Burg, Freude und Beute, und dergl. Lieber gar nicht, als so gereimt!

W.

3.
An die Schamhaftigkeit.

O Scham, die mit der Reinheit
Der edle Stolz gezeugt,
Du, von der besten Mutter
Zur Grazie gesäugt!
Du süßes Bild der Blume,
Die, nur vom West geküßt,
Der Neugier raschem Finger
Die zarte Brust verschließt!

Ach! würdig dich besingen,
Geliebte der Natur!
Kann nur der Fleckenreine,
Des Himmels Seraf nur!
Drum zürne nicht dem Liede,
Das schwach von dir erklingt,
Und sich zu deinen Höhn
Vom Staub empor nicht schwingt!

Als vor der Wesen Mutter
Im rosigen Gewand,
Kaum ihrer Hand entschwebet,
Die junge Schönheit stand;
Da sprach zu dir vom Throne
Die schaffende Natur:
„Mein Meisterwerk vollenden
Kann deine Zartheit nur!"

Jetzt küßtest du, als Schwester,
Gehorsam dem Gebot,
Ihr auf die Liljenwange
Ein sanftes Abendroth.
Da stand sie nun die Göttin
In herrlicher Gestalt —

Im

Im Purpurlicht vollendet,
Das ihre Wang' umstralt.

Mit ihr und mit der Tugend
In süßer Harmonie,
Durchwallst du nun die Erde,
Unsterblich, so wie sie!
Die Wunder, so du thatest
Mit deinem Schwesterpar,
Verkünden hohe Lieder
Der edlen Bardenschar.

Auf deiner Stirne thronet
Der Würde Zauberkraft;
Scheu bebt vor dir zurücke
Die wilde Leidenschaft.
Es rasten ihre Stürme
Im Frühlingssonnenlicht,
Das sanft und ruhverbreitend
Aus deinem Auge bricht.

Du blickest gleich bescheiden,
Gleich froh umher und mild,
Ob offen stralt dein Antlitz,
Ob es dein Flor umhüllt;
Es liest aus deinem Blicke,
Wer deinen Schleyer lüpft,
Daß an die ganze Schöpfung
Dich Gottes Friede knüpft.

Ernst schaueſt du den Frevler,
Den Edeln segnend an;
Du lächelst wie die Güte,
Und zürnest wie ein Mann;
Dir wohnt in Einem Busen
Der kühne Heldenmuth
Der Brutus und Katone,
Und sanfte Liebesglut.

Du leihst des Mädchens Arme,
Mit dem ein Frevler ringt,
Oft Ajax Heldenstärke,
Die keine Wut bezwingt.
Du stähltest einst die Rechte
Der Gattin Kollatins,
Als sie ihr Dolch entrissen
Den Schändungen Tarquins.

Du wachst, wenn um die Tochter,
Die unter Blumen ruht,
Sich die Verführung windet,
Der Hölle Vipernbrut;
Du lenkst den gift'gen Stachel
Von ihrem Herzen ab,
Und streckst mit Herkulskühnheit
Die Mörderin in's Grab.

Du hältst selbst dem Tirannen,
Der Tod der Unschuld schwor,
Den Spiegel deiner Reinheit
In trunknen Stunden vor,
Daß er vor seines Bildes
Entmenschung jach erschrickt,
Und thierisches Verlangen
In seiner Brust erstickt.

O nie ist rührend schöner,
Nie himmlischer dein Bild,
Als wenn um die Gefall'ne
Dir Zährenthau entquillt;
Nie holder dein Erröthen,
Als wenn die Edelthat,
Von dir vollbracht im Stillen,
Der Dank entschleiert hat.

Du wandelst gern durch Auen,
Wo Frühlingsschöne blüht,
Wo vor des Grabesstille
Schamlose Frechheit flieht;

Nie

Nie weilest du im Sale,
Voll bunter Mummerei'n,
Wo zügellose Freuden
Dich, Göttliche, entweihn;

Wo rasch, gleich Wirbelwinden,
Gleich siegend, gleich besiegt,
Der Jüngling mit dem Mädchen
In Taumelkreisen fliegt;
Wo Brust an Brust, und Wange
An Wange pocht und glüht,
Und jedes Auge Funken
Der Lüsternheit versprüht.

O wehe, weh der Liebe,
Die jemals von dir schied!
Ach! bald wird sie zur Thörin,
Von roher Brunst durchglüht,
Zur rasenden Mänade,
Die nur der Zote lauscht,
Und sich mit wilden Scythen
Im Wollustgift berauscht.

Mit dir allein im Bunde
Schafft Liebe magisch um
Den Sterblichen die Erde
In ein Elysium.
Dein zarter Sinn vergeistigt
Durch Platons Hochgefühl,
Durch Ehrfurcht vor dem Menschen
Cytherens Sinnenspiel.

O wohl der Erdentochter,
Der holden Charitin,
Die, Göttin! du erlesen
Zu deiner Lieblingin!
Ihr huldigen die Herzen,
Wenn mit der Majestät

Der Tugend sie im Kreise
Bescheid'ner Männer sieht!

O mehr als wohl dem Jüngling,
Den sie vor allen liebt,
Dem sie ein Bild hienieden
Vom Glück der Engel giebt!
O himmlisch schöne Scene,
Wenn sie durch Treu' erweicht,
Ihr Ohr nun sanft erröthend
Zu seinem Flehen neigt!

Wenn sie kaum durch ein Lächeln,
Das ihren Reitz erhöht,
Durch halbe, scheue Blicke
Den innern Drang verräth;
Und, ähnlich dem Gesäusel
Des Westes im Blumenbeet,
Ihr Lispel endlich leise
Die Liebe ganz gesteht!

Wo ihre Schwüre tönen,
Ist keines Lauschers Spur;
Auf ihre Freuden blicken
Des Himmels Sterne nur.
Es saugt mit ihren Küssen,
Gleich ihrem Herzen rein,
Nur Durst nach Edelthaten
Der Hochbeglückte ein.

Sie kämpft, die junge Heldin,
Den Kampf der Leidenschaft,
Bis sie ermattet wanket
Am Ziel der Menschenkraft;
Dort bringt sie, überwunden
Von dir, o Liebe! nur,
Und unter heißen Thränen
Ihr Opfer der — Natur.

G. F. Stäudlin.

VI.

VI.

Anzeige.

Bey G. J. Göschen in Leipzig sind herausgekommen:

1) Hube deutlicher und vollständiger Unterricht in der Naturlehre, in Briefen an einen jungen Herrn vom Stande, 3r und letzter Band, mit Kupfern.

Alle kritische Blätter von Bedeutung stimmen darin überein, daß dieses vortrefliche Werk mit Klarheit und Deutlichkeit geschrieben und die Kenntnisse der Werke und Kräfte der Natur mit Benutzung der neuesten Entdeckungen vollständig und gründlich darin vorgetragen sind.

2) Auszüge aus den besten Schriftstellern der Franzosen, für die Jugend unter Aufsicht des Herrn Abt Resewitz herausgegeben von C. H. Schmidt, 3r Th.

Die drey Bände dieser Auszüge sind eigentlich eine kleine Handbibliothek der französischen Sprache für die Jugend, welche wegen des Plans und der sorgfältigen Auswahl, sowohl in Rücksicht der Moralität als auch des guten Geschmacks, allen Eltern und Lehrern empfohlen werden kann. Die Jugend wird darin vom Leichtern zum Schwerern geleitet, nicht bloß in der Sprache durch die treflichsten Muster aus allen Gattungen des Styls geübt, sondern auch angenehm unterhalten und an Kopf und Herz gebildet. Der erste Theil enthält Briefe und Aufsätze aus der Geschichte, der zweyte ist der Philosophie des Lebens und den moralischen Wahrheiten, der dritte den Meisterstücken der verschiedenen Gattungen der Dichtkunst gewidmet.

In einigen Wochen werden erscheinen:

1) Wielands sämmtliche Werke in 4to, gr. 8. Taschenformat und wohlfeile Ausgabe, 1ste Lieferung in 5 Bänden.

Der

Der Druck ist gänzlich beendigt, das letzte Blatt der Kupfer und der Blätte werden in kurzer Zeit vollendet.

2) Thümmels Reisen in die südlichen Provinzen von Frankreich, 3r 4r und 5r Theil, mit Kupfern, 8.

Um die Erwartung der Leser, welche der Herr Verfasser durch die schalkhafte Bearbeitung der im 3. und 4. Bde. enthaltenen Gegenstände aufs höchste gespannt hat, nicht unbefriedigt zu lassen, werden diese erst mit dem 5. Thle. zugleich ausgegeben.

3) Hufelands gemeinnützige Aufsätze zur Beförderung der Gesundheit, des Wohlseyns und der medizinischen Aufklärung.

Eine Sammlung nicht bloß für Aerzte bestimmt, sondern für Jedermann dem seine Gesundheit nicht gleichgültig ist.

4) Practische Anleitung für Liebhaber und Gärtner bey Anlegung englicher Gärten, mit Rücksicht auf Ersparniß der Kosten. Nebst 2 illuminirten Kupfertafeln. 4. 10 Bogen.

Inhalt: 1) Grundsätze zur Anlegung eines englischen Gartens. 2) Zeichnung zur Anlegung. 3) Ausführung der Zeichnung. 4) Eintheilung der Pflanzen auf den Schrubs. 5) Beschreibung eines englischen Gartens auf einem freyen Platze. 6) Pflanzung und Pflegung der Bäume. 7) Unterhaltung der Pflanzen, des Rasens und der Gänge. 8) Anlegung der Baumschule. Der Herr Verfasser dieser Anleitung verbindet mit der vollkommensten Kenntniß des Gartenwesens und mit langer Erfahrung, den feinsten Geschmack und das Studium aller schönen Künste.

5) Die Freyheit des menschlichen Willens.

6) Jüngers Geschwister vom Lande.

7) Maske für Maske.

Digitized by Google

Der neue

Teutsche Merkur.

10. Stück. Oktober 1794.

I.

Beschluß der Acharner des Aristofanes.

Vierter Akt.

(Ein großer Platz vor der Wohnung des Dikäopolis)

Hier also sind die Grenzen meines Marktes!
Hier steht den Peloponnesiern und Megarern und
Böotiern frey zu handeln, mit der einzigen
Bedingung, daß sie alles mit verkaufen,
Und nichts dem Lamachos. Um gute Zucht
Zu halten, stell ich hier drey Marktaufseher,
Aus einer derben Ochsenhaut geschnitten, an.

Kein Sykofant noch anderer Fasan 1)
Von diesem Schlage lasse sich gelüsten
Den Fuß in diesen meinen Kreis zu setzen!
Nun will ich auch die Säule holen lassen
Auf die mein Friedensbündniß eingegraben ist,
Um hier an offnem Markt sie aufzustellen. (er geht ab.)

(Ein Megarer tritt mit zwey jungen Mädchen, seinen Töchtern, auf.)

Der Megarer.

Willkommen du uns Megarern so lieber Markt
Zu Athen! Mich hat, beym Zeus! nach dir
Verlangt, wie nach der Mutter! — Hey da, Mädchen,
Ihr armen Kinder eines hochbedrängten Vaters,
So Gott will, wird's hier endlich was für euch
Zu essen geben! Aber hört mich erst und überlegt
Es wohl — was wollt ihr lieber — euch
Verkaufen lassen, oder länger hungern? 2)

Die

1) Φασιανος ανηρ.

2) Der größte Theil des attischen Salzes dieser Scene ist für die meisten Leser unsrer Zeit entweder ganz verdünstet, oder dumm geworden. Dem atheniſchen Volke mußte sie großes Vergnügen machen, theils, weil ihr mit viel Verachtung vermischter Haß gegen die kleine Republik Megara (welche sie immer als eine impertinente Nebenbuhlerin behandelt hatten) durch die leichtfertige Art,

Die Mädchen.

Verkaufen lassen! Verkaufen lassen!

Der Megarer.

Das sag' ich auch. Allein, wer wäre wohl so albern
So eine fressende Waare mir abzukaufen?
Ich werde schon mit einem Megarischen Pfiffchen
Mir helfen müssen. Kommt, ich will wie Schweinchen
Euch ausstaffieren, und sagen
Ich habe Ferkel zu verkaufen.
Da, legt euch diese Ferkelsklauen an, und machts
Recht zierlich, daß man euch für ächte Kinder
Von einer braven Schweinsau halten könne.
Denn das, beym Hermes! sag' ich euch, zu Hause habt
Ihr nichts zu hoffen als den bittern Hunger.

Art, wie Aristofanes seinen Megarer karakterisiert, eine gar angenehme Nahrung bekam, theils wegen der Hanswurst-Späße, die er ihnen durch das Spiel mit dem Doppelsinn des Worts χοιρος (Schweinchen) zum besten gab. Mit allem dem ist eine genialische Laune in dieser Scene, die den Versuch, so viel als möglich davon in der Uebersetzung zu erhaschen, vielleicht entschuldigen kann. – Noch etwas belustigendes, das für uns verlohren geht, ist der grobe bäurische Dialekt der Megarer, der sich gegen den attischen gerade so verhielt, wie der Bayersche oder Oesterreichische gegen den Meißnischen, und zur Vollständigkeit der Darstellung des Megarers unentbehrlich ist.

Digitized by Google

Hier, bindet diesen Rüssel um den Kopf —
Und nun, frisch in den Sack hinein gestiegen!
Und grunzt mir ja recht artig, koi, koi, koi!
Fein zart, wie Opferschweinchen. — Gut! Nun hurtig
Zum Dikäopolis! — He da! Wo ist
Herr Dikäopolis? — Beliebts dem Herrn
Mir junge Schweinchen abzukaufen?

Dikäopolis.

Wer ruft mir? Ein Megarer wie es scheint! 3)

Megarer.

Wir kommen euern Markt zu besuchen.

Dikäopolis.

Wie stehts um euch?

Megarer.

Wir sitzen am Herd und hungern.

Dikäopolis.

So fehlt euch nur ein Pfeifer noch zum Tanz.
Im Ernst, was macht ihr zu Megara?

Mega-

3) Dikäopolis erkennt den Mann sogleich für einen Megarer an seinem armseligen Aufzug, an seinem Dialekt und an der Waare, die er zu verkaufen hatte.

Megarer.

Was
Wir machen? Wie ich von Megara abgieng, war
Ein edler Rath in voller Arbeit, Weg und Mittel
Zu treffen, uns, so bald und arg als möglich, vollends
Zu Grunde zu richten.

Dikäopolis.

Auch nicht übel!
So seyd ihr eurer Noth auf einmal los.

Megarer.

Das wohl!

Dikäopolis.

Wie gehts denn sonst bey euch?
Was kostet das Getreide?

Megarer.

O das ist
Bey uns in gleichem Werthe wie die Götter;
Ist über allen Preis.

Dikäopolis.

Du bringst uns Salz vielleicht?

Megarer.

Das habt ihr uns ja schon genommen.

Dikäopolis.

Oder Knoblauch?

Megarer.

Wo kämen wir zu dem, da ihr, so oft ihr bey
Uns furaschiert, so reine Arbeit wie
Die Mäuse macht, und uns die Knoblauchbollen
Sogar mit Pflocken aus der Erde stochert?

Dikäopolis.

Was bringst du denn?

Megarer.

Ich bringe Opferschweinchen.

Dikäopolis.

Das laß ich gelten! Weis' einmahl!

Megarer.

Extra schöne Waare!
Betaste sie wenn du willst, wie fett und schön!

Dikäopolis (indem er in den Sack greift)
Was Henkers ist denn das?

Megarer.

Das fühlt sich doch!
Ein Schweinchen.

Dikäo-

Dikäopolis.

Das ein Schweinchen? Und woher?

Megarer.

Doch aus Megara! — Oder ist das nicht ein Schweinchen?

Dikäopolis.

Mir daucht es nicht.

Megarer.

Nun, seh' mir einer doch
Den Unglauben an! Das soll kein Schweinchen seyn!
Was willst du wetten, wenn's nicht auf gut griechisch
Ein Schweinchen ist?

Dikäopolis.

Nun ja, ein menschliches.

Megarer.

Und, beym [illegible]es! meines eigenen
Gewächses [illegible]a, ha, ha! Wem meyntest du denn, daß
Es sonst seyn könne? Willst du's grunzen hören?

Dikäopolis.

Sehr gerne!

Megarer.

Hurtig Schweinchen, laß dich hören! —
(in den Sack hinein) Jetzt ist's nicht Schweigens Zeit,
vertrackte Kröte!
Ich trage dich, beym Hermes! wieder heim!

Das Mädchen.

Koi! koi!

Megarer.

Was sagt der Herr? Ist das kein Schweinchen?

Dikäopolis.

Nun scheint es freylich so, doch in fünf Jahren
Und gut gefüttert, wird —

Megarer.

— es seiner Mutter gleichen,
Verlaß dich drauf!

Dikäopolis.

Indessen taugt es doch
Zum opfern nicht.

Megarer.

Wie so? Warum
Zum opfern nicht?

Dikäo-

Dikäopolis.

Es hat ja keinen Schwanz!

Megarer.

Es ist noch jung; das wird sich mit der Zeit
Schon geben! — Wenn du's aufziehn willst
So ist hier noch ein schönes.

Dikäopolis.

Was die Dingerchen
Einander ähnlich sind!

Megarer.

Das macht sie sind von Einer Mutter und
Von Einem Vater. Und was
Das Opfern anbetrift, so laß sie nur
Noch größer werden und mehr Wolle kriegen,
So ists das schönste Schwein zum Opfer für Cytheren.

Dikäopolis.

Man opfert ja Cytheren keine Schweine?

Megarer.

Warum nicht gar? Just ihr vor allen andern Göttern.
Auch giebt das Fleisch von solchen Schweinchen, an den
Spies
Gesteckt, ein köstliches Gerichte.

Dikäopolis.

Wird's auch wohl ohne seine Mutter fressen?

Megarer.

O beym Poseidon, auch ohne seinen Vater.

Dikäopolis.

Was ißt es denn am liebsten?

Megarer.

Alles was
Man ihm giebt. Frag es nur selber.

Dikäopolis.

Schweinchen, Schweinchen!

Erstes Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Friß'st du gern Kichern? 4)

Erstes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäo-

4) Ερεβινθους. Weil dies Wort auch noch etwas anders bedeutet, so geht hier abermahl (Dank sey unsrer Sprache und unsern Sitten!) ein unartiger Spaß verlohren.

Digitized by Google

Dikäopolis.

Im Ernst? — Auch trockne Feigen?

Erstes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis (zum andern Mädchen)
Und du vermuthlich auch?

Zweytes Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Wie schnell sie nach den Feigen krähten! — He!
Hohl' Einer Feigen für die Schweinchen her!
Ob sie wohl fressen werden? — Ach! wie gierig
Sie drüber her sind! Wie sie schmatzen, großer Herkules!
Die sind gewiß in Freßdorf 5) jung geworden!
Indessen, däucht mich, haben sie die Feigen
Nicht alle aufgegessen.

Mega-

5) Τραγασαῖα. Ein Wortspiel, das sich auf den ähnlichen Laut des Worts tragein (τρωγειν) fressen, mit dem Nahmen einer Gegend in Epirus, welche Tragasae hieß, gründet, und sich zufälliger Weise im Teutschen nachmachen ließ, da sich, laut dem Topografischen Lexikon, zwey oder drey Dörfer finden die den Nahmen Freßdorf führen.

Digitized by Google

Megarer.

Eine einzige
Hab' ich mir zugeeignet.

Dikäopolis.

Nun, beym Zeus! die Thierchen
Sind drolligt gnug. Was geb ich dir dafür?

Megarer.

Das eine sollst du um ein Büschel Knoblauch haben,
Das andre, wenn du willst, um einen Metzen Salz.

Dikäopolis.

Ich kaufe sie — wart' einen Augenblick.
(Er geht in sein Haus)

Megarer (allein)

Das geht ja gut! O Handelsschützer Hermes,
Möcht ich mein Weib und meine Mutter selbst
So gut verkaufen können!

Ein Sykofant.

(auf den Megarer zugehend)
Kerl, wo bist du her?

Megarer.

Schweinhändler von Megara.

Syko-

Sykofant.

So werd' ich deine Schweinchen hier
Und dich, als Feinde, bey der Polizey
Denunciieren.

Megarer.

O weh! Da sind wir wieder in
Der alten Klemme!

Sykofant.

Dein megarenzen soll
Dir schlecht bekommen! — Willt du den Sack
Nicht fahren lassen?

Megarer.

O Dikäopolis! zu Hülfe!
Da ist ich weiß nicht wer, der vor die Polizey
Mich führen will!

Dikäopolis.

Wer untersteht sich dessen? Holla! he!
Ihr Marktaufseher! Warum jagt ihr mir
Den Sykofanten nicht zum Thor hinaus?
Und du da, was zum Henker sticht dich an,
Bey hellem Tage hier herum zu leuchten?

Sykofant.

Ich soll die Feinde nicht beleuchten dürfen?

Dikäopolis.

Es soll dir schlecht bekommen, wenn du dich nicht
streichst
Und anderswo den Sykofanten spielst.
(Der Sykofant zieht sich zurück)

Megarer.

Ein großes Uebel in der Stadt Athen!

Dikäopolis.

Sey gutes Muths, Megarer! — Hier der Kaufpreis
Für deine Ferkelchen, um den wir eins
Geworden sind. Da, nimm dein Salz und deinen
Knoblauch
Und fahre wohl!

Megarer.

Das ist in meinem Lande nicht
Gebräuchlich. 6)

Dikä-

6) Die Athener pflegten mit dem Wort χαῖρε (freue dich, oder, ich wünsche dir Freude) Abschied zu nehmen. In Megara war, wie es scheint, eine andere Formel gebräuchlich, und der Megarer machte sich ein lächerliches Bedenken daraus, daß er nicht nach der Weise seines Landes beurlaubt würde. Vielleicht liegt auch etwas scherzhaftes darin, daß der Megarer durch diese Protestazion anzudeuten scheint, daß Freude in Megara gar nicht zu Hause sey.

Digitized by Google

Dikäopolis.

Närrscher Mensch! Wenn's dir nicht ansteht,
So falls auf meinen eignen Kopf zurück!

Megarer.

Nun, liebe Schweinchen, seht nun selber, wie
Ihr ohne euern Vater bey gesaltznem Brey
Zu recht kommt, wenn's euch ja so gut noch wird.
(geht ab.)

Der Chor. (zu den Zuschauern)

Ein glücklicher Mann, der Dikäopolis!
Merkt ihr nun, was für Vortheil ihm sein Friede
Bringen wird? Ruhig wird er auf seinem Markte sitzen,
Und den Gewinn einstreichen; und
Kommt ein Ktesias oder ein anderer Sykofant,
Kriegt er eins über's Ohr und kann sich trollen.
Dir thut kein Konkurrent in deinem Handel
Schaden, kein Prepis wischt den weiten St... an dir,
Kein Kleonymos packt dich hinterrücks an;
Frank und frey spazierst du in deinem
Neugewalkten Rock umher,
Unbesorgt daß dir ein Hyperbolos 7)

Mit

7) Ein wegen seines bösartigen Karakters, seiner Schikanen und seiner schlechten Sitten verschreiter Sykofant die-

Mit einem Sack von Processen
Ueber'n Hals komme, oder der Weichling Kratinos
Mit seiner geckenhaften Frisur auf dem Markte
Daher schlendernd, noch der bitterböse Arremon
Mit seiner Musikpfuscherey
Und seinem Bock unter den Achseln
Ueberlästig dir werde;
Unbesorgt daß der Lotterbube Pauson auf dem Markte
Dich bespotte, oder Lisistratos, der Cholarger Schandfleck,
Der von Kopf zu Fuße lauter
Mackel ist, und jeden Monat
Mehr als dreißig Tage nichts zu
Beißen noch zu schlucken hat.

Ein

dieser Zeit, der in der Athenischen Geschichte dadurch merkwürdig geworden ist, daß er der letzte Athenische Bürger war, der durch den Ostrakismos verbannt wurde. Man fand, daß diese Art von Verweisung aus der Stadt aufgehört habe ehrlich zu seyn (was sie sonst gewesen war), nachdem das Volk sich hatte verleiten lassen, einen so schändlichen Menschen wie Hyperbolos auf eine Art zu verweisen, die sich nur für die Themistokles, Aristides, Cimon und ihres gleichen schickte.

Digitized by Google

Ein Böotier, mit einem großen Sack auf der Schulter, nebst seinem Knechte und einer Bande Thebanischer Pfeiffer treten auf.

Der Böotier (sich die Schulter befühlend)

Das weiß Herakles, wie mich diese Schwiele schmerzt!
Hier, leg den Poley sachte hin, Ismenias!
Und ihr Thebanschen Pfeiffer da, so viel
Als euer sind, blast einem Hund ins — 8)

Dikäopolis (aus seinem Hause herauskommend)

So macht, zum Geier! ein Ende! — Werd' ich mit
Die Wespen nicht vom Halse schaffen können?
Wer führt mir die ganze Pfeifferschaft des Chärides 9)
Da vor die Thür? Daß sie der Henker hole!

Böotier.

Beym Jolaos, guter Freund, da stimm ich ein!
Denn, auf den ganzen Weg hieher von Theben, sind

Die

8) Die Thebaner und Böotier überhaupt waren ein sehr musikalisches Volk, und besonders große Pfeiffer. Es scheint, daß gewöhnlich kleine Banden solcher böotischer Pfeiffer von Ort zu Ort im Lande herumzogen, um die Märkte zu besuchen, ungefähr wie in Teutschland die sogenannten Prager.

9) Dessen er schon in der ersten Scene als eines schlechten Flötenspielers in Unehren gedacht hat.

Die Kerle hinter mir her und blasen mir
Die Blüthen meiner Poley auf die Erde.
Beliebts dir etwa von meinem mitgebrachten
Geflügel etwas einzukaufen?

Dikäopolis.

Ah! willkommen,
Böoterchen! Was bringst uns aus
Dem Butterweckenlande? 10)

Böotier.

Alles, was
Böotien gutes aufbringt, Wohlgemuth und Poley,
Matratzen, Dochte, Dohlen, Enten, Haselhühner,
Zaunschlüpfer, Bläßen, Taucher —

Dikäopolis.

Da kommst du ja,
Als wie ein Wirbelwind, den ganzen Markt
Mit Vögeln mir zu überstreuen.

Böo-

10) Athenäus recensiert (im 1. Buche seines gelehrten Gastmahls) eine große Menge verschiedener Arten von kleinen Broten und brotähnlichem Backwerk, die bey den Griechen üblich waren: ich zweifle aber sehr, ob auch der gelehrteste Artolog für die meisten dieser Produkte der alten Beckerkunst einen gleichbedeutenden modernen Nahmen finden möchte. Kollix war eine Art von kleinen

run

Böotier.

Auch bring' ich dir noch Gänse, Hasen, Füchse,
Maulwürfe, Igel, Katzen, Wasserratten,
Kopaische Quappen —

Dikäopolis (entzückt)

O du, der was den Sterblichen
Das liebste unter allem Fischwerk ist
Uns zuführst, sey so gut und stelle mich ihnen vor!

Böotier (indem er die größte seiner Aalruppen aus dem Zuber heraus langt)

Du älteste der funfzig Kopaiden,
Hervor, und sey dem Fremden hier zu Willen!

Dikäopolis.

O holde, liebste, lange schon so sehnlich
Verlangte, seh' ich dich endlich wieder!
Erwünscht kommst du den komischen Chören, erwünscht
Dem Leckermaul des Näschers Morychos.
Hey da! Bediente! Bringt mir Rost und Blasebalg
Heraus — Seht, Kinderchen, die prächtige
Aalruppe, die uns, nachdem wir schon sechs Jahre
Nach ihr geschmachtet, unverhofft zu Hause kommt!

runden Brötgen, die, wie es scheint, bey den Thebanern vorzüglich zu Hause wären, daher sie Aristofanes hier κολλιχοφαγους, Kollix-Esser nennt.

Kommt, Kinder, unterhaltet euch mit ihr;
Ich will indeß der schönen Fremden zu Gefallen
Für Kohlen sorgen. — Auf! tragt sie hinein!
Denn auch gestorben möcht ich nicht von dir,
Wenn du in Mangoldblätter eingewickelt bist,
Geschieden seyn.

Böotier.

Ganz gut! Allein wer wird sie mir
Bezahlen?

Dikäopolis.

Diese giebst du mir als Marktzoll;
Wofern dir aber sonst noch etwas feil ist, Freund,
So rede.

Böotier.

Alles was ich mitgebracht.

Dikäopolis.

Gieb her! Was willst du für das alles? Oder
Gedenkst du etwan andre Waaren von uns
Dafür zurück zu nehmen?

Böotier.

Was Athen
Hervorbringt, das wir nicht schon selber haben.

Dikäo-

Dikäopolis.

So wirst du Töpfe laden müssen, oder
Faleriſche Sardellen.

Böotier.

Sardellen oder Töpfe?
Daran gebrichts uns nicht; ich meyne, was
Bey uns ſich gar nicht, hier hingegen
In Menge findet.

Dikäopolis.

Ah! Nun weiß ich was du brauchſt!
Laß einen Sykofanten, einem Topfe gleich,
Mit Baſt umwinden, und nimm ihn mit.

Böotier.

O bey den Dioskuren! Es müßte ſich ſchon was
Gewinnen laſſen, einen ſolchen Schalk
Mit ſeinen Schelmereyen wie einen Affen
Um Geld zu zeigen.

Dikäopolis.

Ha! Da läuft uns gleich
Zu guten Glück Nikarchos in die Hände.

Böotier.

Das iſt ein kleiner Knirps!

Dikäopolis.

Allein dafür
Bis an den Deckel mit Schalkheit angefüllt.

Nikarchos.

Wem sind die Waaren hier?

Böotier.

Mein sind sie, mein,
Von Theben, straf mich Gott!

Nikarchos.

So geh' ich unverzüglich
Als feindlich Gut sie anzugeben.

Böotier.

Plagt dich der Henker, Krieg den Vögeln anzukünden?

Nikarchos.

Sey ruhig! Ich werde dich darüber nicht vergessen.

Böotier.

Was hab' ich denn verschuldet?

Nikarchos (auf den Chor weisend)

Den Herren hier
Zu Liebe will ich dirs wohl sagen —
Du führest Dochte von den Feinden ein.

Dikäo-

Dikäopolis.

Und was gedenkst du mit den Dochten zu beweisen?

Nikarchos.

Es braucht nur Einen, um unser ganzes Werft
In Brand zu stecken.

Dikäopolis.

Das Werft mit einem Dochte?

Nikarchos.

Gewiß!

Dikäopolis.

Wie soll das zugehn?

Nikarchos.

Ein Böoter braucht
Ja nur den Docht an eine Motte anzubinden,
Und, wenn er einen frischen Nordwind abgepaßt,
Ihn in die Docke durch den Maurkanal
Zu werfen — Hat das Feuer nur einmal Ein Schiff
Ergriffen, so wird gar bald das ganze Werft
In voller Flamme stehn.

Dikäopolis.

In voller Flamme stehn
Durch eine Motte und einen Docht? Daß dich die Pest!

Nikarchos.

Ich bin dir Mann dafür.

Dikäopolis.

Stopft ihm das Maul zu! Gebt
Mir Bast, ich will den Kerl wie einen Kochtopf rings
Umwinden, daß ihn der Böotier unbeschädigt
Nach Hause bringen kann.

Chor.

Thu' das, mein Bester!
Und bind' es tüchtig ein, das saubre Stück,
Damit der Mann es unterwegs im tragen nicht
Zerbreche. 11)

Dikäopolis.

Es wird's wohl brauchen; 12) denn es tönt
so schnarrend
Und widerlich, als ob es einen Sprung
Im Feuer bekommen hätte.

Chor.

11) Weil das Verfahren des Dikäopolis mit dem Sykofanten doch ein wenig gewaltthätig war, so mußte es wenigstens von dem Chor, der hier gleichsam das ganze Volk repräsentiert, unterstützt werden.

12) Ich habe das εμοι μελησει ταυτ' — um den Zusammenhang mit dem folgenden anschaulicher zu machen, gegen

Chor.

Was kann's ihm also nützen?

Dikäopolis.

O zu gar mancherley Gebrauch — Als Topf,
Zu jedem Unrath — als Mörsel, Schikanen zu zeiben —
Als Leuchter, Schelme auszufinden — als Bokal,
Das hundertste ins tausendste darin
Zu mischen —

Chor.

Aber wer wird ein Gefäß
Gebrauchen wollen, das mit seinem schnarrenden
Getöne stets das ganze Haus erfüllt?

Dikäopolis.

Es ist dafür so stark, mein Bester, daß
Es niemahls brechen wird, wofern man's nur
Den Kopf zu unterst an den Füßen aufhängt.

(Die Sklaven des Dikäopolis haben sich inzwischen des Sykofanten bemächtigt, und ihn wie einen Kochtopf in Bast eingebunden)

Chor.

So! Nun ist's wohl verwahrt.

gegen diese Redensart vertauscht, die den Grund von jener ausdrückt.

Böotier.

Ich denk' izt aufzupacken.

Chor.

So packe, lieber Fremder auf
Und nimm den Sykofanten mit;
Mach' was du willst mit ihm, er ist
Ein Taugenichts — zu allem.

Dikäopolis.

Trotz seinem Sträuben ist der Schurke
Nun tüchtig eingebunden — Da, Böotier, hast
Du deinen Topf!

Böotier.

Komm, pack ihn sachte auf,
Ismeniaschen! Und trage Sorge, daß
Du ihn fein ganz nach Hause bringst!

Dikäopolis.

Viel Gutes kriegst du nicht mit ihm; indeß
Gewinnst du wenigstens an dieser bösen Waare
So viel, daß du der Sykofanten halben
Ein wonnevolles Leben führen kannst.

(Der Böotier geht ab.)

Ein

Ein Bedienter des Lamachos.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was ists? Was schreyest du mir nach?

Bedienter.

Weil Lamachos dich bitten läßt, du möchtest ihm
Für diese Drachme ein par Krammetsvögel,
Und für drey Drachmen einen Kopaidschen Aal
Zum Fest der Kannen schicken.

Dikäopolis.

Wer ist der Lamachos
Den so nach Aelen lüstert?

Bedienter.

Und wer könnt es seyn
Als jener große Streitheld, der auf seinem Schilde
Die Gorgo schwingt und drey nachtschwarze Federbü-
sche
Auf seinem Helme schüttelt?

Dikäopolis.

Der?
Bey Gott, der soll nichts von mir kriegen,
Und wenn er seinen Schild für meinen Aal
Mir geben wollte. Laß ihn seinen Helmbusch

Auf

Auf Fischmarktswaare schütteln! Und kreischt er mir
Die Ohren voll, so ruf ich meine Marktaufseher.

(der Bediente geht wieder ab.)

Indessen will ich meine eingekauften Sachen
Zusammenpacken und mich auf den Fittigen
Den Krammetsvögel und der Amseln im Triumf
Hinein erheben.

(Er läßt seinen ganzen Kram zusammenpacken und begiebt sich damit in seine Wohnung.)

Der Chor (zu den Zuschauern gekehrt)

Siehst du nun, siehst du nun,
O ganze Stadt, den klugen, dreymahl klugen Mann,
Wie er sich durch seinen Vergleich den vollsten Ueberfluß
An allen Arten von Marktgut zu verschaffen gewußt hat,
Was entweder zum Haushalt dienlich, oder in der Küche und
Auf der Tafel willkommen ist? Auch lob' ich den hohen Muth,
Womit er die Zeugen seines Wohllebens, diese Federn,
Vor die Thür wirft. Von sich selber laufen ihm alle
Guten Dinge in die Hände. Nein, in meinem Leben laß
Ich den Krieg nicht wieder in mein Haus, noch soll er jemahls

An

An meinem Tiſche wieder den Harmodius ſingen! 13)
Denn, er iſt ein Trunkenbold, der in ſeiner Tollheit
Auf den Hals uns kam und all unſer Glück in lauter
Elend verkehrte; unſre Felder zertrat, uns die Fäſſer
Leerte, und uns obendrein noch Schläge gab, wie freundlich
Wir ihn auch bitten mochten: Komm, und ſetze dich zu uns
Und trink aus dem Freundſchaftsbecher mit uns! Je mehr
Wir ihm gute Worte gaben, je hitziger wurd' er, unſre
Rebenpfähle zu verbrennen, und mit verwüſtender Hand
Schon im Stocke den künftigen Wein uns zu verſchütten.

Dikäopolis.

O du der ſchönen Kypris und ihrer lieben Charitinnen Geſpielin, holde Eintracht,
Wie konnteſt du mir mit einem ſo ſchönen Angeſicht ſo lange
Ver-

13) Der Harmodius war eines der beliebteſten Skolien (Tiſchgeſänge) der Athener, welches zum Andenken der beyden Freunde, Harmodius und Ariſtogiton geſungen zu werden pflegte, die ſich großmüthig aufgeopfert hatten, um Athen von der Alleinherrſchaft der Piſiſtratiden zu befreyen.

Verborgen seyn? O daß irgend ein Amor, wie jener gemahlte 14)
Mit dem Blumenkranz, dich und mich zusammenknüpfte!
Oder solltest du etwa mich schon zu alt für dich ansehn?
Gleichwohl, wenn ich dich nur einmahl habe, denk ich von meiner
Vermögenheit noch drey tapfere Proben abzulegen:
Erstens, eine lange Furche für Rebenfechser zu ziehen,
Dann, neben ihr Feigenschößlinge, und drittens, meinem Alter
Zu Trotze, junge Weinstöck' und überall rings um mein Hofgut
Oelbäumchen zu pflanzen, damit wir zu den Neumondsopfern,
Ich und du, mein Schatz, uns festlich halten können. 15)

(geht ab).

(Ein

14) Dies, sagt der Scholiast, bezieht sich auf einen wunderschönen Amor von Zeuxis, der im Tempel der Afrodite zu Athen zu sehen war.

15) Wiewohl ich in dieser ganzen Anrede an die personificierte Eintracht keine Anspielungen an die συνουσιαν mit dem Scholiasten sehen mag, so ist doch klar genug, daß

(Ein Herold erscheint, das Volk mit der Trompete zusammen rufend)

Herold.

Hört, Bürger, die Trompete, die nach Väterbrauch
Zum Kannenfest euch anruft! Wer die seinige
Zuerst geleert, soll einen Schlauch voll Wein,
So groß wie Kresifons Wanst, zum Dank empfangen!

(geht ab)

Dikäopolis.

(In seinem Hause, welches offen ist und in die Küche sehen läßt)

Ihr Bursche, ihr Mädchen, habt ihr nicht gehört?
Was lauft ihr? Hörtet ihr den Herold nicht?
Frisch an die Arbeit! Siedet, bratet, dreht den Spies!

Die

daß Aristofanes ihr die Wendung einer Liebeserklärung giebt, die ein schon bejahrter Mann einer jungen Schönen macht. Der Sinn der acht letzten Verse ist: er halte sich so wenig für zu alt, um noch die Früchte seines geschloßnen Friedens genieſſen zu können, daß er, im Gegentheil, noch Muth genug habe, auf seinem durch den Krieg verwüsteten Gute neue Anpflanzungen zu machen, und lange genug zu leben hoffe, um den Wein seiner neugelegten Rebenfechser zu trinken, und sich mit Oehl von seinen neugepflanzten Oelbäumen zu salben.

Digitized by Google

Die Hasen vom Feuer! Die Kränze aufgehängt!
Bringt Spiesgen her, die Drosseln dran zu stecken!

Chor.

Ich neide deine Klugheit,
Doch noch beneidenswerther
Find' ich, o Mann, dein Mahl!

Dikäopolis (zum Chor)

Wie wenn ihr erst die Drosseln
Gebraten sehen werdet!

Chor.

Auch das ist wohl gesprochen!

Dikäopolis (in die Küche)

Das Feuer aufgestochert!

Chor.

Hört ihr, wie kunstverständig
Er, trotz dem besten Koche,
Sein Mahl zu fördern weiß?

(Ein Ackermann tritt heulend und wehklagend auf.)

Ackermann.

O weh mir armen Manne!

Dikäo-

Dikäopolis (in der Küchenthür)
Zum Wetter, wer ist der?

Ackermann.

Ein unglückseel'ger Mann.

Dikäopolis.

Hab's an dir selbst!

Ackermann.

O Lieber da du mit den Feinden dich allein
Gesetzt hast, biß so gut und miß mir auch
Ein wenig Friede zu, wär's auch nur auf fünf Jährchen!

Dikäopolis. (herauskommend)

Was ist dir Leids geschehn?

Ackermann. (wehmüthig)

Zu Grunde gerichtet!
Ein Joch Ochsen verlohren!

Dikäopolis.

Und wie gieng das zu?

Ackermann.

Aus Fyla haben die Böotier sie mir
Gehohlt.

Dikäopolis.

Du armer, armer Mann du! Und du gehst noch weiß
Nach einem solchen Unglück?

Ackermann.

Ach! die guten Ochsen!
Die mich, weiß Gott! mit ihrem bloßen Dünger
So reichlich nährten!

Dikäopolis.

Was brauchst du also weiter?

Ackermann.

Ich hab' um meine armen Ochsen mir die Augen
Ganz wund geweint — O! wenn du etwas Mitleid
Mit dem Fylasier Derketes hast,
So schmiere mir ein wenig Frieden auf die Augen!

Dikäopolis.

Mein guter Mann, ich bin kein Stadtarzt.

Ackermann.

Doch!
Ich bitte flehentlich! Wer weiß ich finde
Vielleicht dann meine Ochsen wieder.

Dikäo-

Dikäopolis.

Es kann nicht seyn;
Heul deine Noth den Pittalussen vor! 16)

Ackermann.

Ach! Nur ein einzig Tröpfchen Friede träufle mir
In dieses Röhrchen!

Dikäopolis.

Nicht ein Sonnenstäubchen! 17) Geh
Zum Henker!

Ackermann.

Ich armer Mann! O meine Ackeröchsgen! 18)

(geht ab. Dikäopolis kehrt in seine Küche zurück.)

16) Im Texte: den Schülern des Pittalus, der, wie es scheint, damahls ein angesehener Wundarzt zu Athen war; daher auch der schwer verwundete Lamachos, zu Ende dieses Stücks, seine Zuflucht zu ihm nimmt.

17) „Nicht ein Stribilikinx" sagt Aristofanes mit einem ausdrücklich dazu erfundnen Worte.

18) Ein heutiger Komödienmacher hätte es unmöglich über sein empfindsames Herz bringen können, den armen Ackermann so unmenschlich abweisen zu lassen: Dikäopolis hätte wenigstens zur Hälfte mit ihm theilen müssen.

Aber

Chor.

Der Mann hat etwas süsses in seinem
Vergleich gefunden, das er mit niemand
Zu theilen Lust zu haben scheint.

Dikäopolis (zu einem Küchenmädchen)

Gieß etwas Honig dem Gekröse zu,
Und laß die Bleien langsam schmoren!

Chor.

Hört ihr wie er kommandiert?

Dikäopolis.

Legt die Aele in die Pfanne!

Chor.

Du wirst uns und die Nachbarschaft
Mit deiner Küche Dampf und deinem
Geschrey noch Hungers sterben machen!

Dikäo-

Aber Aristofanes war kein Thor, sich den Effekt dieser Scene (zumahl in Beziehung auf den Hauptzweck des ganzen Stücks) durch eine unzeitige poetische Gutherzigkeit zu verderben; nicht zu gedenken, daß Dikäopolis in seiner Küche zu angenehm beschäftigt war, um nicht über eine so ungelegen kommende Störung ungehalten zu werden.

Digitized by Google

Dikäopolis.

Seht zu, daß dies Gebratne eine schöne
Braungelbe Farbe kriege!

(Ein Hochzeitdiener tritt auf.)

Hochzeitdiener.

Dikäopolis!

Dikäopolis (herauskommend)

Was giebts?

Hochzeitdiener.

Ein Bräutigam schickt dir diese Braten
Von seinem Hochzeitmahl —

Dikäopolis.

Das ist von ihm
Sehr artig, sey er wer er will.

Hochzeitdiener.

— und bittet dich,
Auch ihm dagegen nur ein Quärtchen Friede
In diese Flasche zu giessen, damit er, von den Werbern
Unangefochten, sich mit seiner jungen Frau
Ergötzen könne.

Dikäopolis.

Wenn es diese Meynung hat,
So nimm nur deine Braten gleich zurück;
Denn auch um tausend Drachmen werd' ich ihm
Nicht einen Tropfen geben — Aber wer ist die?

Hochzeitdiener.

Die Hochzeitdienerin, die dir im Nahmen
Der Braut ein Wort allein zu sagen hat.

Dikäopolis.

So komm, laß hören!
(Sie sagt ihm was ins Ohr) Eine lustige Bitte
Von einer Braut, beym Himmel! 19) — Nun dann!
Seys!
Bringt die Traktaten heraus! — Sie soll
Von meinem Frieden haben! Denn es ist
Nicht billig, daß ein junges Weib, das an dem Krieg
Doch keine Schuld hat, seinetwegen darbe.
Komm, reich' die Salbenbüchse her —

(Er

19) Im Original ist Dikäopolis ungezogen genug, das, warum ihn die Braut heimlich bitten ließ, auf der Stelle (und mit einer cynischen Naivität des Ausdrucks, woran die Hochzeitdienerin gewiß unschuldig war) zu verrathen: eine Indiskrezion, die um so unverzeihlicher ist, da die scharfsinnigen Athener das Geheimniß unfehlbar auch ohne eine solche Nachhülfe ausfindig gemacht haben würden.

Digitized by Google

(Er thut als ob er aus dem Friedensinstrument etwas hineingieße)

— Und weißt du, was
Damit zu thun ist? Sag' der Braut, sobald
Die Werbung wieder angeht, möchte sie mit diesem
Dem Bräutigam bey Nacht — sie weiß schon was —
bestreichen.

(Hochzeitdiener und Dienerin gehen ab)

(Zu einem Bedienten) Trag die Traktaten wieder weg! —
(zu einem andern) Du, reiche mir
Die Kelle her, damit ich die Kannen füllen könne!

Chor.

Wer kommt denn da so hastig, mit einer Mine
Die keine gute Botschaft bringt, herangelaufen?

Ein Bote.

Ach! Nichts als Noth und Krieg und Lamachosse!

Lamachos (aus seinem Hause)

Wer macht um eines Feldherrn Wohnung diesen Lerm?

Bote.

Die Oberkriegsherr'n, Lamachos, befehlen dir,
Sogleich mit so viel Reuterey und Fußvolk
Als aufzubringen ist, des Schneiens ungeachtet,
Die Pässe zu besetzen: denn sie sind

Berichtet, daß Böotische Räuber mit
Des Kannenfestes Anfang eine Streiferey
Ins platte Land gethan.

Lamachos.

O! über alle diese Oberkriegsherrn! —

Dikäopolis.

(indem er den Ton und die Gebärden des Lamachos spottend nachmacht)

— Ist
Es nicht entsetzlich, mich nicht einmal an einem Fest'
In Ruhe zu lassen! Das ist ja ordentlich
Nur gegen Lamachos zu Felde ziehn!

Lamachos.

Wie? Du bespottest mich noch oben drein?

Dikäopolis.

Willst du mit einem Geryon dich messen, der
Vier Flügel hat? 20)

Lama-

20) Was Dikäopolis mit seinem τεφυνη τετραπτιλω wolle, ist schwerlich zu errathen. Daß er sich selber damit meyne und daß die vier Flügel einen Bezug auf die drey großen Rauschekniſterlingsfedern auf dem Helm des Lamachos haben, scheint klar genug zu seyn. Aber wie kommt Dikäopolis zu den vier Flügeln? Der Scholiast

Lamachos (vor sich)

O der verwünschten Botschaft, die
Der Herold mir gebracht hat!

Dikäopolis.

(indem er den zweyten Boten kommen sieht)

Au! was wird
Mir der für eine bringen?

Der zweyte Bote.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was giebts?

Zweyter Bote.

Nimm unverzüglich deinen Speisekorb

 Und

liast meynt, er habe, indem er dem Lamachos diese Sottise gesagt, ihm zugleich eine Heuschrecke vorgewiesen; aber ich möchte eben so lieb glauben, er habe von den Federn, die er beym abrupfen seines gekauften Geflügels vor die Thür werfen ließ, etwa vier der größten vom Boden aufgelesen, und sie schüttelnd über seinem Kopfe gehalten, um sich (wie er alle Augenblicke thut) über den prahlerischen Helmbusch des Lamachos lustig zu machen — Doch, schon mehr als zuviel über einen platten Spaß.

Digitized by Google

Und deine Kanne, und komm zum Mahl! Der Priester
Des Dionysos läßt dich rufen. Eile!
Die Gäste warten lange schon auf dich;
Denn sonst ist alles fertig und bereit, 21)
Die Tische, Polster, Küssen, Decken, Kränze,
Salben, Naschwerk, Mädchen, Kuchen aller Arten,
Und, was da Modes am meisten liebt,
Reizvolle Tänzerinnen — Eile was du kannst!

Lamachos.

Ich unglückseel'ger Mann!

Dikäopolis.

Das hast du bloß
Der großen Gorgo auf deinem Schild zu danken.
(Zu seinen Leuten) Ihr schließt die Thüren, und einer rüste hier
Die Schüsseln auf.

Lamachos (zu seinem Diener)

He! Bursche, hurtig meinen Proviantkorb her!

Dikäo-

21) Das Gastmahl, wozu Dikäopolis hier gerufen wird, war eine gemeinsame Festmahlzeit der Fratria deren Mitglied er war, und wozu jeder Genosse seine Symbole mitbrachte. Daher die großen Anstalten die er in seiner Küche machen ließ.

Digitized by Google

Dikäopolis (auf der andern Seite der Scene)
He! Bursche, hurtig meinen Speisekorb!

Lamachos.

Pack Zwiebeln ein und Salz mit Thymian abgerieben!

Dikäopolis.

Mir guten Salzfisch; Zwiebeln lieb ich nicht.

Lamachos.

Auch ein Stück Pöckelfleisch, das erste beste! 22)

Dikäo-

22) Lamachos verlangt im Original θριον ταριχους εμπρε. Θριον ist der Nahme eines besondern griechischen Leckerbissens, der aus feinem Semmelmehl mit Schwein- Rinds- oder Ziegenfett und Milch zubereitet und, in Feigenblätter (deren eigentlicher Nahme Thrion ist) eingewickelt, gebacken wurde, und, nach der Versicherung des Didymos (auf den sich der Scholiast beruft) ein ἡδιστον βρωμα, ein deliziöses Essen für einen attischen Magen war. Was aber thrion tarichû sey, da tarichos ein allgemeiner Nahme für alle Arten von Pöckelfleisch und eingesalznen Fischen ist, wovon die Athener so große Liebhaber waren, weiß ich nicht zu sagen. Denn daß unter Thrion hier ein Feigenblatt gemeynt sey, wie der französische Uebersetzer annimmt, ist kaum zu glauben. Ich habe mir also (wie es zuweilen die Noth erfodert) ein quid pro quo erlaubt, und aus dem unsrer Küche unbekannten

Dikäopolis.

Mir auch ein Stück! Ich will es dort schon kochen lassen.

Lamachos.

Bring auch die Feder meines Helms heraus!

Dikäopolis.

Und mir die Tauben und die Krammetsvögel!

Lamachos.

Wie schön und weiß die Straussenfeder ist!

Dikäopolis.

Wie schön und gelb die Tauben gebraten sind!

Lama-

kannten thrion tarichu ein Stück Pökelfleisch schlechtweg gemacht, das sich besser im den frugalen Proviantkorb eines Kriegsobersten, der große Eile hat, zu schikken scheint, als das deliziöse Broma des Didymos. — Uebrigens spricht der Scholiast in der Note zum 954. Verse der Ritter unsers Dichters noch von einem andern Thrion, das, nach dem umständlichen Recept, so er dazu giebt, eine Art von Polenta scheinen könnte; ja er giebt noch eine dritte Gattung an, wozu, statt des Schwein- oder Rindsfettes, Hirn genommen wurde. Aber dieses alles scheint zu mehrerer Aufklärung der vorliegenden Stelle nichts beyzutragen.

Digitized by Google

Lamachos (zum Dikäopolis)

Du, laß das Spötteln über meine Rüstung!

Dikäopolis (zum Lamachos)

Und du, laß mir das Schielen nach meinen Drosseln!

Lamachos (zu seinem Diener)

Die Kapsel der drey Federbüsche!

Dikäopolis (zu dem seinigen)

Die Schüssel mit dem Hasenragout!

Lamachos (seinen Helmbusch betrachtend)

Die Büsche sind ja von den Motten ganz zerfressen!

Dikäopolis (den Hasenpfeffer betrachtend)

Ich hätte große Lust, noch vor der Mahlzeit
Mich über diesen Hasenpfeffer herzumachen.

Lamachos (ungeduldig zum Dikäopolis)

Mensch, willst du mich unangefochten lassen?

Dikäo-

Digitized by Google

Dikäopolis.

Wer spricht mit dir? Ich und mein Kerl hier streiten uns
Schon eine gute Weil', ob Krammetsvögel oder
Heuschrecken besser schmecken? — (zu seinem Diener)
Willst du wetten?
Lamachos soll den Ausspruch thun.

Lamachos.

Du wirst zu grob!

Dikäopolis.

Er zieht die Heuschrecken vor. 23)

Lama-

23) Wahrscheinlich ist in diesem Einfall wieder ein Stich auf den Lamachos, den dieser besser gefühlt haben mag als wir. Der Scholiast meynt, Dikäopolis wolle zu verstehen geben, Lamachos sey, entweder aus Geitz oder Armuth, gewohnt gewesen, Heuschrecken zu essen. Mich dünkt, es sey unnöthig, ihm eine so kränkende Absicht anzudichten. Heuschrecken wurden zwar gewöhnlich zu Athen nur von den ärmsten Leuten gegessen; aber im Felde, zumal in einem ausfuraschierten Lande, konnte auch wohl ein General wie Lamachos in den Fall kommen, Heuschrecken aus Noth zu essen; und dies allein, scheint mir, wollte Dikäopolis sagen, der in dieser ganzen Scene seine Freude daran hat, das Wohlleben, das ihm sein Friede verschafft, mit dem Ungemach des Kriegs kontrastieren zu lassen, und den Lamachos durch die anschau-

Lamachos (in sein Haus hineinrufend)

Wo bleibst du, Bursche?
Mach hurtig und bring mir meinen Spies heraus!

Dikäopolis.

Mach hurtig, Bursche, und bring die Hirnwurst 24)
mir heraus!

Lamachos (zum Bedienten)

Gieb her! ich will ihn aus der Scheide ziehn;
Halt feste, Kerl!

Dikäopolis (zum seinigen)

Und du, Kerl, halt den Bratspieß fest! 25)
Ich will die Vögel herunterziehn.

Lama-

schaulichste Darstellung dieses Kontrastes zu wagen. Das Gefühl seines eigenen glücklichen Zustandes nach einem sechsjährigen Elend macht ihn in seiner Fröhlichkeit übermüthig und in so fern beleidigend: aber überhaupt ist durchaus mehr Muthwillen als Bosheit oder Bitterkeit in seinen Spöttereyen über den Halbgott Lamachos.

24) Ich muß schon wieder wegen der Verwandlung der Chorde des Originals in eine Hirnwurst um Verzeihung bitten.

25) Ich folge in dieser Umschreibung dem Scholiasten. Der Text sagt blos: τοῦδ' ἀντέχου. Brunk meynt, das könnte

Lamachos.

Mein Schildgestell! 26)

Dikäopolis.

Die Tafelbrodte aus dem Ofen, Junge!

Lamachos.

Nun auch den runden Heerschild mit dem Gorgon's-rücken! 27)

Dikäopolis.

Den runden Kuchen mit dem Käserücken!

Lama-

könnte auch wohl — was anders heissen, und ich fürchte er hat recht.

26) Killibantes hiessen zwey dreyfüßige Gestelle, auf welche ein Krieger, wenn er in einem Treffen ein wenig ausruhen wollte, seinen Schild zu setzen pflegte.

27) Es ist unmöglich den emfatischen Bombast, womit der Dichter den Lamachos diese Ordre geben läßt, in unsre Sprache überzutragen. Ich habe mir, wie man sieht, mit dem Worte Heerschild ein wenig zu helfen gesucht. Der folgenden Parodie wegen, mußte das Beywort gorgonotos ebenfalls durch ein einziges Wort ausgedruckt werden, wiewohl es in ein Substantivum, das hier zum ersten mahl in deutscher Zunge gehört wird, verwandelt werden mußte.

Lamachos (mit erzwungenem Lachen und verächtlich)

Wer muß nicht über solche Albernheiten lachen?

Dikäopolis.

Wer muß nicht einen solchen Kuchen köstlich finden?

Lamachos (zu seinem Diener)

Gieß Oel auf meinen Schild! — Da seh' ich einen Alten,
Dem seine Feigheit den Beutel tüchtig fegen wird.

Dikäopolis (zu dem seinigen)

Gieß Honig auf den Kuchen! — Auch ich sehe
Ganz deutlich einen Alten, der den Lamachos
Sammt seiner Gorgo an den Galgen schickt.

Lamachos.

Nun, Bursche, hol' auch meinen oftgeprüften Harnisch.

Dikäopolis.

Und mir den meinen, Bursche, — meine Kanne.

Lamachos.

Mit diesem werd' ich gegen die Feinde mich bewaffnen.

Dikäopolis (die Kanne emporhaltend)

Ich mich mit dieser gegen meine Freunde.

Lamachos.

Izt, Bursche, binde die Decken um den Schild —
Den Proviantkorb will ich selber tragen.

Dikäopolis.

Izt, Bursche, mach die Schüsseln im Korbe fest,
Und ich will meinen Mantel überthun und gehn.

Lamachos.

Nun', aufgepackt, mein Sohn, und marsch! — Es schneit!
Der Henker hole! Das sieht wintrig aus!
(sie gehen ab)

Dikäopolis.

Und du, pack auf den Korb, und frisch zum Schmaus!
(geht ab)

Der Chor.

So geht denn beyde fröhlich ans Werk!
Aber, wie ungleich der Weg, den ihr geht!

Jener,

Digitized by Google

Jener, zum Schmause mit Rosen bekränzt,
Du, zum frieren und wachen ins Feld!
Jener, mit hübschen Mädchen zu schäkern,
Du, vor Langweil — was anders zu thun!

Die Hälfte des Chors.

Dem Antimachos, des Psekas Sohn,
Dem Historienschreiber und Liederdichter,
Möge — daß ich s rund heraus sage —
Zeus es ihm übel bekommen lassen,
Daß er mich armen, da er Chor-
Führer an den Lenäen war,
Ungegessen nach Hause gehn ließ!
Möcht ich ihn einst nach einer Bleie
Lüstern sehen, und frisch aus der Pfanne
Läge sie schon, beym Salzfaß, knisternd
Auf dem Tisch, und, wie er die Hand aus-
streckte, käm ein Hund,
Schnappt' ihm den Fisch vor der Nase weg
Und rennte mit ihm davon!

Die andre Hälfte des Chors.

Doch an dieser Rache genügt mir nicht;
Auch ein nächtlicher Unfall soll ihn treffen!
Mög er, mit einem derben Fieber
Von der Reitbahn wiederkehrend,

Irgend auf einen rasenden Ajax 28)
Stoßen, der in trunknem Muth ein Loch
In den Kopf ihm schlage; und wenn er dann
Einen Stein nach ihm
Werfen will, ergreif' er im Finstern
Einen frischgesetzten — Kegel, 29)
Und indem er den vermeynten Stein
Weitaushohlend schleudert,
Fehl' er seinen Mann, und
Treffe — den Kratines!

Fünf-

28) Im Griechischen steht Orestes. Weil Ajax (oder Aias) aufs wenigste eben so rasend war als Orest, so habe ich mir die unbedeutende Verwechslung, meinem Metro zu Gefallen, um so eher erlaubt, da die Raserey des Ajax von einer komischern Art war als des Oreste, und auch Aristofanes vielleicht den Orestes nur seinem Metro zu Gefallen, wählte.

29) Vn stronzo fresco, sagt der getreue alte italiänische Uebersetzer eben so herzhaft heraus als Aristofanes selbst.

Fünfter Akt.

(Die Scene bleibt wie vor.)

(Der Bediente des Lamachos kommt eilfertig herangelaufen, klopft haſtig an ſeiner Thür an und bringt das ganze Haus in Bewegung.)

Bedienter.

Ihr Diener alle im Hauſe Lamachos,
Auf! Izt iſt keine Zeit zum müßig ſtehn!
Macht eilends Waſſer warm, bringt Leinewand,
Wachspflaſter, friſchgeſchohrne Wolle, und Bandaſchen
Zum Verbinden! Ach! Der arme Herr!
Indem er über einen Graben ſetzte, ſtieß
Er wider einen Pfahl und ſtürzte; und da hat
Er ſich den Knöchel durch den Stoß verſtaucht,
Und (was das ärgſte iſt) an einem ſcharfen Kieſel
Im Fall den Schädel und ſeine Gorgo obendrein
Zerſchellt. Und als die ungeheure Feder
Des Rauſchekniſterlings ſich an dem Stein
Zerknickte, ließ er dieſe Trauertöne hören:
O Auge der Welt, ſo ſeh ich dich zum letztenmahl!
Das Licht entſchwindet mir! Ich bin nicht mehr!
So ſprach er in den Graben ſtürzend, raffte
Doch aber bald ſich wieder auf,
Begegnet einem Trupp von Flüchtlingen,
Ruft ſie zuſammen, bringt mit vorgehaltnem Speer

Rasch in die Räuber ein und jagt sie aus einander. 30)
Doch, seht, da kommt er selbst! Die Thüren auf!

Lamachos.

Attapattata!
Welche höllische Schmerzen! Welcher Frost!
Unglücklicher, es ist aus mit dir!
Und ach! Was noch das kläglichste ist,
Was ärger als die feindliche Lanze schmerzt,
Wenn Dikäopolis mich in diesem Jammer sieht,
Was für ein großes Maul der Schäker ziehen wird!

Dikäopolis.

(Zwischen zwey Hetären berauscht vom Gastmahl kommend.)

Attalattata!
Die hübschen runden Dinger! Wie sie strotzen!
Wie quittenhaft sie anzufühlen sind!
Kommt, schnäbelt mich recht üppig, ihr Goldpuppen ihr!
Und laßt den Druck der vollen Lippen immer
Mit raschen Zungenstößen wechseln! denn ich bin's,
Der seine Kanne der erste ausgetrunken hat.

Lama-

30) Man sieht, daß unser Dichter, so leichtfertig er auch in diesem ganzen Stücke mit dem Lamachos zu Werke geht, doch der bekannten Tapferkeit dieses Feldherren die höchste Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nur die Affektazion im heroischen Kostum der Helden Homers bewaffnet zu seyn, den hohen dreyfachen Helmbusch und die Gorgone auf dem Schild, kann er ihm nicht verzeihen.

Digitized by Google

Lamachos.

O daß mich solch ein Schicksal treffen mußte!
O Weh! o Weh!
Welche peinvollen Wunden!

Dikäopolis.

Hi! Hi!
Viel Freude, edles Lamachosgen!

Lamachos.

Ich unglückselger Mann!

Dikäopolis.

(Indem er eine leichtfertige Bewegung gegen Lamachos macht)

Ich hochgeplagter Mann!

Lamachos.

Was schwänzelst du mich so?

Dikäopolis.

Was schnappest du nach mir?

Lamachos.

Welch eine harte Zeche hab' ich armer Mann
Für diesen Gang bezahlen müssen!

Dikäopolis.

(sich stellend als ob er ihn nicht verstanden hätte)

Das wäre arg! Am Kannenfeste dir
Die Zeche abzufodern!

Lamachos.

O Weh! — O Päan! Päan!

Dikäopolis.

So viel ich weiß ist heut nicht Päansfest.

Lamachos.

O haltet, haltet mir das Bein! — O weh!
Noch fester, lieben Freunde!

Dikäopolis.

Und ihr, Freundinnen,
Schlingt eure Arme fest um meinen Gürtel!

Lamachos.

Mir ist's noch schwarz vorm Auge von dem Stoß
Am Kopf, und alles drehet sich mit mir herum.

Dikäopolis.

Mir ist, als ob vor lauter Wohlbehagen
Mir alle Adern bersten möchten!

Lama-

Digitized by Google

Lamachos.

Tragt auf den Händen mich so sanft ihr könnt
Zum Pittalos!

Dikäopolis.

Mich führet zu den Richtern!
Wo ist der König? Mir gebührt der Schlauch!

Lamachos.

Mir wüthet Lanzenstichen gleich der Schmerz in meinen Knochen. (er wird weggetragen)

Dikäopolis (seine Kanne umgekehrt haltend)

Seht her, wie leer die Kanne ist! — Tönt, Saiten, Heil dem Sieger!

Der Chor.

Töut, Saiten, stimm' ich ein mit dir, o Alter, Heil dem Sieger!

Dikäopolis.

Ich goß noch puren Wein dazu und sog's auf einen Zug aus!

Chor.

Tönt, Saiten! dann dem braven Mann! Hier! nimm den Schlauch zum Lohne!

Dikäopolis.

So folgt mir alle nach, und singt: Tönt, Saiten! Heil dem Sieger!

Chor.

Wir folgen dir, mit frohem Muth,
Tönt, Saiten, Heil dem Sieger! dir
Lobsingend, und dem Schlauche!

W.

Nachtrag zu den Anmerkungen.

Das Kannenfest, wovon im vierten und fünften Akt die Rede ist, wurde am zwölften Tage des Monats Anthesterion, während der Lenäen, oder des Städtischen Bachusfestes gefeyert, welches mit den Dionysien, oder Bachanalien der Landsleute nicht vermengt werden muß, wiewohl Aristofanes seinen Dikäopolis die Dionysien (die er des Kriegs wegen etlichemal nicht hatte feyern können) jetzt, da er einen Separatfrieden mit den Feinden geschlossen hat, durch einen komischen Einfall auf die Zeit der Lenäen versetzen läßt, an welchen das Stück gespielt wurde. Dies giebt ihm also die Gelegenheit auch von dem Kannenfeste Gebrauch zu machen, um sein Stück mit dem kontrastirenden Gemählde des schwer verwundet aus einem Treffen zurückkommenden Feldherrn Lamachos und des von Wein und Wollust trunknen Dikäopolis, der als Sieger vom Kannenfeste zurückkam, zu schließen. Das Wesentliche dieses Festes bestand in einem großen Schmause in geschloßnen Gesellschaften, zu welchem zwar jeder, der zur Gesellschaft gehörte, sein Essen und eine große Kanne Weins, die eine χοα, (ein Maas für flüssige Dinge, von neun Pfunden am Gewicht) mitbrachte, aber, zum Andenken einer alten Begebenheit aus der Heldenzeit, seine Gerichte apart ver-

verzehren, und seine Kanne allein austrinken mußte. Wer nun mit der seinigen zuerst fertig war, wurde zum Sieger ausgerufen und im Triumf nach Hause begleitet. Die Begebenheit, die zu Einsetzung dieses sonderbaren festlichen Schmauses Anlaß gegeben, soll diese gewesen seyn. Als Orestes, nach Ermordung seiner Mutter, sich nach Athen zu dem Könige Pandion seinem Verwandten flüchtete, traf sichs, daß eben damals die Lenäen gefeyert wurden und der König eben ein großes Festmahl gab. Nun wollte der König sich auf der einen Seite nicht der Inhumanität schuldig machen, dem Orestes das Gastrecht zu versagen; auf der andern ging es schlechterdings nicht an, einen Menschen, der seine Hände mit einem Muttermorde befleckt hatte und noch nicht feyerlich purificirt und entsündiget war, unter die andern Gäste, die durch ihn verunreinigt worden wären, zu setzen. Pandion half sich also aus dieser Schwierigkeit dadurch, daß er jedem Gaste seine Portion Essen und Trinken auf einem besondern Tische aufsetzen ließ; wodurch denn alle sonst stattfindende Gemeinschaft unter den Gästen aufgehoben wurde, ohne daß Orestes, dem es wie allen andern erging, sich beleidigt finden konnte. — (Diese Anmerkung muß im 4. Akt da, wo des Kannenfestes zuerst erwähnt wird, eingeschaltet werden) Auch ist noch zu erinnern, daß der dritte Akt (wenn man anders die Komödien des Aristofanes in Akte zerschneiden will) sich mit der Rede des Chors, nach Entfernung des Dikäopolis und des Megarers schließt, und der vierte mit dem Auftritt des Böoters anfängt; welches in der Uebersetzung durch die Ueberschrift Vierter Akt zu bezeichnen, aus Versehen vergessen worden ist. W.

II.

Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst zur Bildung des Geschmacks für Künstler und Liebhaber des Schönen.

(Fortsetzung. S. 7. St. N. III.)

Der Rand.

Nicht allein durch viele Gegenstände ergetzt die Natur; auch einzelne Geschöpfe, das Blümchen auf der Wiese oder am Rande, hat seine Schönheiten. Oft, wenn bey schwüler Witterung im Sommer der Schmuck der Erde, von fruchtbarem Regen getränkt, am Morgen in voller Pracht erscheint; wenn der Himmel mit elektrischem Gewölke umzogen ist, das die mannichfaltigsten Formen und Farben erzeugt, worin die Strahlen der Sonne sich brechen, und die Gegend im matten Wiederschein beleuchten — dann schwebt eine feyerliche Stille über den Fluren; die weiße Heerde lagert sich am grasigen Rande unter fetten Blumen, die jetzt in vollem Flor, erhöht durch muntere Farben, aus saftigem Grün empor stehn. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf diese zarten Geschöpfe richten, so werden sie uns ihre Reitze entdecken, und

und auch selbst als Lehrerinnen der Kunst sich zeigen.

Das weiche, spitzige Gras ist mit runden und zackigten Blättern der Kräuter durchwachsen, welche Parthien von kleinen Wäldern bilden. Ein Gemisch von gelben, rothen und blauen Blumen unterbricht das sanftabwechselnde Grün des Grases und der Kräuter. Hier stehen Gruppen von der weißen Johannisblume und der gelben strahlenden Blume, wie Sterne am nächtlichen Himmel; mitten unter ihnen gaukelt die hellviolette Scabiose, und seltner steigen im hohen, schlanken Wuchse die Schafgarben und der levkojenartige Wegsenf hervor. Der Hauptstiel des letztern ist mit bläulich grünen Blättern bekränzt, und theilt sich oben in einige kleine Stiele, an welchen die weißen Blätter der Blume aus gelblichgrünen Saamenbehältnissen, wie Federbüsche vorsprißen, und den Künstler zur Nachahmung reitzen. Die ganze Gestalt dieser Blume ist malerisch: die kleinen Stiele sind ungleich mit einander in Dreyecke gruppiert; ihre Stellung ist leicht und schwankend. Die Natur hat sie unter den andern hervor gehoben, da jene unter ihr mit ihren kräftigen Farben prangen.

Wenn ein Landschaftsgemälde seine Annehmlichkeiten in der Ferne und in den Mittelgründen durch die Perspektive der Zeichnung und der Farben erhält,

erhält, so wird hingegen der Vorgrund durch die Deutlichkeit dieser Stücke schön; und hierbey kann ein Landschaftsmaler viel durch die Kenntniß der Kräuter bewirken. Viele Künstler haben in ihren Vorstellungen darauf keine besondere Rücksicht genommen, sondern sich der Kräuter nur zur Ausfüllung der Vorgründe bedient, ohne auf die genaue Aehnlichkeit der Natur zu sehen. Man betrachtet sie deswegen auch nur in Ansehung der Wirkung fürs Ganze. Aber wie sehr unterhaltend sind die Vorgründe in den Landschaften von Berghem, Wouwermann, Both und Dieterich, auf welchen auch die einzelnen Kräuter nach der Natur ausgeführet sind! Dieterichs Pinsel verzierte die Landschaften oft mit der vielblätterigen Johannisblume und mit den gekrönten Schafgarben, die er zwischen die Schafe im Grase anbrachte; und seine Vorgründe sind so annehmlich wie hier die Natur.

Das Gewitter.

Der empor strebende Geist des Künstlers, welcher nur an das auffallende Starke gewöhnt ist, und der stillen, aber nicht weniger mächtigen Eindrücke unempfänglich bleibt, ist bey erhabnen Erscheinungen der Natur, ungeachtet seiner eingeschränkten Kraft, oft so sehr geneigt unvermögende Dinge in der Kunst hervor zu bringen, es gleichsam der Natur nachzuthun, und mit gleicher Kraft zu wirken. Er wählet zu seinen Vorstellungen

gen Gegenstände der Natur, die weit über die Gränzen der Kunst erhaben sind, und sucht bey ihren Erscheinungen diejenigen Wirkungen nachzuahmen, welche ganz außer dem Gebiete der Kunst liegen; die entweder einen zu hohen Grad von Größe haben, oder nicht durch die Zeichen und Materialien der Kunst ausgedrückt werden können. So wurde Vernet durch die Pracht der aus dem Meer sich erhebenden Sonne, wenn sie ihre feurigen Strahlen am Horizont verbreitet, zur Nachahmung gereizt. Allein wie wenig Eindruck macht dieser unnachahmliche Gegenstand in seinen Gemälden? und wie glücklich würde der Künstler gewesen seyn, wenn er, statt der Sonne selbst, ihren Glanz auf dem Meere gemalt hätte, wie ihn Both und Potter empfunden und nachgeahmt haben, indem er sich auf bethaute Fluren ergießt! Eben so wenig Wirkung machen Gemälde von ihm, wo er das tobende Meer und die brausenden Wellen, vom Sturme bewegt, vorgestellet hat.

Die Kunst hat ihre Grenzen, und der denkende Künstler wird sich nicht über dieselben erheben. Wenn ein Maler ein Gewitter durch den Blitz in den Wolken, und durch die vom Sturme stark bewegten Bäume ausdrücken wollte, so würde er der Absicht der schönen Kunst zuwider handeln. Ich habe ein Gemälde dieser Art von einem berühmten neuern Künstler gesehen, welches wegen dieser, für die Kunst unerreichbaren Zeichen im Ausdruck

keine

keine gute Wirkung auf mich machte. Der gelbe Blitz in der Luft verhinderte bey der Betrachtung das Täuschende. Um das Erhabne dieser Erscheinung zu schildern, wähle man solche Merkmale, in welchen die Natur still und mit innerer Kraft sich äußert: wie Wouwermann die Entstehung eines Gewitters in der Heuerndte mit allem dem Ausdruck malte, welcher sich dabey in der leblosen Natur und an den lebenden Geschöpfen wahrnehmen läßt. Die schwülen Gewitterwolken, die brennende Wiese, das stille Wasser im Vorgrunde, ein Reiter, welcher in matter Stellung sein Pferd tränkt, ein Hund, der am Wasser säuft; alles nimmt für die Vorstellung ein, und die Empfindung darüber wird durch keinen unbedeutenden Gegenstand unterbrochen.

Der Nebel.

Eine sehr angenehme und malerische Erscheinung ist der Nebel, wenn er sich im Herbst dicht auf die Erde herab senkt, und wie ein großes Gewölke die ganze Gegend umhüllet: so daß man, von ihm umgeben, nur auf einige Schritte weit die Gegenstände deutlich erkennen kann. Das Reitzende, welches das Auge an hellen Tagen bey dünnem Nebel, der die fernen Berge umschleiert, empfindet; die Luftperspektiv in vielerley Brechung der Farben, und das flimmernde, in den Nebel eindringende Sonnenlicht, ist zwar hier nicht

zu bemerken; dagegen stellen sich andere, ganz neue und ungewöhnliche Schönheiten dar, bey deren Betrachtung man nicht minder mit Vergnügen unterhalten wird. Man sieht überall nur so weit von seinem Standpunkte aus, daß sich bloß der nächste Gegenstand deutlich zeigt, die andern hingegen in Nebel verlieren. Der erste Mittelgrund, welcher mit dem Vorgrunde zusammenhängt, wird von dem Nebel so umzogen, daß er ganz blaß aussieht, und sich einige Stunden weit zu entfernen scheint, ob er gleich nur einige Schritte von dem Vorgrunde abliegt. Die Natur bildet jezt ein einfaches Ganzes, worauf das Auge wie auf ein Gemälde zusammen gehalten wird; Vorgrund und Ferne sind in große Massen getheilt. Der Vorgrund, als Hauptgegenstand, gewährt ihm Ruhe zur Betrachtung, und in der Ferne wird die Fantasie so beschäftigt, daß sie durch den Nebel dringt, und in der umhüllten Gegend allerhand Aussichten bildet, wozu die sich bewegenden Dünste Anlaß geben, indem sie hier und da einen Stein wie eine ferne Felsenmasse, oder einen Busch wie eine Gruppe von Blumen malt. So oft man seinen Standort um einige Schritte verändert, so oft verändert sich die Scene, und ein neues Gemälde tritt hervor. Man befindet sich gleichsam in einer Gallerie von Landschaften niederländischer Künstler. Der Nebel macht die Farben harmonischer, und formt die Gegenden zu den schönsten Ebenen jenes Landes. Ein schmales Wasser wird in einen See ver-

wandelt, der mit dem Himmel verschwindet; alle Gegenstände sind so malerisch, als es nur für die Kunst zu wünschen ist.

Das vor mir liegende Ufer der Saale, welches in einigen Tiefen und Höhen, welche kleine Hügel bilden, allmählig zu einem Beete jenseits fließenden Wassers abfällt, ist mir bey so vielen andern umher liegenden Gegenständen, welche sich in dieser Gegend bey heiterm Wetter auf einmal zeigen, noch nicht so anzüglich vorgekommen als jetzt, da sich der Blick, in einem engen Bezirk eingeschränkt, allein darauf heftet. Welche malerische Landschaft! Die vor mir stehende Gruppe von Bäumen macht, mit dem Vorgrunde verbunden, die Hauptmasse; der Vorgrund erhebt sich hier und zieht sich oben auf der Fläche perspektivisch hin; seine allmähligen Tiefen und Höhen bilden so verschiedene Formen durch die sanfte Schattierung, welche mit dem Ganzen zusammen hängen. Die Haupttheile sind wieder durch kleinere Theile geziert — hier durch die klumpige Erde, dort durch rollenden Sand, oder durch Parthien kleiner Steine. Der Rücken ist mit Rasen bewachsen, der in verschiedenen Abtheilungen, bald in großen Massen, bald in kleinen abgesetzten Parthien, die Erde wie mit Sammet bedeckt. Hie und da sind Flächen, wie Terrassen, der Ruhe gewidmet; dort ist die Natur wild und anlockend für das Auge. Und die angenehme Perspektiv über das Wasser, dessen Grenze sich so

ganz

ganz verlieret! Die jetzt hier auftretenden Personen machen die Landschaft noch schöner; sie wird dadurch belebt; jetzt treten sie näher und verbinden sich mit dem Hauptgegenstande. Die Farben an ihren Kleidern sind kräftiger und dunkler als die Farben der Landschaft; die Personen heben sich dadurch hervor, und verstärken die Perspektiv des Ganzen. Ein paar andere Figuren, welche sich dort etwas entfernt am Wege zeigen, sind völlig umnebelt, wie matte Schattenrisse; sie scheinen weit in der Ferne zu seyn, weil der Nebel sie mit seiner duftigen Farbe malet. Alles ist wie ein Gemälde, groß und faßlich; die kleinen Theile verbergen sich unter der Hülle eines grauen, harmonischen Farbentones.

E. K.

II.

Chorografische Beschreibung der Päße,

wodurch die Franzosen in Piemont eingedrungen sind.

(Fortsetzung. S. das vor. St. No. II.)

Die Grafschaft Nizza ist nordwärts durch die mittäglichen Alpengebürge Argentera und Cornia von Piemont getrennt. Diese Alpen zu ersteigen,

haben die Franzosen den Weg über Col di Tenda gewählt, welcher zwar die gewöhnliche Landstraße von Turin nach Nizza ist, aber nur mit Lastthieren benutzt werden kann. Man trift hier nichts als kahle und felsigte Berge und enge Thäler an, wo meistentheils der Weg sich an tiefen Schlünden, die von schrecklich rauschenden Flüssen durchströmt sind, dicht vorbey drängt. Von Scarena (einige Meilen von Nizza) bis nach Giandola, (eine Tagereise) muß man über nicht nur hohe, sondern auch ganz steile Berge. Der erste heißt Colle di Breglio, welcher einem steilen Dach gleicht, an dem der Weg wohl zwanzigmal hin und her geht. Eine wunderbare Annehmlichkeit, sagt Sulzer, bekommt die Aussicht auf diesem Berge, ehe man ihn besteigt, dadurch, daß man auf allen hin und her gehenden Wegen desselben von weitem eine Menge Maulthiere mit ihren Treibern sieht, wovon, wegen der öftern Wendungen, einige Truppe nach der rechten, andere nach der linken Hand gehen, und immer ein Trupp höher, folglich Menschen und Thiere kleiner, als der andere, so daß es beynahe läßt, als wenn sie einander über die Köpfe wegschritten. Dieses sonderbare Schauspiel schien mir (sagt er) einigermaßen einem großen Ballet zu gleichen, wozu die unzähligen Schellen, womit die Maulthiere behangen sind, die Musik machten. — Sobald man den Berg völlig herunter ist, (im herabsteigen ist er noch steiler) kömmt man nach Sospello. Der zweite Berg dieser Tagereise

ist

ist Colle di Breglio. Der Weg geht auch hier im Zickzack, wie über den vorher beschriebenen, und eben so auf der nördlichen Seite herunter, wo er mit vielen losliegenden Steinen angefüllt ist. Am nördlichen Fuß desselben liegt das kleine elende Städtchen Breglio, (mit ungefähr 3000 Einwohnern und einem befestigten Bergschloß, dessen sich die Franzosen ohne vielen Widerstand bemächtigt haben) am Fluß Roja, zwischen vier oder fünf hier zusammenstoßenden hohen Bergen, wie in einem Sodbrunnen versenkt. Man glaubt hier in dieser Wüste am Ende der Welt, oder wenigstens der belebten Natur zu seyn. Von Breglio nach Giandola, einem wüst liegenden Gasthof, führt ein sehr schmales Thal, welches rechter Hand mit einer senkrechten Felsenwand eingeschlossen ist, und vom Fluß Roja durchströmt wird.

Die zweite Tagereise von Giandola nach Limone hat für ein Kriegsheer fast unüberwindliche Beschwerlichkeiten. Von Giandola bis an das Städtchen Tenda geht der Weg fünftehalb Stunden lang durch ein sehr enges Thal, das oft nur eine Kluft ist, fast gerade von Süden nach Norden. Die Roja, ein sehr rauschendes Wasser, hat sich dieses Thal allmählig ausgehöhlt. Die Berge, zwischen denen dieser Strom durchläuft, stehen so nahe an einander, daß man mit einer Pistole von den Gipfeln der zur Rechten

auf die Gipfel der zur Linken liegenden herüber schießen könnte. Durch diese Kluft geht der Weg dicht an dem Ufer der gewaltig rauschenden Roja. Da, wo die Berge aus festem Steine sind, daß nichts davon herabstürzen könnte, verwandelt sich dieses enge Thal in eine noch weit engere Felsenkluft, durch welche der Weg an dem Felsen eingehauen ist. Das wenige Tageslicht, das gewaltige Rauschen des Stroms, und die über dem Kopf des Reisenden hangenden und fast überall gespaltenen Felsen, die den Einsturz drohen, machen ihn sehr melancholisch, ob er gleich sonst gut gebahnt ist. An den Orten, wo die Berge nicht so senkrecht stehen, ist der Weg gefährlicher, weil die Berge aus weniger Felsen bestehen, wovon sich bisweilen große Stücke losmachen und herunterstürzen.

Auf der Hälfte dieses traurigen Thals kommt man, immer aufwärts steigend, an eine ganz oben auf und an dem Berge liegende Burg, Saorgio, die von unten herauf einen ganz sonderbaren Anblick giebt. Man glaubt, daß die Häuser an den steilen Felsen angehangen sind; auch begreift man nicht, wie die dem Ansehen nach senkrecht über den Weg emporsteigende Seite des Berges von unten bis oben mit Olivenbäumen besetzt seyn könne. Man kann sich nicht enthalten, indem man unten an diesem Orte wegreitet, einige Besorgniß zu fühlen, diese Bäume und die darüber hangenden Häuser möchten herunter stürzen und die vorbeygehenden

den zerquetschen. Der Ort hat den Nahmen von dem wohl befestigten Fort San Giorgio, welches mit weniger Mannschaft diesen engen Paß gegen ein ganzes Heer vertheidigen kann; und es ist sehr wahrscheinlich, daß es durch Verrätherey an die Franzosen übergegangen sey. Außer dem ist hier noch auf einem überaus steilen Felsen ein anderes altes Schloß, Malamorte genannt, welches die Piemonteser im Nothfall zu ihrer Vertheidigung benutzen konnten.

Gleich hinter Saorgio wird die Kluft zwischen den Felsen wieder sehr eng und dunkel. Mitten in dieser Kluft ist an dem jenseit des Stroms liegenden Felsen eine große marmorne Tafel eingemauert, auf welcher eine Inschrift von der Eröfnung dieses Weges, die der König Victor Amadeus hat machen lassen, Nachricht giebt. — Wenn man aus dieser engen Kluft nicht weit von Saorgio herausgekommen, befindet man sich am Eingange eines zwar auch noch engen aber sehr angenehmen Thals, in welchem man bald durch das Dorf Fontana kommt. Dieses Thal ist ein paar Stunden lang, und man hat noch immer den oft erwähnten Strom zur rechten Hand des Weges. — Eine halbe Stunde vor Tenda wird es etwas weiter, und man trift da schon artige Wiesen und Anger an, auf denen man Vieh weiden sieht.

Mitten in diesem Thal liegt am Fluß Rioja das offene Städtchen Tenda von ungefähr 3300

Einwohnern, meistens Handelsleuten und Maulesel-treibern, welche wohlhabend und als verschmitzte und grobe Leute bekannt sind. Zur Vertheidigung dieses Passes ist hier ein stark befestigtes Schloß mit einer guten Besatzung, welches ebenfalls in den Händen der Franzosen ist. In diesem Thal ist ein für die Piemonteser unglückliches Treffen vorgefallen.

Von Tenda aus geht der Weg noch eine gute Stunde weit durch ein sehr angenehmes, allmählig in die Höhe gehendes Bergthal, das schöne Wiesen hat, durch welche ein krystallener Bach herunterfließt. Auf dem Wege durch dieses Thal siehet man die ersten in schönen Kaskaden von den Bergen herunter strömenden Bäche, die auf den Alpen so gewöhnlich sind. Ueberhaupt bekommt hier das Land eine ziemliche Aehnlichkeit mit andern Alpen. Ueberall herum sind die Gipfel der Berge, und hie und da die Tiefen, wo die Sonne nicht hinkommt, mit Schnee bedeckt.

Wie gesagt, nach einer guten Stunde von Tenda aus gelangt man zum Fuß des seiner steilen Höhe wegen berüchtigten Passes Col di Tenda, welcher auch Colle Cornio genannt wird. *) Man pflegt es im Frühjahre insgemein so

*) Auf der Homannischen Karte erscheinen Col di Tenda und Colle Cornio als zwey verschiedene Berge.

so einzurichten, daß man in der Nacht, oder doch ganz früh am Morgen, ehe noch die Sonne den Schnee erweicht, herüberkomme; weil alsdann der Schnee gefroren ist und überträgt, und man um diese Zeit die Schneelauinen nicht zu fürchten hat. Außer dieser Gefahr hat man sowohl des Nachts als am hellen Tage bey dem Paß über diesen Berg auch einen Sturmwind, den sie hier la Tormenta nennen, zu besorgen, welchem weder Menschen noch Vieh widerstehen können. Diesen aber sollen die Einwohner von Tenda mit ziemlicher Gewißheit voraussehen können, um die Fremden in Zeiten abzuhalten, sich über den Berg zu wagen. Man übersteigt den Berg gewöhnlich auf Maulthieren, oder auf Tragesesseln mit sechs Trägern, deren jeder drey Lire bekommt. Der Berg ist äußerst steil, fast wie das Dach eines Kirchthurms. Durch das beständige Hin- und Herwenden aber ist der Weg, welcher beständig im Zickzack geht, noch erträglich gemacht, außer wenn im Frühjahr beym Sonnenschein der Schnee schmilzt. Am mittäglichen Fuß desselben steht ein großes Gebäude, welches Caa, das ist Casa, genannt wird, wo auch in Friedenszeiten eine kleine Besatzung liegt, sowohl zur Sicherheit des Weges, als zur Verhinderung der Kontrebande. So wie man den obersten Gipfel des Berges erreicht hat, fängt man auf den ersten Schritt schon an herunter zu steigen, so daß der Berg oben eben so keilförmig zugespitzt ist als ein Dach. Die nördliche Seite des Bergs ist

weniger steil als die südliche, aber auch mit tiefem Schnee bedeckt. Schon im Jahr 1782 arbeitete man an einem Durchschnitt dieses höchst beschwerlichen Berges durch eine Strecke von 485 französischen Ruthen, und die Kosten wurden auf 1,200,000 piemontesische Lire berechnet. Man zweifelte aber schon damals an der Möglichkeit der Ausführung, und ich weiß nicht, wie weit man mit der Arbeit gekommen ist.

Am nördlichen Fuß des Berges liegt das Städtchen Limone, von ungefähr 3000 Einwohnern, welche größtentheils vom Gewerbe und vom Durchgang der Reisenden leben. Es lag sonst hier zu allen Zeiten ein piemontesisches Detaschement Soldaten, welche alle sechs Wochen abwechselten. Es ist der erste Grenzort der piemontesischen Provinz Coni, welcher nun ebenfalls in den Händen der Franzosen ist.

Hier fängt ein enges und noch ziemlich hohes Bergthal an, welches sich zwischen den Bergen schlängelt und sich allmählich herabsenkt. Die zu beiden Seiten liegenden Berge werden allmählig niedriger, und endlich zu bloßen Hügeln, welche mit Kastanienbäumen besetzt sind, und die Natur gewinnt hier eine ganz andere Gestalt. Alles ist grün und verkündigt Fruchtbarkeit. Dieses Thal endiget sich bey Borgo S. Dalmazzo, (wo die herrliche Ebene von Piemont sich eröfnet) ein schönes Städtchen am Fluß Gesso, von 4000 Einwoh-

wohnern, vier welsche Meilen von Coni, welches nicht in den Händen der Franzosen zu seyn scheint. Jedoch haben sie verschiedene benachbarte Oerter, z. B. Vernante, Roaschia, Roccaviene, und Boves in ihrer Gewalt. *)

Man sollte nicht glauben, daß ein Kriegsheer es wagen könnte, seinen Weg durch so enge und so viele Schlupfwinkel, bey deren Ausgängen es von jeder kleinen Macht aufgerieben werden kann, zu wählen, der unendlichen Schwierigkeiten, die Kriegsgeräthschaften fortzubringen, nicht zu gedenken. Dennoch ist es den Neufranken gelungen, alle Hindernisse, die ihnen die Natur und Kriegskunst entgegensetzten, zu überwinden, und bis in die Ebene der Provinz Coni vorzudringen. Jedoch haben sie sich der Stadt Coni oder Cuneo noch nicht bemächtiget. Sie ist eine der stärksten Festungen von Piemont. Sie gleicht einem zwischen den Flüssen Stura und Gesso eingeschlossenen Keil (Cuneo), und kann, wegen der sehr breiten, steilen und hohen Ufer der zwey Flüsse, nur auf der südwestlichen Seite angegriffen werden, wo sie nach der Belagerung vom Jahr 1744 mehr als je befestigt worden ist. Sie ist in den Jahren 1542, 1557, 1691 von den Franzosen, und zuletzt im Jahr 1744, von den vereinten Franzosen und Spaniern vergeblich belagert worden. Doch kann sie sich nicht, wie einige Geografen wollen, rühmen, noch

*) Nach den neuesten Nachrichten haben sie sich freywillig bis unter Colle di Tenda zurück gezogen.

Digitized by Google

noch Jungfer zu seyn; denn im Jahr 1536 bemächtigte sich ihrer der Markgraf Theodor von Monferrat mit Hülfe der Franzosen, unter der Anführung des Markgrafen von Saluzzo. Die Stadt selbst hat gegen 10,000 Einwohner, mit einem zahlreichen Adel und vielen reichen Kaufleuten. Alle Waaren, welche von Nizza nach Piemont und ins Meiländische gehen, werden hierdurch geführt. An der Nordseite der Stadt haben die erwähnten, hier in viele Arme vertheilten Flüsse eine beträchtliche Strecke Landes dergestalt vertieft, daß die Festung von dieser Seite einen 50 bis 60 Fuß tiefen und einige 1000 Fuß breiten Graben vor sich hat.

Der ordentliche Weg der Franzosen in die Provinz Coni geht aus Dauphiné über das Alpengebirg Argentera. Schon zu der Römer Zeiten wagten es die fremden Völker, durch dieses Gebirg in Italien einzudringen. Kaiser Gratian tödtete hier mit einem kleinen Kriegsheer über 30000 Alemannen. Die Armee, welche im Jahr 1542 unter dem König Franz I. Coni belagerte, war durch diesen Paß gekommen. Am östlichen Fuß dieses Berges liegt der Flecken Argentera oder Argentiera, von ungefähr 2000 Einwohnern, der erste Ort der Provinz Coni von dieser Seite her, *) nicht

*) Die Homannische Karte, welche Savoyen, Piemont und Montferrat vorstellt, setzt Argentiera und das obere

nicht weit vom See, woraus der Fluß Stura entspringt. Es scheint nicht, daß bisher auch durch diesen Paß eine Kolonne Franzosen in die Provinz Coni eingedrungen sey. Es steht ihnen hier in der Mitte des Thals Stura die sehr starke Festung Demonte im Wege, ein vom Herzog Karl Emmanuel I. befestigtes Bergschloß, dessen Festungswerke vom Ritter Bertola unter dem vorigen Könige vermehrt worden sind. Schon im Jahr 1588 wurde es, da es noch ganz neu war, von den Franzosen vergeblich belagert. Bey dem Bergschloß liegt auf einem Hügel das nahrhafte Städtchen Demonte, (zwey teutsche Meilen von Coni) der Hauptort des Thals Stura, von 5000 Einwohnern, dessen altes Schloß im Jahr 1559 vom Marquis Pescara geschleift wurde.

Endlich sind die Neufranken von der südlichen Seite her noch durch einen andern Weg ins Piemontesische eingebrochen. Aus der Provinz Sospello haben sie sich über Dolceacqua, einem volkreichen Flecken, welcher mit einem festen Bergschlosse versehen ist, und durch einen Theil des genuesischen Gebiets, den Weg in das Fürstenthum Oneglia geöffnet. Diese Provinz, welche im J. 1566

obere Thal Stura unrichtig in die Grafschaft Nizza. Auch gehört weder Demonte noch Dronero zur Provinz Saluzzo, wie Büschings Geographie lehrt, sondern zur Provinz Coni.

1566 vom Hause Doria durch Kauf an die Herzoge von Savoyen kam, ist vom genuesischen Staat auf allen Seiten umzingelt. Sie erstreckt sich 12 ital. Meilen von Westen gegen Osten, und 10 Meilen von Süden gegen Norden, und enthält im Ganzen nicht über 75 Quadratmeilen. Sie ist sehr wohl angebaut, und überaus reich an Citronen und Pomeranzen, Feigen, Mandeln, besonders aber an köstlichem Olivenöhl, womit die Bewohner einen sehr einträglichen Handel führen. Sie enthält außer der Hauptstadt Oneglia 50 Flecken und Dörfer, und 28,704 fleißige Einwohner. Oneglia, wo der Fluß Impero in das Meer fällt, ist die Hauptstadt, von ungefähr 5000 Menschen bewohnt, welche zwar an sich selbst nur mit einer starken Mauer umringt ist, jedoch ein festes Schloß hat, welches sie von der Landseite her beschützt. Sie zieht vielen Gewinn von dem Transito-Handel, welcher von der Seite des Meers nach Piemont, und von hieraus dahin geführt wird. Dieser Stadt und Provinz haben sich die Franzosen bemächtigt, und sich der bequemen Landstraße, welche von Oneglia nach Piemont führt, bedient, in das von allen Seiten berennte Land, und zwar in die Provinz Mondovi durch eine kleine Strecke des genuesischen Gebietes, welche das Fürstenthum Oneglia von Piemont scheidet, einzudringen.

Die piemontesische Provinz Mondovi hat in seinem nördlichen Theil schöne und an Getraide sehr

sehr fruchtbare Flächen; auf der südlichen Seite aber, wo sie an das Genuesische grenzt, ist sie ganz mit Bergen bedeckt, welche zur apenninischen Kette gehören, fruchtbar an fetten Weiden und Kastanien, welche für die besten von ganz Piemont gehalten werden, reich an Vieh aller Art, an Milch und köstlichen Käsen, an Wollen- und Baumwollenmanufakturen, an Papier- und Lederfabriken, an Eisengruben und Marmorbrüchen. Der Eingang zu dieser Provinz, von Oneglia her, ist das vom Fluß Tanaro bewässerte und von ihm benannte Thal, dessen Oefnung von einem stark befestigten Schlosse, welches auf der Seite der Stadt Ormea liegt, bestrichen wird. Diese Stadt enthält gegen 500 Einwohner, und eine berühmte Tuchfabrik, wo jährlich 3000 Stück feines Tuch verfertigt werden. Auf Ormea folgen in diesem Thale das offene Städtchen Garessio, am Fluß Tanaro, (fünf teutsche Meilen von Mondovi) von ungefähr 7000 Einwohnern, welches vom Transitohandel, von verschiedenen Manufakturen, und von den benachbarten Marmorbrüchen, wo sehr schöner pfirsichfärbiger Marmor gebrochen wird, vielen Gewinn ziehet, — und die Stadt Ceva, (wo der Tanaro sich mit der Cevetta vereint) von ungefähr 6000 Einwohnern, die sich vom Gewerbe und dem Transitohandel (denn hier vereinen sich alle Landstraßen, die von Oneglia, Albenga, Loano, Finale und Savona nach Turin gehen) reichlich ernähren. Die Stadt selbst ist nur von einer Mauer eingeschlossen,

hat

hat aber am Bergstrom Cevetta ein stark befestigtes Kastell auf einem steilen Berge, welches die ganze Gegend beschießen kann. Das Gebiet dieser Stadt liefert einen wahren Reichthum von Kastanien, Vieh, treflichem Wein und Käse, welcher schon zu der Römer Zeiten in gutem Ruf war — Mondovi, die Hauptstadt dieser Provinz, welche schon im flächern Theil dieser Provinz und auf der nemlichen Landstraße nach Turin am Fluß Ellero liegt, ist zwar seinem höhern Theil nach mit Bollwerken, und auf seinem Gipfel mit einer Cittadelle versehen; beyde sind aber nach Art der mittlern Zeiten gebaut, geschickter die Einwohner der Stadt im Zügel zu halten, als einer förmlichen Belagerung zu widerstehen. Sie ist sehr nahrhaft, und enthält 17614 Einwohner. Unter den übrigen Oertern dieser Landstraße bis nach Turin sind keine haltbare Festungen mehr.

Die Zeitungsnachrichten von den Fortschritten der Franzosen sind von dieser Seite eben so schwankend und ungewiß als von allen Seiten her. Vor kurzem hieß es, sie seyen nicht nur aus der Provinz Coni über Tenda, sondern auch aus dieser Provinz über Ormea zurück getrieben worden. Jetzt aber finden wir sie, laut Nachrichten vom 5. Julius aus Turin, in der Nachbarschaft von Ceva, wo man sie von den eroberten Posten Montaldo, Pamparato, Roburent, Scagnello und Battifollo kürzlich vertrieben haben soll. Folglich besitzen

sitzen sie nicht nur Ormea, Garessio und das ganze Thal des Tanaro, sondern es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie auch Ceva in ihrer Gewalt haben *) Sie haben auf dieser Seite zu viel Zufluß von Lebensmitteln, Kriegsmunizionen und Truppen, welche ihnen auf den hier zusammentreffenden vielfältigen Landstraßen von Oneglia, Loano und aus dem Genuesat ohne alle Gefahr zugeführt werden. Und was thun die Genueser nicht ums Geld, besonders da sie unter einer Decke mit ihnen spielen? Auch ist sehr wahrscheinlich, was gleich von Anfang in Zeitungen gemeldet wurde, daß sie eine Gewehrfabrik bey dem hiesigen Eisengruben angelegt haben.

Also haben die Neufranken das Herzogthum Piemont von sieben Seiten her angegriffen, und jeder Paß, dessen sie sich bemächtigt, ist so beschaffen, daß sie überall den Rücken frey haben; daß sie sich nach Nothdurft mit Lebensmitteln, Truppen und Kriegsmunizionen versehen können; daß jede enge Schlucht, jeder besteigbare Fels und Berg, jede Felsenburg, deren sie sich einmal bemeistert haben, ihnen zur Vertheidigung und zum Hinterhalt dienen kann. Ihre Geschicklichkeit und unglaubliche Thätigkeit in der Befestigungskunst und im Gebrauch der Artillerie, ihre Dreistigkeit und Verachtung aller Mühseligkeiten und Gefahren, und ihre große Ueberlegenheit an Truppen, sobald sie nur

*) Jetzt sollen sie sich von hier zurück gezogen haben.

nur wollen, machen es sehr wahrscheinlich, daß Piemont Savoyens Schicksal endlich unterliegen werde. Schon, besonders unter König Franz I, unter der Regierung des Kardinals Richelieu, und unter Ludwig XIV. haben die Franzosen ihre Ueberlegenheit bewiesen. Gewinnen sie Zeit, ihre Truppen von allen Seiten her zu vermehren, so wird kein über sie erfochtener Sieg, wie ehedem der bey Pavia, bey S. Quintino, oder bey Turin, hinreichend seyn, dem immer mehr aufschwellenden, immer wiederkommenden Strom ihrer Truppen Einhalt zu thun.

Die ordentliche Kriegsmacht des Herzogs von Piemont bestehet in Friedenszeiten in 30056 Mann Infanterie, worunter 15 Battallions, oder 9,252 Landmilizen begriffen sind, welche nur 14 Tage des Jahrs in Waffen geübt werden; und in 3,500 Mann Kavallerie, die 4 Kompagnien Leibgarde mit eingegriffen, folglich in allem in 33,556 Mann. In Kriegszeiten, wie z. B. im Jahr 1741 belief sie sich, sammt der Landmiliz, auf 40,000 Mann. Wenn diese Macht (sollte sie sich auch jetzt auf 50000 Mann erstrecken) nicht nur in die vielen Festungen und Schlösser, woran Piemont einen Ueberfluß hat, sondern auch wider die sieben ins Herzogthum eingedrungene feindliche Kolonnen vertheilt wird, so bleibt keine beträchtliche Macht dem Feinde auf der Seite, wo er mit weit überlegner Macht vordringt, entgegen zu setzen übrig. Das östereichi-

reichische Kriegsheer kann sich nicht wohl von den Grenzen der östereichischen Lombardie entfernen. Den neuesten Nachrichten aus Meiland vom 5. Jul. gemäß, sollen sich die Piemonteser in den 22 Provinzen Mann für Mann in Masse erhoben haben. Da die ganze Bevölkerung von Piemont sich auf 2,353,773 Menschen beläuft, so müßte, wenn es wahr wäre, daß statt Mann für Mann (wie sich der Zeitungsschreiber ausdrückt) auch nur von 20 Personen Ein Mann zu den Waffen griffe, ohne die sardinischen regulären Truppen zu rechnen, nur allein aus diesen eine Armee von 117,688 Mann entstehen. *) So sehr dieses und noch mehr für die Sicherheit Italiens zu wünschen wäre, so unausführbar und gefährlich würde es in diesem Lande, und überhaupt in Italien seyn. Da der Bauer in Italien nur das Eigenthum des Adels und der reichern Stadtbewohner bearbeitet, und von den Produkten kaum so viel erhält, als er zu seinem und seiner Familie Unterhalt nöthig hat: so würde er nicht nur nicht für seinen eignen Heerd streiten und nichts weniger als sein Leben in Gefahr setzen, sondern auch in dem Augenblick als er von dem Gut seines Herrn sich entfernt, theils aus Dürftigkeit, theils durch das Beyspiel der dürftigsten

*) Unter einem neuern Dato heißt es, bestehet die Masse des Aufstandes in 40,000 Mann, und zwar nur aus den Provinzen Alba, Acqui nnd Mondovi, welches alle Schranken der Wahrheit überschreitet, besonders zur Zeit der Erndte.

und minder gewissenhaften zum Rauben und Plündern verleitet werden. Die Regierung des Königs von Sardinien zeigt selbst, wie wenig sie sich auf ihre Unterthanen verlassen könnte, wenn sie bewaffnet wären; denn auch in Friedenszeiten ist allen und jeden, sogar den Officieren, außer auf ihren Lehngütern, wenn sie solche besitzen, unter den härtesten Strafen verboten, Schießgewehr zu tragen. Und wer kann Bürge dafür seyn, daß sie die einmal ergriffenen Waffen nicht endlich wider ihre eigne Herrn richten? Da es oft geschieht, daß regulierte Truppen durch Bestechung und Verführung den Feind begünstigen, oder wohl gar zu demselben übergehen: so ist dieses weit mehr von rohen, undisciplinierten Haufen des, sowohl von ihren adelichen Herrn, als von 198000 Zollbedienten des Königs gedrückten Landvolks zu befürchten; besonders im jetzigen Kriege mit den Franzosen, welche darauf ausgehen, durch viel versprechende Maximen von Freyheit den Pöbel und Landmann zu bethören.

Man kann nicht läugnen, daß die Abgaben in Piemont vielfältig und drückend sind. Die Grundstücke zahlen den zwanzigsten Theil ihres Ertrags. Jede Person entrichtet 20 Soldi oder eine Lira Kopfgeld, *) ein Joch Ochsen 50 Soldi, ein Joch Kühe 25 Soldi. Jede Person, welche über 5 Jahr alt ist, muß jährlich 8 Pfund Salz, jedes Pfund

*) 7. Gr. 9. Pf.

Pfund zu 4 Soldi, kaufen, ohne das Salz, welches jährlich auf ein Pferd, Schaf, Esel, Küh und Ochsen gerechnet wird. Wer ein Schwein zu eigner Konsumpzion schlachtet, ist zu $6\frac{1}{2}$ Pfund Salz verbunden. Jeder aufgesetzte Kontrakt, welcher über 80 Lir. beträgt, ist einer Abgabe von 30 Soldi oder $1\frac{1}{2}$ Lir. unterworfen. Ich übergehe andre Zölle und Abgaben, z. B. für Stempelpapier, Leder, Talglichter, Mahl- und Fleischaccise, u. dgl. Kurz, der König zieht jährlich 22,500,000 piemontesische oder 27,000,000 französische Livr. von seinen Unterthanen. Außerdem sind sie noch mit 10,000,000 Lir. Papiergeld, welche in den piemontesischen Staaten auf dem festen Lande cirkulieren, und im jetzigen Kriege stark vermehrt worden sind, nicht wenig gedrückt; besonders da bey der großen Last der Kronschulden, welche schon vor diesem Kriege 38 Millionen betrugen, wenig oder gar keine Hofnung ist, daß das häufige Papiergeld je realisiert werde.

Außer diesen Beschwerden, wodurch das Volk eben nicht sehr zu einem allgemeinen Aufstand für den König ermuntert wird, steckt noch ein Hauptmangel in der Landeskonstituzion, welcher einen sehr beträchtlichen Theil der Unterthanen gegen dieselbe aufbringen und mit Sehnsucht nach einer allgemeinen Staatsrevoluzion erfüllen kann. Die Adelssucht ist nirgends größer als in Piemont. Unzählig sind die Schlösser, Dörfer, Flecken und

Landgüter, auf welchen der Titel einer Herrschaft, Baronie, Grafschaft, oder eines Marquisat haftet. Wer ein solches Lehen durch Kauf an sich bringt, wird ein Edelmann, Baron, Marquis, oder Graf. Der König verkauft dergleichen erledigte Lehen, die oft nicht über 5000 Lir. kosten. Hingegen erhält der König für das Wappenschild und den Adelsbrief eines solchen neuen Edelmanns 15 bis 20,000 Lir. Auf diese Weise hat sich der Adel in Piemont mehr als irgendwo in Italien vermehrt, und nimt zum größten Verdruß des alten Adels von Tag zu Tag zu. Zum Glück für die übrigen Unterthanen sind die Güter des Adels nicht steuerfrey. Hingegen haftet das Recht der Erstgeburt auf denselben. Die jüngern Brüder, wenn ihrer weniger als vier sind, erhalten vom ältern den vierten Theil der Revenüen des adlichen Gutes; sind ihrer aber mehr, so müssen sie sich insgesammt mit dem dritten Theil behelfen. Die adlichen Häuser in Piemont sind fast durchaus von eingeschränkten Einkünften. Deren, die volle 80,000 Lir. (25,000 Thaler) haben, sind nur 12 in Turin. Die Anzahl derer, welche nur einige tausend Thaler Revenüen haben, ist bey weitem die größte. Nun denke man sich die Armuth der Kadetten solcher Häuser. Diese steckt man entweder in die Klöster, oder verschafft ihnen Kirchenpfründen, oder macht sie zu Soldaten. Viele, deren Willkür es überlassen ist, sich einen Stand zu wählen, führen ein müssiges Leben, und ergeben sich dem Spiel und andern Lastern. Diese

Uns

Unglücklichen, welche sich als Opfer einer verkehrten Gesetzgebung betrachten, und sich größtentheils von zarter Jugend an dem Cölibat und geistlichen Stande gewidmet sehen, wozu sie keinen Beruf fühlen, sind nichts weniger als Freunde der politischen und hierarchischen Verfassung ihres Vaterlandes. Von dieser zahlreichen Klasse hat sich nicht nur Piemont, sondern auch ganz Italien bey gegenwärtigen Umständen, wo es auf den gänzlichen Umsturz geistlicher und weltlicher Regierung angesehen ist, nicht viel Gutes zu versprechen. Schwerlich wird irgendwo in Italien eine Verschwörung oder Verrätherey angezettelt werden, woran diese mißvergnügte Klasse von Menschen nicht den größten Antheil habe.

Von diesem Sauerteig ist ganz Italien angesteckt. Er ist eine der Hauptquellen des allgemeinen Verderbnisses der Sitten, welches Italien schon seit Jahrhunderten zu einer feilen Dirne, und zur Beute jeder ersten erobernden Nazion gemacht hat.

Es wird dem Könige von Sardinien und den damit verbundnen Fürsten äußerst schwer werden, nach mörderischen Schlachten, wenn sie auch siegten, ihren Verlust an Mannschaft wieder herzustellen, um nicht den immer erneuerten Anfällen des Feindes endlich unterzuliegen. Die Rekrutierung ist in Italien überaus schwer. Der Italiener verabscheut überhaupt den Soldatenstand; er liebt all-

zusehr die Bequemlichkeit und die ungestörten Vergnügungen, welche ihm das sanfte Klima und die Fruchtbarkeit des Landes mit voller Hand darbietet. Keines wohlhabenden Bürgers Sohn fällt auf den Gedanken Soldat zu werden; eher würde er sich durch die geistliche Tonsur, durch den Mönchs- oder Eremitenhabit der weltlichen Gerichtsbarkeit entziehen oder wohl gar auswandern. Die brauchbarste Jugend steckt in den bischöflichen Seminarien, in Klöstern, in den Sakristeyen, und Chören der Domkirchen und Stifter. Das schwarze Kleid und die geistliche Tonsur entzieht eine unzählige Menge Menschen der weltlichen Macht und dem Dienste des Staats. In Städten und Flecken wimmelt es von Bedienten aller Art, von welchen ein starkes Kriegsheer gebildet werden könnte. Nicht nur der häufige Adel, der in großen und kleinen Städten wohnt, sondern auch jeder wohlhabende Bürger hält seine Livreebediente. Es giebt außer dem eine Menge Lohnbedienten in volkreichen Städten, welche die durchreisenden Fremden bedienen, ja sogar solche, welche von einigen minder wohlhabenden Familien insgesammt gelohnt werden, den Frauen in verschiednen Stunden das Gebetbuch an Festtagen in die Messe, und auf den Spaziergängen die Schleppe nachzutragen. Man denke sich 43 große Städte und 1911 Städtchen und Flekken in Piemont, von zahlreichem alten und neuen Adel und von vielen bürgerlichen Familien, die dem Adel in der Anzahl der Livreebedienten nacheifern,

eifern, bewohnt; man wird sich wundern, wie der König von Sardinien noch im Stande sey, eine Armee von 40,000 Mann aufzutreiben. Die Klage, daß es wegen der überschwenglichen Menge Bauersöhne, welche in den Städtchen Livree tragen, dem Ackerbau an Arbeitern fehlt, ist in dem Städtereichen Italien allgemein. Wenn nun schon die Landmiliz von allen Provinzen zur Arme gezogen ist, woher will man die neuen Rekruten nehmen? Zwingen läßt sich der Italiäner nicht mit Gewalt die Waffen zu tragen, er sey von welcher Klasse Menschen er wolle; man würde nichts als Rache und Untreue zu gewarten haben.

Bey einer teutschen Armee wird durch die Entfernung von Teutschland die Kompletierung der Truppen, wenn sie durch blutige Schlachten und noch mehr durch Krankheiten geschwächt worden, sehr schwer und kostbar gemacht. Eine teutsche Armee hat in Italien nicht nur mit dem Feinde, sondern auch mit so schwer drückenden und gefährlichen Ungemächlichkeiten, welche von der Lage und dem Klima abhängen, zu kämpfen, daß diese allein hinreichend sind, den größten Theil derselben aufzureiben. Der gemeine Mann weiß sich selten ins Klima zu schicken. Die Hitze des Tags ist sowohl in den Thälern als auf den Ebenen überaus groß. In den Gebirgen wechselt sie des Abends mit empfindlicher Kälte schnell ab, und auf den Ebenen der Lombardie fällt beym Eingang der

Nacht ein nasser Thau, welcher dem von Hitze aufgelöseten Körper gefährliche Krankheiten zuzieht. Die vielen Reisfelder daselbst hauchen eine tödliche Luft, einen unerträglichen Gestank aus. Das Wasser ist in den meisten Gegenden sehr schlecht; an Bier fehlet es gänzlich, und gemeiner Branntewein, welcher hier selten ist, würde tödtlich seyn. Guten Wein, der nicht verfälscht sey, kann der Officier nur bey sich führen, und die ordinären und schlechten Weinsorten kommen im Felde entweder nicht an den gemeinen Mann, oder ihr unbehutsamer oder unmäßiger Genuß in der brennenden Sonnenhitze schadet der Gesundheit. Die Bauerhäuser, wo in andern Ländern der Soldat Ruhe und Erquickung findet, sind hier über alle Vorstellung schlecht und elend. Daher ist Italien von jeher der Kirchhof fremder Völker gewesen. (Italia barbarorum sepultura) Mit etwas ausgelassenem Scherz, doch sehr naiv, drückt Teofilo Folengo, unter dem Nahmen Limerno Pitocco in seinem Orlandino dieses traurige Sprichwort in folgenden zwey Stanzen aus:

— — — — in quell' orribil giorno
Che in Gioſafatto ſonerà la tromba,
Facendoſi ſentire al mondo intorno,
E i morti ſalteran fuor d'ogni tomba,
Non ſarà pozzo, cacatojo, o forno,
Che mentre il *tararan* del ciel rimbomba

Non

Non getti fuora Suizzeri, Franceſi,
Tedeſchi, Ispani e d'altri aſſai paeſi.
E vederaſſi una mirabil guerra,
Fra lor combattendo gli oſſi ſuoi:
Chi un braccio, chi una man, chi un piede afferra;
Ma vien chi dice: queſti non ſon tuoi,
Anzi ſon miei; non ſono: e ſulla terra
Molti di loro avran gambe di buoi,
Teſte di muli, e d'aſini le ſchiene,
Siccome all' opre di ciaſcun conviene.

Cap. 6. Stanz. 56. 57.

J...

IV.

Politiſche Zirkel.

Zwey Gegenſtücke.

Beatus qui procul —

I.

Geſellſchaft beym Kanzler von Freuen.

Geheimerrath von Buſchwitz. Präſidentin von Renzdorf. Hofräthin von Ring und Kammerjunker von Waldungen kommen dazu.

Geheimerrath. Ihre Partie einmal geendigt, meine Gnädige?

Hofr.

Digitized by Google

Hofräthin. Ich habe viel Guignon gehabt. Der Herr Kammerjunker meynt es nicht gut mit den Damen.

Kammerj. Ce n'eſt pas ma faute, Madame, es iſt der Fehler des Glücks.

Präſ. Wir ſprechen eben von Ihrem Frankreich, Herr Kammerjunker, was man in Ihrem geliebten Paris für dumme Streiche macht.

Kammerj. Ah! das iſt auch nicht mehr das alte Paris! Ja, der Prinz Lambeſc hat mir ſo oft geſagt: Vous verrez de belles choſes, Vous verrez de belles choſes! aber ſo etwas hätte ich mir doch nicht vermuthet.

Geheimer. Es konnte nicht anders kommen. Wo die Leute aus der populace ſich der Regierung bemächtigen, Leute ohne Kenntniß von Geſchäften und Erziehung —

Kammerj. Wie ſollten ſolche Menſchen zum Reſpekt vor dem König oder dem Hofe kommen?

Präſ. Und was ſie die Königin maltraitiert haben! Ich habe heute noch die Bonboniere mit ihrem Portrait in Händen gehabt, die mir der engliſche Geſandte geſchenkt hat: es iſt doch ein erſtaunend kluges Geſicht!

Geheimer. Den armen Emigranten hat man erſt mitgeſpielt!

Hofr.

Hofr. Die Königin war weit interessanter als die Prinzessin Elisabeth, das ist gewiß; aber mich dauert doch die Prinzessin Elisabeth am meisten. Der Graf Belgioso hat mir von Turin aus einen Ring von ihren Haaren versprochen.

Geheimer. Der größte Fehler war, daß der König die drey Stände zusammenberief; dann folgte eins aus dem andern. Und seine Nachgiebigkeit bey allem! Hätte er nur noch auf dem Schafott sich als König gezeigt —

Kammerj. Der ganze Adel wäre für ihn aufgestanden.

Geheimer. Jetzt ist Frankreich verloren, wenn sie nicht je eher je lieber einen König ausrufen, die Nazionalgarde abdanken, die Militärchargen in die Hände des Adels geben —

Präs. Und die Geistlichkeit wieder herstellen. Mein Gott! den Abbé Maury vergesse ich nicht; was war das für ein angenehmer Mann! Toujours le mot pour rire.

Geheimer. Mit der Geistlichkeit wird sich's schon finden, wenn nur erst der Adel wieder hergestellt ist.

Hofr. Der Abbé Maury war, glaub' ich, der Gegner von Mirabeau? Apropos! haben Sie den

den Grafen Mirabeau gekannt, Herr Kammerjunker?

Kammerj. Mein Gott, wie mich selbst. Ich habe einigemal mit ihm bey dem Prince de Conty gespeist, wiewohl er sonst beym Adel verachtet war. Es war doch Schade! Er war ein guter Kopf.

Geheimer. Aber überspannt, überspannt, der die Welt mit allgemeinen Prinzipien regieren wollte, mit solchen Narrenspossen der Herren vom Katheder. Ueberhaupt, was die Schriftstellerey für Schaden in Frankreich gestiftet hat, davon haben Sie gar keine Idee.

Kammerj. O gewiß, man sollte solche Müssiggänger gar nicht dulden, man sollte gar nicht erlauben, daß jetzt neue Bücher geschrieben würden.

Hofr. Und was für Bücher? Wo ist in allen ein Körnchen von Voltär's Witz?

Geheimer. Eben der Voltäre hat aber grossen Antheil an der französischen Revoluzion.

Präs. Darum degutieren mich auch seine Schriften. Ich lese jetzt überhaupt bloß Engländer — Yorik und Youngs Nachtgedanken.

Kammerj. Mais Vous êtes trop belle pour passer la nuit avec des penſées.

Geheimer.

Geheimer. (zur Hofr.) Der Spitzbube! Seit er Kammerjunker ist, ist er unerschöpflich in Equivoquen!

2.

Weinhaus.

Advokat Graßmann. Schneidermeister Friedrich. Zimmermeister Branike. Hernach Maler Prinzer.

Zimmerm. Also sind es meist Advokaten, die im Konvent sitzen?

Adv. Meist Advokaten. Ja, aus einem Juristen kann alles werden, wo man Talente lohnt; aber hier zu Lande —

Schneiderm. Ich denke nur, nach der neuen Einrichtung fragt man nicht viel mehr nach den Juristen in Frankreich?

Adv. Juristen sind überall nöthig, wo es Streitigkeiten giebt, und Streitigkeiten wird es geben und muß es geben bis an das Ende der Welt. Nun denken Sie, Herr Friedrich, wenn Sie Ihren Sohn studieren lassen, so kann er in den Konvent kommen, so kann er es so weit bringen, wie hier zu Lande ein Premierminister.

Schneiderm.

schen dürfte, in was für Hände würden da die armen Leute gerathen?

Schneiderm. Und hernach die Innungen! Wenn jeder, dem's beliebt, Kleider machen dürfte, so müßten wir alle verhungern.

Mal. Wer ein Schneidergenie hat, muß schneidern dürfen — das gehört zur Freyheit.

Zimmerm. So? Und gar keine Zunftgesetze? Sollten uns von Gesellen und Jungen herumhudeln lassen wie sie nur wollten?

Mal. Macht die Bedingungen selber, oder seyd Euch selbst genug, wie wir Künstler!

Adv. Nein, nein! Der Herr hat Recht. Innungen sind ein großes Uebel im Staate; sie hemmen die Industrie —

Mal. So? Innungen sollen nicht seyn, aber Disputazionen? Schulfüchserey wie Schulfuchserey! Eins wie das Andre.

Adv. Der Patron thut ordentlich als wenn er's verstünde. Aber die Herren vergessen immer, wen sie vor sich haben.

Mal. Und wenn Sie das leibhafte Corpus juris wären.

Adv.

Adv. Ich bin Iuris utriusque Baccalaureus, Herr! und zahle zehn Thaler Kopfgeld, und kann alle Tage Doktor werden. Vor Ihnen weicht kein Stadtschüler.

Schneiderm. Es ist wahr, immer haben die Herren Künstler die Nase über unser einen; als ob ein ehrlicher Bürger gar nichts wäre, der seit zwölf Jahren das Meisterrecht hat und beym Allmosenamte angestellt ist —

Zimmerm. Und alle Tage in den Rath kommen kann, wenn das Glück gut ist. Das muß Er wohl bleiben lassen!

Wirth. Stille, meine Herren! keine Zänkereyen in meinem Hause! Da habe ich heute eine Probe Johannisberger bekommen; versuchen Sie ihn zusammen. Auf gute Freundschaft!

Adv. Das ist das wahre Medium. Stoßt an, Ihr Zankgeister! Gute Freundschaft und unser Motto: Es lebe die Freyheit, es lebe die Gleichheit!

Alle. Es lebe die Freyheit! Es lebe die Gleichheit!

K. H.

V.

Gedichte.

1.

Gefühle auf einem Kirchhof.

Welch' tiefe Stille herrschet um mich her!
Der Mond blickt blaß herab; es flimmert hoch
Im unermeßbar'n Raum der Sterne Heer.
Ach, durch des Kirchhofs Leichensteine, die
Des Mondes bleicher Glanz bescheinet, irr' ich einsam,
Die Seele mit des Todes Bild erfüllt.
Ein schaurig Lüftgen nur bewegt das Moos,
Das um die Gräber traurig duftend schleicht.

Hier steht ein Leichenstein! Die Grabschrift fehlt,
Und doch bedeckst du eines Edlen Staub
Vielleicht, der unbekannt, von keinem Auge
Wohl je beweint, dem großen Tage hier
In sanfter Ruh' entgegen schlummert! — Dort,
Hoch pranget dort ein stolzes Monument,
Und scheinet selbst der allgewaltigen
Zerstörerin, der Zeit, zu trotzen. Sieh'
Es flimmert eine goldne Innschrift drauf —
Sie sagt dem Wanderer erhabene,
Des ew'gen Nachruhms werthe Thaten, die
Der, den sie preist, vielleicht wohl nie gethan. —
Hier könnt ihr täuschen; doch Den täuscht ihr nicht,

Der

Der durch des Herzens tiefste Falten sieht;
Ihn, der der armen Menschheit Thränen sieht,
Ihn, der die Unschuld rächt, und Bosheit straft.

Verkannt, vergessen werden, ist fast stets
Das Loos des Edlen! — Doch nur hier, nicht dort,
Wo reine Tugend, Menschenliebe und
Verdienst den einz'gen wahren Vorrang giebt. —
Dort glänzen eure schöne, nur zu oft
Verkannte und verlachte Thaten. — Ja!
Sie glänzen herrlicher und dauernder,
Als jene stolzen Monumente, die,
Auch selbst im Grabe noch, die Eitelkeit
Und niedrer, feiler Seelen Eigennutz
Dem reichen Bösewicht, der Menschheit selbst
Zur Schande, baut! — O gönnet ihnen den
Vergold'ten Marmor: er ist doch nur Stein!
Ihr schlummert ruhiger im kühlen Schoos
Der Mutter Erde. — — O ihr Glücklichen!
Ihr irrt nicht mehr im Labyrinth der Welt,
Wo mancher Thor im goldnen Wagen lacht,
Mit stolzem Blicke auf den Edlen schaut,
Der in der niedern Hütte darbt und weint;
Wo Dummheit hoch mit Stern und Orden prangt
Wo man dem Laster Weihrauch streut, Verdienst
Hingegen darben läßt, der Tugend lacht
Und sie verhöhnt; wo Krieg und Pestilenz

Der Menschheit Jammer mehrt. — Schon wandelt euer Geist
In jenen seligen Gefilden, wo
Des Kummers bange Thräne nicht mehr fließt,
Wo jede Klage schweigt, und jeder Schmerz
Entflieht; wo Glück und Tugend Gott in der
Untrügbar'n Wage wägt und lohnet. Schon
Genießt ihr eurer Tugend süßen Lohn,
Genießt der Ruh', die keine Klage stört,
Und die euch sonst hienieden floh.

Euch will ich nachzuahmen streben, wenn
Auch schon mit giftigem Geschosse mich
Die schändliche Verläumdung oft verfolgt,
Und tausendfaches Unglück mich bedroht:
Dem Frommen fehlt doch niemals wahres Glück! —

J. C. Semler.

2.

An die Gallier.[1]

Freiheit, welche der Thor und der Unedele
Blind verkennend entweiht, Freiheit, nur würdig ist
Deines Namens, wem Tugend
Mild das freudige Herz durchglüht.

Was

Was erdreistet sich der, welchem noch Eigennutz
Oder Rache das Herz fesselt, dem Heiligthum,
Wo du wohnest, zu nahen
Mit des prahlenden Stolzes Schritt?

Nicht vom Heldenmuth nur flammt er, es lächelt auch
Stille Freude dein Blik, Freude der Menschlichkeit;
Du gebietest auch Siege
Ueber herrische Leidenschaft.

„Heil uns, nun sind wir frey!" Träumt ihr von stolzem Glük?
Thoren, ziehet erst aus jene gefürchteten
Fesseln, welche die Habgier
Oder Wollust euch schmiedete.

Wer, ein Weiser, den Werth kennet, in Namen-Klang
Nicht die Seele berauscht, glücklich wird der euch nie
Preisen; lachen des Schwindels,
Oder fluchen der Schändlichkeit.

VI.

Anzeigen.

Bey G. J. Göschen in Leipzig sind herausgekommen:

1. Hube, deutlicher und vollständiger Unterricht in der Naturlehre, in Briefen an einen jungen Herrn von Stande, 3r und letzter Band, mit Kupfern, 1 Thlr. 20 Gr.

Alle kritische Blätter von Bedeutung stimmen darin überein, daß dieses vortrefliche Werk mit Klugheit und Deutlichkeit geschrieben, und die Kenntnisse der Werke und Kräfte der Natur mit Benutzung der neuesten Entdeckungen vollständig und gründlich darin vorgetragen sind.

2. Auszüge aus den besten Schriftstellern der Franzosen für die Jugend, unter Aufsicht des Herrn Abt Resewitz, herausgegeben von C. H. Schmidt, 3r Theil, 16 Gr.

Die drey Bände dieser Ausgabe sind eigentlich eine kleine Hausbibliothek der französischen Sprache für die Jugend, welche wegen des Plans und der sorgfältigen Auswahl, sowohl in Rücksicht der Moralität als auch des guten Geschmacks, allen Eltern und Lehrern empfohlen werden kann. Die Jugend wird darin vom Leichtern zum Schwerern geleitet, nicht bloß in der Sprache durch die treflichsten Muster aus allen Gattungen des Styls geübt, sondern auch angenehm unterhalten, und an Kopf und Herz gebildet. Der erste Theil enthält Briefe und Aufsätze aus der Geschichte, der zweyte ist der Philosophie des Lebens, und den moralischen Wahrheiten, der dritte den Meisterstücken der verschiedenen Gattungen der Dichtkunst gewidmet.

Digitized by Google

Der neue Teutſche Merkur.

II. Stück. November 1794.

I.

Der Abend am Rheinufer.

An ***.

Die ſchönſte Frühlingsſcene umgab mich, wie ich durch die weite Ebne an dem königlichen Strom hinabfuhr. Die Strahlen der ſinkenden Sonne glänzten von der Spiegelfläche zurück; die Gegend feierte die Schönheit der Natur und den aufblühenden Segen des Jahres. Rings um mich war das ſtille Frohlocken der Ruhe, des Wohlſtandes. Ich mahle dir das Bild nicht aus; denn du kennſt die Reize unſeres Vaterlandes. Ein Gefühl durchdrang mich ſanft, das zu innig für jeden Verſuch des Ausdrucks war. Ich lehnte mich zurück, in Genuß und ſüßes Bewußtſeyn des Genuſſes verſunken.

Digitized by Google

Meine Ideen ordneten sich, und dem Eindrucke von aussen folgte die Rückwirkung des Nachdenkens.

Glückliches Land! wie du feierlich und heiter vor mir liegst! Du hast Reichthum, Gewerbfleiß, Millionen von Einwohnern, alle Gaben der Natur, Gesetze und Verfassung. — Das alles hast du, teutsches Vaterland! Du ruhst auf geselligem Eigenthum, auf Kultur und Sicherheit des Eigenthums. Soll der Sturm das alles zerstöhren, was du so glücklich dein nennst? Und doch droht dir dieser Sturm; doch scheinen Unschlüssigkeit dich selbst zu schützen, Furcht deine Kraft für den Erwerb dieser Kraft aufzubieten, Untreue, Verrath, Irrthum und Schwachheit deiner eignen Kinder dem Werke der Zerstöhrung Hülfe leisten zu wollen!

Der Uebergang von dem frohen Anblick, der mich umgab, zu diesen Gedanken war leider! so natürlich. Sie beschäftigten mich bis unter das gastfreundliche Dach, welches mich aufnahm.

Die Unruhe für das Heil des Vaterlandes, die Besorgnisse über die Klagen des Schwindelgeistes, welcher so manche Köpfe des Zeitalters erhitzt, minderten sich im Gespräche mit unserm ehrwürdigen Freunde. Wir brachten die halbe Nacht am Gestade des alten Vater Rheins im ruhigen Tausch unserer Ideen zu. Du kennst den Reiz dieses freundschaftlichen Gedankenwechsels. Wir sprachen, bis

wir

wir schieden, von der gemeinwichtigen Angelegenheit. Hier hast du das Wesentliche unseres Gesprächs.

Zweckmäßigkeit ist das Gepräge der Wahrheit, die immer, in jedem Verhältnisse, von dem Gesetze der Nothwendigkeit abhängt. Laß uns also nach geistvoller Benutzung der vorhandenen Verfassung streben, weil jene zum Zwecke führt, indessen diese nur Mittel ist. Würdest du nicht den Thoren belachen, der das Geschäft des Ackerbaues damit begönne, daß er den Pflug zerbräche?

Dieser Geist der nützlichsten Anwendung harmoniert mit jeder Verfassung. Er fodert, um wirksam zu seyn, jene Bedingnisse, ohne welche selbst der heißeste Lobredner der Revoluzionen diese als ein Unding anerkennen muß, und die in jeder bestehenden Verfassung so möglich sind, daß es des Wagestücks einer Zerstöhrung gewiß nicht bedarf.

Er fodert gute Stimmung der Regierenden. Das öffentliche Wohl muß die Seele der Staatsverwaltung, Erkenntniß seiner Bedürfnisse und der Mittel zu ihrer Erfüllung der Geist derselben seyn. Kunde der vorhandenen Gesetze muß die Form zu Verarbeitung dieses Stoffes hergeben. Er fodert aber auch Zutrauen, Folgsamkeit, Vaterlandsliebe der Regierten. Sie müssen die Verfassung kennen und ihr ergeben seyn, weil sie sich

wohl dabei befinden. Dieses wechselseitige Verhältniß verbürgt die Blüthe des Staates, wenn es ganz so erreicht wird, wie es erreicht werden soll. Dazu gehört von beyden Seiten reine Absicht und fester Wille. Ohne jene bleibt die Form ein Hirngespinst, mit welchem jede Nebenabsicht, jede Leidenschaft und Schwachheit nach Willkühr spielt; ohne diesen ist keine Wirksamkeit denkbar, die dauerhaft Gutes hervorbringt, dem Endzweck der Gesetze rastlos nachfolgt, und, unabhängig von den Ereignissen des Augenblicks, einen Theil des Plans nach dem andern ausführt, bis das Ganze vollendet ist.

Dieser ächte Geist der Anwendung fodert ferner Fortschritt mit dem Gange der Zeit und langsame Umbildung der Mißbräuche.

Es liegt einmal im Geiste des Menschen fortzuschreiten — eben nicht immer zum Bessern, doch zum Neuern. Der Kreislauf der Zeiten schaltet über die Benennung des Neuen; denn ganz neue Erscheinungen giebt es nicht. Daher brüsten sich die Enkel wieder mit dem, was die Urväter weggeworfen, weil sie es müde waren. Jedes Zeitalter hat seine Lieblingsbegriffe, seine Lieblingsmeinungen, seine Lieblingsvorurtheile; diese muß die Staatsverwaltung kennen, beobachten, leiten, nützen und bessern.

In der physischen wie in der moralischen Welt setzt sich Staub und Gewohnheit an; Mängel und Mißbräuche sind von Verfassungen unzertrennlich. Die Ursache liegt in dem natürlichen Streite der Individualität mit der Abstrakzion. Jene will ihre Kraft nach Willkühr äussern: diese schreibt der Kraftäusserung Regeln vor. Jede Verfassung ist Abstrakzion: die Individuen sträuben sich, umgehn die Regel, folgen der Richtung ihrer eignen Begriffe und Neigungen. Daher entstehn Mißbräuche. Allein, wer wird die Maschine zerstöhren, um sie vom Rost zu reinigen? Wer das Gebäude den Flammen Preis geben, um es zu verbessern? Folge lieber dem Gange der Natur, die langsam und sicher wirkt; sie heilt stufenweise, und führt aus dem Guten das Bessere wohlthätig hervor. Wenn man sich an den Geist der Geschäfte hängt, so wird man sie durch jede Form, über alle Hindernisse weg, so gut zur Vollendung führen als es menschlichen Kräften unter diesen Umständen möglich war. Und immer werden die Umstände auf ihre Aeusserung Einfluß haben, trotz der Thorheit, die sich über sie zu erheben glaubt, wenn sie die positiven Verhältnisse ändert, die jedesmal der Nothwendigkeit zinsbar bleiben.

Werden diese Bedingnisse erfüllt, — werden gute Stimmung der Regierenden und Regierten — Konsequenz und Einsicht der ersten, Zutrauen und Folgsamkeit der letzten, Reinheit der Absichten, Festigkeit

stigkeit des Willens, Fortschritt mit dem Gange der Zeit und langsame Umbildung der Mißbräuche erreicht und mit einander verbunden: so ist ächte Regierungskunst und ächter Verbesserungsgeist vorhanden und thätig.

Alles übrige ist Irrthum und Fehler. Denn es ist unzweckmäßig, weil es der Absicht des Staats zuwider läuft; es gefährdet das öffentliche Wohl, weil die Gesetze kraftlos gemacht oder unrecht angewendet werden; es ist untreu und unredlich, weil es gegen die Pflichten streitet, welche man mit sich selbst, mit dem Vaterlande und seiner Verfassung, und vor dem Angesichte des Himmels, seines Fürsten und seiner Mitbürger eingieng; es entwickelt und nährt Privatabsichten, weil es Schlupfwinkel ohne Zahl eröffnet, und den Schleichweg der Ausnahmen und Ränke in Aufnahme bringt.

Unter diesen Irrthümern und Fehlern nimmt die erste Stelle die mißverstandene Reformazionssucht ein. Ihre Wesenheit besteht darin, daß sie einem unbedingten Hange zu Neuerungen folgt, alles Alte verwirft, weil es alt ist, so wie sie das Neue liebt, bloß um deswillen, weil es ihr neu scheint; daß sie keine feste Grundsätze besitzt noch anerkennt, und ihrer Natur nach derselben auch nicht empfänglich ist; daß sie die Menschen und Geschäftskenntniß nie, desto häufiger aber ihre

Fan-

Fantasie und ihre Laune zu Rathe zieht, und die Eingebungen beider blindlings in Ausübung bringt. Sie verbindet mit diesen Eigenschaften unbegränztes Selbstvertrauen, Eigensinn, Leidenschaftlichkeit, Unduldsamkeit gegen alles, was gegen sie oder von ihr verschieden ist. Es ist ihr nicht um die Sache, sondern um sich selbst zu thun. Manche ihrer Anhänger handeln ohne deutliches Bewußtseyn dieser Triebfeder; die meisten aber kennen dieselbe recht gut, und spielen entweder die Rolle des Enthusiasten oder des Heuchlers. Im ersten Falle ist es ihnen gelungen, ihr besseres Bewußtseyn unter das Joch der Schwärmerey zu beugen; sie glauben sich nun mit sich selbst abgefunden zu haben, und nichts mehr von innern geheimen Vorwürfen fürchten zu müssen. Sie verfolgen daher ihren Weg im Sturme der Leidenschaft bis zum Ende. Im andern Falle schmücken sie sich mit dem Pathos der Beredsamkeit, mit der Terminologie des Patrioten und mit dem ganzen Theaterprunke ihres gleichen, und mißhandeln die öffentliche Sache, indem sie sich ihrem Dienste zu weihen vorgeben. Wenn du das vorhergegangene Leben der meisten Revolutionsprediger durchgehst, oder ihren Handlungen nach dem glücklichen Erfolge ihres Plans aufmerksam nachfolgst, so wirst du leider diese Bemerkungen nur allzusehr bestättigt finden. Aus ihrem Munde, durch ihren Umgang, durch ihre Lehren pflanzt sich das falsche System im Kopf und Geiste so vieler Jünglinge fort, die ihm nach dem Verhältnisse ihrer

rer Leidenschaften und ihrer Sinnlichkeit nachhängen. Auf diese Weise gehen viele brauchbare Talente verlohren; die Reue eines verlohrnen Lebens wird zur Furie mancher Menschen, die zu spät einsehen, was sie thun sollten, und was sie wirklich gethan haben. Die Ruhe und Sicherheit der Staaten wird untergraben, die Spannkraft der Gesetze nach und nach aufgelöst, und das Wohl so vieler Tausende auf das Spiel gesetzt. Es entstehn Folgen, die sich ihrem ganzen Zusammenhange nach nicht voraus berechnen, noch in dem ganzen Gemälde ihrer Schrecklichkeit darstellen lassen. Erst jetzt, da ein großes Reich, da Scharen von einzelnen Menschen darüber vor unseren Augen zu Grunde gegangen sind, fassen wir beides zusammen, und der Anblick durchdringt uns mit Entsetzen und Abscheu.

Das ist das Werk der Neuerungssucht, die epidemisch um sich greift, unmerklich vergiftet und fürchterlich wirkt.

Der ächte Geist der Staatsverwaltung muß daher die bestehende Verfassung gegen diese Feindin in Schutz nehmen. Er muß sich dabey nicht bloß leidend, sondern kraftvoll und thätig verhalten, und das Ungeheuer zermalmen, das so viel und mehr Köpfe hat als die Lernäische Schlange.

Er nimmt sie durch jene nützliche, möglichst beste Anwendung, welche vorhin geschildert wurde, in

Schutz,

Schutz, weil er durch dieselbe den öffentlichen Wohlstand, also auch die öffentliche Zufriedenheit befördert, und den Anlaß zu Unruhen entfernt, indem die Menschen im Allgemeinen sich nicht aus dem Zustande hinwegsehnen, in welchem sie sich wohl befinden, und das gewisse Gute immer vorziehen, wenn sie es nur erst als gut fühlen und anerkennen.

Er schützt sie ferner durch stete Aufmerksamkeit auf die Bekanntmachung der Gesetze, in welchen ihre verbindende Kraft beruht, und sodann auf ihre Vollziehung. Vorzüglich muß er hierbey den nur zu gewöhnlichen Fehler vermeiden, so viele Gesetze und Verordnungen ohne Noth mit dem Staatsansehen zu nähren und dadurch letzteres zu schwächen. Eine Revision der fast allenthalben in großer Menge vorhandenen Verordnungen ist daher jetzt ein wahres Hauptbedürfniß. Man lasse die überflüssigen und entbehrlichen in Stillschweigen vergraben, hebe aber die übrigen kurz, faßlich und im Zusammenhange heraus, sorge dafür, daß sie bekannt werden, und halte streng auf ihre Befolgung.

Vor allem sey der Staat unerbittlich über Strafgesetze. Er gebe sie sparsam, aber verbiete zugleich alle Ausnahmen. Nichts entnervt mehr die Kraft der Gesetze als die nur zu sehr einreissende Weichheit in ihrer Vollstreckung. Wer die Bösen schont, schadet den Guten.

Endlich muß der Staat, um die bestehende Verfassung gegen Neuerungssucht, Bosheit und Arglist zu schützen, durchaus nicht dulden, daß dieselbe auf irgend eine Weise angetastet werde, und jeden Versuch dieser Art unnachsichtlich und scharf ahnden. Die Gestalt dieser oft weit getriebenen Versuche ist unendlich verschieden, und bey dem Mangel fester Grundsätze könnte man leicht Gefahr laufen, dem Guten nachtheilig zu werden, indem man sich bemüht das Böse zu verhindern. Sind hingegen sichere Grundsätze bestimmt angenommen, so wird man den Frevler ausfindig machen, ohne der bürgerlichen Freyheit zu nahe zu treten; des Volksverführers habhaft werden, ohne den Unschuldigen zu kränken; den gefährlichen Menschen, welcher unter der ehrwürdigen Gestalt des Lehrers den Keim des Verbrechens und des Elends in die zarte Empfänglichkeit der jungen Staatsbürger senkt, außer Stand setzen zu schaden, ohne der vernünftigen Denk- und Lehrfreyheit unzweckmäßige Schranken zu setzen; die Frechheit aufwiegelnder oder verführerischer Schriftsteller bezügeln, ohne die ächte Preßfreyheit zu mindern oder zu vernichten. Man wird alsdann den glücklichen Mittelweg treffen, welcher in allen Geschäften so sehr zu empfehlen ist, die von der Einwirkung auf andere Menschen und vorzüglich auf die Masse der Nation abhängen, und in ihrem Erfolge auf die Stimmung und die Moralität derselben, auf ihren Fortschritt zum Guten und auf den Nazionalgeist Einfluß haben.

ben. Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß es meistens an der Art dieser Behandlung liegen wird, ob das Volk seiner Verfassung mehr oder minder zugethan seyn, ob der Geist der Unruhe und Verhetzung mehr oder minder Glück machen soll. Wenn es gewiß gegründet ist, daß der praktische Werth aller Staatsverhandlungen auf dem allgemeinen Zutrauen beruhet, so ist auch dieses Hauptmittel dasselbe zu gewinnen, sorgfältig in Betrachtung zu ziehen.

Der Schutz, welchen der Staat der bestehenden Verfassung gegen alle Angriffe, von welcher Art sie auch seyn mögen, gewähren muß, ist nicht nur, wie die Zeichen der Zeit beweisen, der Klugheit, sondern auch, wie aus den erörterten Gründen folgt, der Wahrheit, Nothwendigkeit und Redlichkeit gemäß. Der abgeschlossene Verfassungsvertrag wird dadurch vollzogen, und die schönste Uebereinstimmung zwischen dem Interesse des Staats und den Foderungen der Tugend erzielt. Die ächte Staatskunst muß ohnehin jederzeit Hand in Hand mit dieser gehen. Wie glücklich ist also das Loos eines Staates, wo die Administrazion diese in den Annalen der Politik leider nur zu seltne Harmonie zur Schutzwehr der wichtigsten öffentlichen Angelegenheit, zur Bürgschaft der allgemeinen Sicherheit und zur Quelle des allgemeinen Wohls macht!

Wir

Wir haben Staaten, wo dieses Beharren auf der vorhandenen Verfassung, diese eiserne Festigkeit in ihrer Vollziehung, Wunder wirken. Unaufhaltsam geht die große Maschine fort; die Urtriebfeder, welche das Ganze in Bewegung setzt, giebt nicht in ihrer Spannkraft nach, und alle Räder, so viel ihrer sind, drehen sich gleichförmig und ruhig um. Wohl überzeugt, daß eine an sich unbedeutend scheinende Abweichung im Großen eine wichtige Divergenz hervorbringen würde, gestattet daselbst die Staatsverwaltung jene auch nicht im mindesten Grade.

Nur auf diese Art kann ein Staat zu einer dauerhaften Verfassung gelangen, und sich in dem Besitze derselben und aller ihrer guten Folgen erhalten.

Aus diesem Systeme folgt übrigens weder Tirranney noch Verfinsterungssucht, wie man leicht sieht; obgleich die Gegner desselben und die Freunde der Neuerungslust dieses behaupten, und daraus einen der Haupteinwürfe wider jene Grundsätze hernehmen, die ihnen äußerst unangenehm seyn müssen. Sie sind auch oft glücklich genug, hiedurch zu blenden und der guten Sache zu schaden. So wie sie nemlich auf der einen Seite ihren Eigennutz, ihre Herrsch- und Habsucht, ihren Partheygeist, kurz, ihr Privatinteresse, welches sie nach Veränderungen lüstern macht, unter einer Gestalt

stalt zu verbergen suchen, die durch ihren gemeinnützigen interessanten Schein anlockt und täuscht: so suchen sie auf der andern der guten Sache den Schein des Privatinteresse zu leihen, sie dadurch gleichgültig oder verhaßt zu machen, und davon abzuziehen.

Jeder Demagog, jeder Revoluzionist ist nemlich, ihnen zu Folge, ein anspruchloser Patriot, der sich ganz für das öffentliche Wohl hingiebt, ohne an sich zu denken, und alles aufopfert, um die mangelhafte Verfassung durch eine bessere zu ersetzen; jeder Regent hingegen, jeder Minister, jeder öffentliche Staatsdiener ist, wie sie behaupten, bloß Nebenabsichten gewidmet, schützt das allgemeine Beste nur vor, und eifert für die alte Verfassung aus keinem andern Grunde als in Rücksicht auf sich selbst. Da er die Gewalt besitzt, so wendet er sie, ihnen zu Folge, zu Unterstützung derselben an, und drückt die anders gesinnten. Durch diese Wendung stellen sich arglistige Volksverführer als Opfer ihrer angeblichen reinen Absichten dar, verschreyen die Administrazion, nennen Ernst und Ausübung der Gesetze Tiranney, und Einschränkung des Unsinn redenden oder Unglück stiftenden Frevelgeistes Haß gegen Aufklärung, Verfinsterungssucht.

Es ist sehr wesentlich, die Täuschung zu zerstöhren, welche sie auf diese Art zu bewirken trachten, und sie, in ihrer ganzen Blöße aus dem Nimbus hervorzuziehen, in den sie sich einhüllen.

Im

Im Gegentheil befördert das ächte System der nützlichsten und treuen Anwendung der bestehenden Formen die wahre Freyheit und Aufklärung des Geistes am meisten. Es gehören nur unbefangene Augen dazu, um dieses wahrzunehmen, und reine Liebe zur Wahrheit, um sich davon zu überzeugen. Beydes gebricht aber dem Partheygeiste, der die Sache entweder nicht sehen kann, oder sie nicht so sehen will wie sie wirklich ist.

Denn die wahre Aufklärung erhält statt zu verheeren, und verbannt mit der Unbestimmtheit der Begriffe, mit der Dunkelheit des Geistes die Gefahr der Veränderungen und den Wunsch nach denselben; weil der aufgeklärte Geist einsieht, daß alle Formen nur Aeusserungsarten, nur Behelfe für unsere innere Wirksamkeit seyn sollen und können; daß es folglich auf diese allein ankommt, und es bare Thorheit ist, die Schuhe und nicht die Füße beym Gehen für die Hauptsache zu halten. So sieht der Mann mit einem mitleidigen Blick das aus Drang zur Neuheit zerbrochne Spielzeug seiner Jugend an, indem er jetzt besser die reine Quelle der Unterhaltung kennt.

Wahre Aufklärung bewirkt ganz unfehlbar die Ueberzeugung vom Besitze des Guten, oder die Verbesserung des wenigen Guten und des Schlimmen durch zweckmäßige Anwendung der vorhandenen Formen, eben weil sie allen Werth auf den Geist legt, und das Kleid nimmt wie sie es findet. Man sage nicht, daß

doch

doch Ein Kleid besser sey als das andere. Sokrates sagte in Fesseln weit mehr Weises und Gutes, wirkte wohlthätiger und lehrreicher auf seine Zöglinge und Zuhörer als tausend Menschen, die von der Wiege bis zum Grabe der vollkommensten Freyheit genossen. Morus lehrte auf dem Blutgerüste durch seinen heitern Muth, und Lauzün zog sich in der größten Abgeschiedenheit von Welt und Menschen eine Freundin in einer Spinne. Diese Beyspiele beweisen, daß Geist und Herz und Wille des Menschen von seinen äußern Verhältnissen ganz unabhängig sind. Sie müssen es seyn, um den Stempel der Aechtheit und Vollendung zu erhalten; und die Grade der Vollkommenheit werden nur nach diesem Maßstabe richtig abgestuft und zugetheilt.

Daraus folgt aber auch, daß es keineswegs Vertheidigung der guten Sache zu nennen ist, wenn Eigenwille den Besitz der Gewalt dazu anwendet, seine Begriffe oder vorgefaßte Meynungen durchzusetzen. Die beste Benutzung der vorhandenen Formen zu Bewirkung des Guten erfodert vielmehr die größte Unbefangenheit, den reinsten Sinn. Man muß sich vergessen und bloß der Sache leben; man muß die Sache ohne Vorurtheil ansehen, und die nöthigen Maßregeln eben so erwägen, auswählen und ergreifen. Man darf die Behauptung der Verfassung in keinem andern Sinne nehmen als in dem natürlichen, und der Eigenliebe

nicht

nicht den mindesten Einfluß bey einem so wichtigen Geschäfte gestatten. Der redliche, feste Mann sogar ist einem ähnlichen Irrthume ausgesetzt, wenn er seine Ueberzeugung nicht aufs strengste prüft; und um so mehr, weil er sodann, im Vertrauen auf diese Ueberzeugung von Vorwürfen seines innern Bewußtseyns frey, aus dem Gefühle seiner Pflicht am unrechten Orte unbiegsam wird, und mit dem besten Willen Uebel stiftet. Mit Einem Worte, nie kann die Wahrheit oft genug wiederholt, nie warm genug ans Herz gelegt werden, daß in Geschäften der Staatsverwaltung alles Persönliche durchaus beseitiget werden muß.

Nur dieses System — fuhr unser Freund fort — dieses System von richtiger Einsicht, von uneigennützigem und festem Willen, von Konsequenz und Beharrlichkeit allein, kann das Heil der Staaten und der Völker wirken. Von ihm beseelt, wird die Administrazion Wohlthäterin der ihr anvertrauten Menschen seyn, und von der Nachwelt gesegnet werden, daß sie zur Zeit der Krise weise und fest handelte. Von ihm geschützt, gesichert und beglückt, werden alle Klassen der Landeseinwohner sich mit Zutrauen in die Arme des Staats werfen, und mit Dankbarkeit und Treue ihm anhangen. Von ihm geschreckt und gestraft, werden die Aufwiegler, die Verbrecher, die Feinde der bürgerlichen Verfassung und des bürgerlichen Wohlstandes sich verbannen, sich mindern. Von ihm

geleitet,

geleitet, werden Wissenschaften und Aufklärung ihre Stelle als wohlthätige Gaben der Vorsehung ausfüllen, und an Ausbreitung, so wie an wesentlichem Nutzen, gewinnen.

Es wird früh oder spät eine Zeit kommen, wo der Taumel sich verlieren, wo die Vernunft ihre Rechte über die Verblendung wieder gewinnen und der Getäuschte aus dem Traume erwachen wird, in welchen ihn die falschen Apostel der Zeit eingewiegt haben. Auch ohne gewaltsame Zerstöhrungen wird diese Zeit gewiß kommen, weil jede Täuschung am Ende zerfällt. Wohl dann jenen Staaten, welche es nicht auf die Gefahr ankommen ließen, durch den Zufall gerettet zu werden, und der Ungewißheit einer räthselhaften Zukunft durch die Maßregeln der Klugheit und Gesetzlichkeit abgeholfen haben!

Dieses System zu verbreiten, zu seiner Befolgung dringend und rastlos aufzufodern, ist jetzt die schönste Bestimmung des Schriftstellers, der sein Vaterland und die gute Sache liebt, und gemeinnützig wirken will, zu einer Zeit, wo so viele ihre Fahnen verlassen, sich feigherzig verbergen oder treulos übergehen. Sich ihm wirklich zu weihen, es praktisch zu befolgen, ist jetzt die heiligste Pflicht, das schönste Loos des Geschäftsmannes. Könnte ich doch vorzüglich der aufblühenden Generazion von Geschäftsleuten diese Wahrheit einhauchen, ihre Ueberzeugung recht lebendig

machen, und dem Vaterlande so viele gute Köpfe, so viele ausgezeichnete Menschen erhalten! — jetzt, da der Schwindelgeist unter unserer Jugend haust, und so manche hoffnungsvolle Blüthe muthwillig zu Grunde gerichtet wird; da der Hang zum sinnlichen Genusse und zur Ungebundenheit dazu dienen muß, den Geist zu seinem eignen Untergange zu bestechen, und ihm über eine Zukunft die Augen zu schließen, der er nun gedankenlos entgegen taumelt! Könnte ich ihnen allen mit lebhaften Farben die Greuel der Verwüstung auf der einen, und die hohen Scenen des allgemeinen Besten auf der andern Seite malen! Wie mancher steht auf dem Scheidewege und wankt! — Das Herz blutet mir bey diesem wahren Gedanken — Wanke nicht Jüngling! Sey edel, mache dein Vaterland glücklich und dich in ihm!

Laß uns dem Himmel danken, — so schloß er, und eine Thräne der Rührung stand in seinem Auge — daß es noch Männer hat, unser Vaterland, welche diesem Ideale entsprechen! Noch haben wir edle, patriotische Staatsmänner, eine wackere, ihrer Verfassung treue Nazion, Anhänglichkeit an Gesetze, Ergebenheit für das was gut und recht ist. Laß uns denken, hoffen, und alles wirken was wir vermögen! Thun wir das alle — wahrlich, dann muß die Wirkung groß, herrlich und hinreichend seyn; dann dürfen wir nicht fürchten, daß jemals die Klagworte auf uns anwendbar seyn werden, welche

welche jetzt in unserm unglücklichen Nachbarlande aus dem Munde eines Patrioten erschallen:

„Wie glücklich wäre ich, wenn ich meine Mit„bürger überzeugen könnte, daß jeder Verfassungs„umsturz die lebende Generazion ins Elend stürzt, „ohne der kommenden einen gewissen Vortheil zu „verbürgen; daß die Gesetze eine wohlthätige Ae„gide für die Völker sind; daß nichts so gefährlich „ist als sich der Verführung der Neuerungssucht „Preis zu geben; daß die Apostel der neuen Staats„religion sie zwar durch Worte und blendenden Schein „täuschen können, aber daß der Zustand des Jam„mers, in welchem sich Frankreich befindet, nur „allzusehr ihren Betrug beurkundet!“ *)

Wir sanken uns in die Arme, gelobten von neuem, dem Bund der Freundschaft und der Bestimmung gemeinnütziger Thätigkeit unerschütterlich treu zu seyn. Ruhig rauschte der Rhein, ruhig richteten wir uns auf. Der Mond versilberte den Pfad des Rückwegs.

*) Préface de l'Editeur du vieux Cordelier, Paris 1794, 8.

Ch. v. Benzel.

Digitized by Google

II.

Zwey Erzählungen, als Proben einer Ueberſetzung der Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe ſiecle. *)

I.

Narciſſus.

Wer bey ſeinem Thun und Laſſen die Vernunft nicht zu Rathe ziehen mag, darf ſich auch nicht wundern, wenn's ihm übel geht. Es giebt in allen Dingen eine Regel, wovon man ſich nicht entfer

*) Dies Werk des Herrn Le Grand d'Auſſy erſchien 1779 zu Paris unter dem Titel: *Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe ſiecle*, traduits ou extraits d'après divers Manuſcrits du tems; avec des Notes hiſtoriques et critiques etc. in drey Bänden in gr. 8. Zwey Jahre ſpäter kam noch ein vierter Band hinzu: *Contes devots, Fables et Romans anciens*, pour ſervir de ſuite aux Fabliaux. — Der Verfaſſer dieſer Proben kündigt eine vollſtändige Ueberſetzung dieſes an Beluſtigung und Belehrung gleich reichhaltigen Werkes, unter dem Titel: Erzählungen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen, in 4 ſ 5 Theilen an, und hofft, daß

fernen muß. Der Steuermann sieht nach den Winden, eh' er die Anker lichtet; wenn sie ihm günstig sind, dann nur sticht er in See. Wer lieben will muß es eben so halten. Lauft nicht blindlings auf dies stürmische Meer aus! Bald würdet ihr euch, wohin ihr nicht wolltet, fortgerissen finden. Aber seyd auch gegen ein Herz, das euch liebt, nicht zu streng. Die Liebe pflegt sich zu rächen; man hat davon manch schreckliches Beyspiel. Ich will euch nur eins erzählen. Narcissus verschmähte die Liebe; die Liebe strafte ihn; sie wurde sogar sein Tod.

In Theben lebte vor Zeiten ein berühmter Prophet, dessen Orakel stets eingetroffen waren. Eines Tages fragte ihn eine Mutter über das Schicksal ihres einzigen Kindes, eines Sohnes, um Rath. „Eine lange Lebenszeit, hieß es, ward ihm zwar bestimmt; aber er wird sie um vieles verkürzen, wenn er einmal sich selbst sehen sollte.“ Der Mutter schien dieser Ausspruch so lächerlich, daß sie aufhörte an die Göttlichkeit des Orakels zu glauben. Sie verlachte die Vorhersagung, und, dem Anschein

daß diese Proben einen hinreichenden Beweis von der Methode geben werden, wonach er sowohl die Erzählungen, — wobey eine ängstliche Uebersetzung des Textes des Herrn le Grand und eine Freyheit auf Unkosten ihres Karakteristischen gleich unstatthaft wären, — als auch die Noten, — die manche kleine Veränderungen, Auslassungen und Zusätze erfodern, — bearbeitet. Der erste Theil ist bereits unter der Presse und erscheint bey J. G. Ruff in Halle.

nach, eine Zeitlang nicht ohne Grund. Wir werden sehen ob sie Recht hatte.

Das Kind wuchs heran und ward ein Wunder von Schönheit. Die Natur hatte an seiner Bildung ihre ganze Kunst verschwendet. Amor selbst staunte bey seinem Anblick; und um auch von seiner Seite zur Vervollkommung so vieler Reitze beyzutragen, gab er seinen blauen Augen einen so zärtlichen Blick, seinen rosigen Lippen ein so entzückendes Lächeln, daß er für jedes Herz unwiderstehlich ward.

Schon war Narcissus zwanzig Jahr alt; aber die süße Sorge einer Schönen zu gefallen war nicht nur sein geringster Kummer: er floh vielmehr alle Schönen, und kannte keine andere Lust als in Wäldern zu jagen, und mit Pfeil und Bogen Bären, Eber und andere wilde Thiere zu befehden.

Als er eines Tages von dieser Jagd zurück kam und sein Pferd muthwillig mit ihm herumsprang, vernahm Dane, die Tochter des Königs und die Krone aller Schönheiten von Theben, das Geräusch, eilt' ans Fenster und sah hinaus. Sie erblickt den jungen Jäger, in den beseelten Farben, mit dem edeln und stolzen Anstande und dem Ausdruck von Muth, wodurch die Macht der Schönheit so kräftig erhöht wird. — Je mehr sie ihn betrachtet, je mehr fesselt sie sein Anblick; ihre Augen

gen können ihn nicht verlassen — sie erschrickt über die Lust, die sie dabey empfindet. Amor sieht in diesem Augenblick auf sie vom Himmel herab; ein Pfeil entfliegt seinem Bogen; sie fühlt sich verwundet, legt ihre Hand aufs Herz — ach! die Wunde ist tief im innern.

Traurig und gedankenvoll tritt sie zurück um zu seufzen. Ein Schauer durchläuft ihren Körper; sie fühlt sich entzündet — o, welche Qualen! In wenig Stunden ist ihr Gesicht schon erbleicht. Die Nacht kommt — keine Linderung; sie denkt nur an Narcissus. In der Hoffnung der Schlaf werde sein Bild verlöschen, legt sie sich nieder; aber Amor gönnt ihr keinen Augenblick Ruhe. Sie wirft sich hin und her — ihr Uebel wird nur schmerzlicher, der Aufruhr ihres Bluts größer.

„Wer stört so meine Ruhe?“ ruft sie aus. „Woher diese Aufwallungen, dieses unwillkührliche „Pochen? Eine innere Glut verzehrt mich; meine „Vernunft verwirrt sich; ich kenne mich nicht mehr. „Warum mich rastlos mit einem Menschen beschäf„tigen, der meine Qual verursacht? Ach! was „gilt seine Schönheit, wenn Güte ihm fremd ist! „Kann er bey so vielen Reitzen nicht trügerisch, „nicht treulos seyn? — Aber nein! Mit zu vie„lem Wohlgefallen bildete ihn die Natur — sie „hat ihm alle Tugenden gegeben. — Dane, was „hast du gesagt? — So lange achtungswerth — willt

„du nun verächtlich werden? Wie? ein Unbekann„ter gefällt dir? — Ja, er gefällt mir, gefällt „mir mehr als alles was auf der Welt mir lieb „ist. Und — großer Gott! wem könnte er nicht „gefallen? Seine Schönheit, sein Liebreitz haben „mich entzückt; unmöglich ist mir's ohne ihn zu „leben. — Aber, ach! — kann er mein werden? „Wird es mein Vater bewilligen? — Ach! es ist „geschehen; ich bin zum Unglück geboren; ich muß „sterben.“

So verbrachte sie die Nacht, unter seufzen, weinen und klagen, bis der Morgen anbrach. Die frischen Lüfte linderten ihren angstvollen Schmerz ein wenig. Abgemattet von Qual schlummerte sie ein. Aber bald erwachte sie, unruhiger noch als zuvor. Schon sandte die Sonne ihre Stralen daher. Außer sich selbst lehnt Dane sich ans Fenster; ihr ist als werde sie den schönen Jäger wiedersehen. Wirklich war dies die Stunde, wo er sich in den Wald zu machen pflegte. — Sie erblickt ihn von fern; ihr entfährt ein lauter Schrey. Je mehr er sich nähert, je mehr löst sich ihr Herz in Entzücken auf. Kaum kann sie noch athmen; ihre gierigen Blicke scheinen ihn mit beflügelten Schritten zum Thurm zu ziehen. Jetzt ist er ihr gegenüber; er däucht ihr noch tausendmal schöner als am vorigen Abend. Aber er fängt an, sich zu entfernen; sie bebt, ihre Knie wanken, sie fällt nieder ohne Bewußtseyn. Endlich erhebt sie sich;

aber

aber sie verwünscht nur ihren Rang, überläßt sich nur der Verzweiflung.

„Man sagte mir, die Liebe sey so süß — Ach! „welch ein schrecklicher Zustand! Ich kann's nicht „mehr ertragen. Dieser junge Thebaner, er soll „wissen, welch süßes Verlangen sein Anblick mir „einflößt; oder — ja, er soll selber kommen, daß „ich's ihm selber sage. Wer anders als ich, ihr „Götter! vermöchte ihm das zu malen was ich „empfinde! — Aber — wenn er das Opfer meines Herzens verschmähte; wenn Gleichgültigkeit, „Trotz — Nein doch! — Ich will gehn, will „gehn in den Wald, will ihn aufsuchen, mich ihm „zu Füßen werfen, sie mit meinen Thränen benezzen, ihm malen die Schmerzen, die er mich leiden „macht; und hat er kein ehernes Herz, so wird er „doch Mitleid haben."

Am andern Morgen, beym ersten Schimmer der Morgenröthe, verläßt sie ihr Bett, öffnet leise ihr Zimmer und entflieht durch ein verstolnes Pförtchen, nur mit ihrem Hemde und einem einfachen Mantel bekleidet.

So ist die Liebe! Seht, wohin sie ein verständiges und furchtsames Mädchen bringen kann! Vernunft, Klugheit, Achtung ihres Standes, Achtung ihrer selbst — alles ist vergessen; nur noch ein Mädchen, außer sich vor Liebe, hingerissen von blinder Leidenschaft!

Zitternd und ohne Geleite kommt sie zum Walde. Sie setzt sich nieder am Fuß einer Eiche, die Ankunft des Jägers erwartend, die Götter flehend, ihr Worte zu geben, die ihn erweichen möchten.

Schon ist er auf dem Wege. Dane hört die Hunde bellen. Bald gewahrt sie seine Begleiter, jetzt ihn selber, einen Pfeil in der Hand und den Köcher auf der Schulter. Sie fliegt ihm entgegen. Narcissus, betroffen vom Anblick solcher Schönheit in dieser entlegnen Gegend, glaubt eine Göttin zu sehen, springt vom Pferde und grüßt sie mit Ehrfurcht. Dane weiß nicht mehr was sie ihm zu sagen dachte, kann nicht sprechen, kann nur die Arme öffnen und ihn erröthend an ihr Herz drücken. — Er stößt sie zurück und fragt wer sie sey? — „Eine Unglückselige, von Liebe zu dir geführt, seit „deinem ersten Anblick ihr Daseyn verwünschend. „Groß genug ist mein Uebel, dein Mitleid zu verdienen. Diese Hoffnung hielt mich noch auf. „Gieb mir Leben und Glück! — Aber warum die „Augen abwenden? Sieh mich an! Ich bin Dane, „die Tochter deines Königs. Mehr als Ein Prinz „begehrte mein Herz, betheuernd ich sey schön. „Schöner Jüngling, nimm es ganz; laß mich dich „lieben, und gieb mir das deine! — Ach! du „kennst die Wonne zu lieben nicht!“

Der Unmensch blieb unempfindlich bey einem so rührenden Schmerz. — „Macht Liebe euch leiden, jagt

jagt sie fort! Ich kenne sie nicht, und verursacht sie solche Qualen, so mag ich sie nimmer kennen." — Mit diesen Worten entfernt er sich. Dane läuft ihm nach, wirft sich zu seinen Füßen und beschwört ihn mit ausgestreckten Händen, sie noch Einen Augenblick zu hören, eh er sie tödte. — Indeß sie spricht entfällt ihr Mantel. Reize, die einen Gott entzückt hätten, — nichts rührt den Narciß; nicht der Zauber unschuldiger Schönheit, nicht die Thränen zarter Augen, selbst nicht das Blut, das von Dane's verwundeten Füßen rinnt. Ein Barbar, ein Tiger wäre erweicht worden: Narcissus nicht; er schwingt sich auf sein Pferd und verschwindet.

„Nun nicht mehr hoffen!" ruft Dane; „nicht „mehr hoffen! ich muß sterben! Ach! was hab' „ich gethan, daß ich ihm mißfalle? — Aber, „mag er mich fliehen, ich kann ihn nicht vergessen. „Wie große Marter er mir verursacht, ich vergeb „ihm, lieb ihn, immer, ihm zu Trotz. — Bald, „vielleicht — mag seine Grausamkeit ihm leid seyn, „mag er zu meinen Füßen liegen und das Herz „erflehen, was er jezt verschmäht. — Nein! — „ich will ihm zuvorkommen. — Wird er „noch meinen Bitten, meinen Thränen widerstehen können? — Mindstens wird er meinem Ungestüm nachgeben. — Ach, Dane, Dane! welche Thorheit! — Du willst ein Herz ohne Mitleid erweichen? willst nicht sehen, daß er „dich

„dich habt? — Götter des Meers, der Erd' und „des Himmels, wenn ihr geliebt habt, du, Venus, „du, ihr Sohn, der mich verrathen, lindert mein „Elend, rächt mich an dem Undankbaren, dessen „Gefühllosigkeit mich tödtet! — Lern' auch Er „kennen was Liebe sey; wein' und seufz' auch Er, „und find' er nicht Trost, nicht Mitleid!"

Hiemit läuft Dane fort, um zu suchen was sie verwünscht. Aber die gerechten Götter erhörten ihre Bitte, ach! zu ihrem Unglück. — Amor selbst schwor erzürnt ihr Rache, noch vor Untergang der Sonne.

Narciß verfolgte indeß einen Hirsch. Um Mittag trennt er sich, ermattet von Hitze und von brennendem Durst verzehrt, von seinen Begleitern, um einen Quell zu suchen. Er findet einen, hell wie Krystal, zwischen Ufern mit weichen Rasen bekleidet, über blitzenden Kiessand rieselnd. Eine marmorne Treppe führt zum Wasser. Er steigt hinab; aber — o rächende Götter! Tod erwartet ihn hier. Indem er sich neigt, erblickt er sein Bild in dem Wasser; er glaubt die Nymfe des Quells zu sehen —

(Das Folgende dieser Begebenheit ist wenig von Ovids Erzählung verschieden. Zerrüttet von Liebe zu seinem Schatten, erschöpft sich Narciß in Thränen und unsinnigem Flehen. Endlich erkennt er

er der Gewalt der Leidenschaft, und sinkt sterbend am Ufer nieder.)

In diesem Augenblick kommt Dane. Amor führte sie zu dem Quell; sie sollte Zeuge von der Strafe des Undankbaren seyn. Narcissus erkennt sie, will zu ihr reden, aber die Stimme gebricht ihm. Er reicht ihr die Hand, die Augen gen Himmel hebend. Dane stürzt nieder an seiner Seite, legt seinen Kopf an ihre Brust, bedeckt ihn mit tausend glühenden Küssen und badet ihn in Thränen. Aber es ist geschehen; es ist zu spät; in ihren Armen verhaucht er sein Leben. In lautes Jammergeschrei bricht ihre Verzweiflung aus. Noch sucht sie ihn durch die zärtlichsten Liebkosungen, durch die süßesten Namen der Liebe ins Leben zurück zu rufen. Endlich wirft sie sich sinnlos auf seinem entseelten Körper, drückt ihren Mund auf seinen Mund, seufzt auf und stirbt.

Möge der Himmel, setzt der alte Dichter hinzu, diejenigen, welche wie Dane lieben, vor gleichem Schicksale bewahren! Aber nehmt euch diese Geschichte zur Lehre, ihr insonderheit, die ihr einen verliebt gemacht habt!

Dann so er drum zu grabe get,
Euch kömt's zu haus frü oder spet.

Anmerkung des teutschen Uebersetzers.

Wiewohl diese Erzählung eine freie Nachahmung der bekannten Fabel des Ovid (Metamorph. lib. III.) ist, so darf man doch ihren vorzüglichsten Werth auf Rechnung des alten Dichters setzen. So fein und witzig auch Ovids Dichtung ist: das Interesse, was seine Nymfe erweckt, kömmt doch keineswegs demjenigen bey, welches wir bei der Dane empfinden. Der, französische Herausgeber hat für gut befunden, uns die Stelle nicht mitzutheilen, welche die Gefühle des für sein eigenes Bild entbrannten Narciß enthält; und wir haben dabei um so weniger verloren, wenn sie eine treue Nachahmung des Ovidischen ist. Ovid's Spiel mit den ausgesuchtesten Antithesen läßt das Herz gänzlich kalt. Ein solcher Witz würde uns (zumal in Prose) nach den einfältigen Klagen der Dane um so unangenehmer seyn, je mehr diese unser Herz gewannen.

Uebrigens ist es den **Fabliers** gewöhnlich, ihre Erzählungen mit einer, nicht selten sehr lustigen, Vorrede anzuheben. Sie suchten dadurch die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu reizen, traten darin zuweilen als Kritiker auf, bedienten sich aber derselben am häufigsten um ihre eigne Taleute und Produkte herauszustreichen. — Eben so gewöhnlich unterbrechen sie den Lauf ihrer Erzählung hin und wieder mit allgemeinen oder an ihre

Zuhörer

Zuhörer besonders gerichteten Anmerkungen. — Da diese Einleitungen und Bemerkungen, besonders ihres naiven Tones wegen, mit zum Karakteristischen dieser Denkmäler aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert gehören, so hält sich der Uebersetzer verbunden sie beizubehalten.

Die beiden Verse am Ende sind eine Nachahmung folgender zwei Verse des Originaltextes:

Quar si vous le lessez mourir,
Dieu le vous saura bien mérir.

2.

Aristoteles.

Wer ein angenehmes Histörchen weiß, der thut unrecht, wenn er es für sich behält. Andere hören es mit Vergnügen; und wie der Erzähler dadurch beliebt, so kann der Hörer dadurch besser werden. Das folgende Mährchen gefiel mir vom ersten Augenblick, und ich machte mich unverzüglich dran, es in Reime zu bringen; denn es ist anmuthig und nicht unsäuberlich. Unsaubere Sachen dürfen vor hohen und ehrbaren Ohren nicht erzählt werden. Ich habe bisher nie dergleichen gemacht, werd es auch nie thun mein Lebelang. — Wohlan, meine

ne Herren! hört mein Histörchen. Es ist, wie gesagt, anmuthig und lehrreich.

Ihr habt ohne Zweifel schon von dem großmächtigen König aus Griechenland gehört, dem Alexander, der so viel Reiche zerstörte und so viel Prinzen in Leid setzte. Dieser Alexander hatte sich Indien unterworfen und drohte auch den Rest der Erde zu verschlingen. Aber plötzlich stockte dieser ungestüme Strom. Fragt ihr warum? Ich weiß es und will es euch sagen. Die Liebe, die alle Welt beherrscht, die Liebe, die alles fängt und bindet, hatte ihn bezähmt und verstrickt. Ihm war ein indisches Fräulein vorgekommen, ein junges und reizendes Mädchen. Von diesem Augenblick an — gute Nacht Eroberungen! Alexander konnte sich nur noch mit ihr beschäfftigen. — Wie gewaltig und furchtbar ist doch die Liebe! So die Herren der Welt zu demüthigen; so sie aller Sorge für ihren Ruhm unfähig zu machen! — Doch, schelten wir sie deshalb nicht! Sie sind Menschen wie unser einer, und der Liebe so gut unterthan als der geringste ihrer Knechte.

Da Alexander außer seinem Liebchen Alles vergaß, fingen seine Ritter und Barone 1), unwillig auf eine so schimpfliche Unthätigkeit, an, über ihn zu murren; jedoch hatte keiner das Herz ihm deshalb zu Rede zu setzen. Aristoteles fand sich dazu willig. Achtung und Gewohnheit hatten ihm

eine

eine gewisse Autorität über Alexandern verschafft. Voll Selbstvertrauen entschloß er sich daher den schlafenden Löwen aufzuwecken. Er ging zu ihm und stellte ihm, in dem Ton eines Hofmeisters, dessen er sich noch nicht hatte entschlagen können, nicht sehr gelinde, sowohl das Schimpfliche seiner Aufführung an sich, als auch den Unwillen seiner Ritterschaft vor. Alexander hörte seine Predigt geduldig bis zu Ende, und rief dann, statt aller Antwort, seufzend aus: Ach, ich sehe wohl, sie haben nicht geliebt!

Aristoteles hatte indeß nicht in den Wind gesprochen. Der Monarch, so sauer es ihm auch ankam, entzog sich seiner Schönen. Das Fräulein, das ihn aufs zärtlichste liebte, und befürchtete sein Herz verloren zu haben, verfiel in die tiefste Bekümmerniß. Sie weinte, sie seufzte. Unfähig endlich der quälenden Unruhe länger zu widerstehen, schlich sie sich eines Abends, unter Vergünstigung der Dunkelheit, zu dem Fürsten, warf sich ihm zu Füßen, und fragte ihn mit heißen Thränen, wodurch sie so unglücklich gewesen seine Liebe zu verscherzen? Alexander umarmte sie tausendmal, und versicherte sie seiner ewigen Liebe: nur die strengen Vorstellungen des Aristoteles hätten ihn, ob zwar zu seinem größten Leide, auf einige Zeit vermocht sie zu verabsäumen. Erzürnt schwur die Schöne sich an dem trocknen Pädagogen zu rächen, bat den Fürsten, sich am folgenden Morgen an einem Fens

ster ihres Thurmes einzufinden, und versprach, ihn den Filosofen in einem solchen Aufzuge sehen zu lassen, daß er seiner Seits einer Lekzion benöthigt seyn solle.

Das Verlangen sich zu rächen ließ sie nicht ruhen. Kaum gieng die Sonne auf, so stieg sie in den Garten. Frey spielte ihr langes blondes Haar um ihre Schultern. Kein Schleier bedeckte ihr Haupt, verhüllte ihr Gesicht; über dem Hemde nur ein leichter Mantel, halb geöffnet an der Brust, wie um freyer zu athmen. In diesem Anzuge ging sie am Fenster des Filosofen auf und nieder, indem sie dies Liedchen sang:

War noch ein kleines Mädelein,
Mußt in die Schule gehen,
Konnt nichts darin verstehen,
Lernt nur ein Wörtchen von Minne fein,
Sag's stets mir vor, Tag aus Tag ein,
Seit ich mir den Lieben ersehen. 2)

Aristoteles geräth in Bewegung; er beseitigt seine Bücher um zu horchen. Bald verlangt ihn zu sehen, wer da so reizend singe; er steht leise auf und geht ans Fenster. Verborgen im Schatten kann er nach Gefallen die Schöne betrachten. Er sieht und sieht, und — schon beneidet ein geheimes Gefühl das Loos des geliebten Eroberers. Sie wußte wohl, die Schlaue, was nöthig war, ihn vollends zu fangen. Sie wollte ihn mit Einem Pfeil

sicher

ſicher und unheilbar verwunden. — Sie brach ſich einen Myrtenzweig ab, pflückte Blumen und band ſie darum zu einem Kranze. 3) Hiebey kam ſie nach und nach, wie von ungefähr, zum Fenſter, bückt' und erhob ſich wechſelnd, um mit größerm Vortheil ihre zauberiſchen Reize zu zeigen, und ſang zugleich dies andere Liedchen:

Hier halten mich Amuretten;
O wär' er doch da!
Hier halten mich Amuretten;
Wie pocht es mir da! 4)

Ariſtoteles war außer ſich. Seine entflammten Augen folgten der Schönen in allen ihren Bewegungen. Gierig drangen ſie unter den Mantel, wenn ihn leiſe der Zufall öffnete. Voll Furcht entdeckt zu werden und ſie zu verjagen, wagt er kaum Odem zu ſchöpfen. Hundertmahl räth ihm Vernunft zu ſeinen Büchern zu kehren; hundertmahl zeigt ſie ihm ſeine Runzeln, ſein kahles Haupt, ſeinen knöchernen Leib, geſchickt die Hoffnung zu verjagen und die Liebe zu erſchrecken. Umſonſt ſpricht Vernunft; er gebeut ihr zu ſchweigen. —

Indeß hatte die Schöne den Kranz vollendet, ſchmückte damit ihr Haar, und ſang mit zärtlichem Ton dies dritte Liedchen:

Die Wang' auf ihre Hand gestützt,
Die Tochter eines Königs sitzt
An einer frischen Quelle,
Und seufzt und weint,
Ruft ihrem Freund:
O süßer Freund, von dir entzündet,
Mir Lächeln, Lust und Leben schwindet. 5)

Unbefangen nahte sie am Ende dem Fenster. Der Filosof, der sie unverwandt anstaunte, faßte sie beym Mantel. „Wer hält mich?" rief sie, indem sie sich erschrocken umwandte. — „O süßes Mädchen, derjenige, so ohne dich nicht leben kann, und dir zu Liebe mit Freuden Seel' und Leben, Leib und Ehre preisgäbe!" — Sie stellt sich betroffen über eine Liebe, wovon sie bis jezt nichts geahndet, doch aber nicht unempfindlich, — und beklagt sich mit anscheinender Bitterkeit über die Kälte Alexanders, der, wie alle Liebhaber, durch zuviel Gefälligkeit undankbar geworden. — Bezaubert durch dies Geständniß, weil er sich versprach, der Verdruß werde die Schöne ihm in die Hände spielen, betheuerte ihr Aristoteles, sein ganzes Ansehen aufzubieten, um den Treulosen ihr wieder zu Füßen zu werfen. Aber er begehrte einen Lohn: er bat die Schöne ohne Umstände in sein Zimmer zu kommen. Sie schien sein Verlangen erfüllen zu wollen, foderte aber, bevor sie eine Thorheit begienge, von ihm eine Gegengefälligkeit. Seit längerm nemlich beunruhige sie ein seltsamer Einfall: sie

sier-

sterbe vor Verlangen einmal auf ihm einen Spaziertritt zu machen; und seine Liebe für sie lasse sie keinen Augenblick zweifeln, daß er ihr dies Vergnügen vergönnen werde. — Verblendet durch seine Leidenschaft willigt der Filosof ein, kommt in den Garten, krümmt sich zur Erden und beut ihr seinen Rücken. Glücklicher Weise war ein Sattel bey der Hand; er wird ihm aufgelegt, man bezäumt ihn, die Schöne steigt triumfierend auf, und reitet also über den Rasen, indem sie mit lauter Stimme singt:

So wandelt der, den Liebe reitet. 6)

Alexander fand sich, der Verabredung gemäß, am Fenster. Kaum nahm diese Scene ihren Anfang, so brach er in ein überlautes Gelächter aus. Aristoteles erhob bestürzt sein Haupt, sah den Monarchen, und gestand, nicht wenig beschämt über seine Thorheit und den wunderlichen Aufzug, demüthig, der junge Held verdiene Entschuldigung, daß er der Gewalt der Liebe nicht widerstanden habe.

Dies Beyspiel mag euch lehren, weder die Liebchen noch ihre Liebhaber zu schmähen; denn —

Die Lieb besiegt all Ding der welt,
Als lang sie nit zu hauffe felt. 7)

(Diese Erzählung gehört wahrscheinlich zu denen welche die Fabliers aus dem Arabischen genommen haben. Sie findet sich in den Mèlanges de litter. orient. t. I. unter dem Titel: *le Visir fesse et bridé*. Nur sind hier die Personen ein Sultan, sein Minister und eine Odaliske. Da Herr von Cardonne nur einen Auszug davon gegeben hat. so läßt sich nicht sagen, ob auch die Details in beiden sich gleichen.

Was den alten Dichter bewogen habe, den Wessier mit dem Aristoteles zu vertauschen. ist nicht wohl abzusehen. Zwar ging die Sage, dieser Filosof sey in die Nichte (nach andern die Tochter oder Enkelin) des Hermias, seines Freundes, die er geheirathet, so ausschweifend verliebt worden, daß er ihr sogar habe Opfer bringen wollen. Vielleicht war unserm Dichter diese ärgerliche Anekdote bekannt, und es schien ihm nicht zu viel, einem Manne, der einer solchen Thorheit beschuldigt war, eine andere weniger ernsthafte beyzumessen. Vielleicht wählte er aber den Aristoteles nur deshalb, weil er zu seiner Zeit der Abgott der europäischen Schulen und Universitäten war. Uebrigens beweisen die Erzählungen überall, daß Geschichte und Kritik nicht Sache ihrer Verfasser waren. Oft wählten sie einen berühmten Namen, bloß um ihm die Ausschweifungen ihrer Einbildungskraft anzuheften.

Die

Die Erzählung von Aristoteles hat einiges Glück gemacht. Aeneas Sylvius Piccolomini (nachmaliger Pabst unter dem Namen Pius II.) führt sie, in seiner Liebesgeschichte des Eurialus und der Lukrezia, als ein Beyspiel von der Gewalt der Liebe an. — Sie findet sich in der Bibliothèque amusante et instructive, t. 2. — und in den Historiettes ou Nouvelles en vers, par M. Imbert.

Spranger, Hofmaler Kaiser Rudolfs II, hat im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Gemälde davon gemacht, welches von Sadeler gestochen ist. Der verliebte Alte zeigt sich hier auf allen vieren einherschreitend, das Gebiß im Munde und die Schöne auf dem Rücken, die in der einen Hand den Zaum, in der andern eine Peitsche hält. Aber sie ist ganz nackend. Man hat verschiedene Kopien davon. Die Verkäufer haben ihnen den Namen der Filosof gegeben. Einer von ihnen (in Paris) versicherte mit einem gelehrten Air, es sey die Geschichte des Sokrates und der Xantippe, seiner Ehefrau. Ein Dilettant behauptet in Paris einen marmornen Grupp gesehen zu haben, der dasselbe Sujet vorstellte. In dem Oeuvre de Fr. van Bossuit (starb 1692) findet man eine Nachahmung davon. Venus reitet auf dem Gott Pan, den Amor an einer Halfter zieht.

Noch hat man (von 1777) ein Luſtſpiel ähnliches Inhalts, unter dem Titel: Le Tribunal Domeſtique. Ein Venezianer, der Intrigen und der Koketterie ſeiner Frau überdrüßig, will ein altes röm. Geſetz wieder gelten machen, welches den Männern die Jurisdikzion über ihre Weiber geſtattete. Zu dieſem Behuf verſammelt er die Familie der Angeklagten. Aber eine Zofe ſtört, im Einverſtändniß mit ihrer Gebieterin, dieſes Vorhaben. Der Venezianer iſt heftig in ſie verliebt und verlangt ihr Favori zu werden. Dies Wort erinnert die Zofe an einen Hund gleiches Namens, den ſie verloren zu haben vorgiebt. Sie verlangt von dem Herrn, ſeine Stelle zu vertreten, bindet ihm ein roſenfarbnes Band um den Hals, läßt ihn ſpringen, kläffen ꝛc. Die Entwickelung erräth ſich von ſelbſt. — Wer kennt endlich nicht die Nachahmung des Marmontel: Le Philoſophe ſoidiſant? (Cont. Mor. t. 2. à Londres 1780.)

Anmerkungen.

1) Beobachtung des Koſtum darf von den Fabliers und Romanciers nicht gefodert werden. Mutterwitz und Einbildungskraft, in welchem Maße ihnen dieſe eigen waren, leuchtet aus ihren Produkten durchgängig hervor. Uebrigens waren ſie meiſtentheils vollkommen unwiſſend. Daher finden wir aber auch in allen ihren Dichtun-

Dichtungen, in welche Zeit der Welt, in welchen Winkel der Erde die Scene verlegt seyn mag, ihr Zeitalter mit allen seinen Sitten und Gebräuchen und allen äußern Zufälligkeiten karakterisiert. So hat hier Alexander Ritter und Barone u. s. w., die Indianerin ist blond u. s. w. Oft sind die alten Romane dadurch sehr belustigend.

In dem Mémoire sur les Fabliaux des Grafen von Caylüs (Mémoir. de Litt. t. XXXIV.) verlangt (in dem daselbst gelieferten Auszuge dieser Erzählung) die Schöne, Alexander solle sich, in einen Abbé verkleidet, am Fenster einfinden. Le Grand sagt, er habe den Grund zu dieser Maskerade weder in des Handschrift, wonach Graf Caylüs den Auszug gegeben, noch in zwey davon etwas abweichenden Uebersetzungen finden können. Man sollte meynen, der Verfasser der Memoire habe vielleicht sich der Freiheit des alten Dichters in Absicht des Kostum bedienen wollen, um einen lustigen Zug einzustreuen; wiewohl der Zusatz fast zu ernstlich scheint: „Die Wahl dieser Verkleidung ist wunderlich; ich sehe nicht wohl die Ursach davon; aber die Geliebte verlangt es, und Alexander gehorcht."

Der d. Uebersetzer.

2) An die Stelle des Liedchens im Original ist hier ein anderes aus den handschriftlichen Poesien des Eu-

ſtache Deschamps, mit einigen kleinen Veränderungen geſetzt:

Enfant j'eſtais et jeunette
Quand à l'escole on me mit:
Mais je n'y ai rien appris
Fors qu'un ſeul mot d'amourette;
Et jour et nuit le repete,
Depuis qu'ai un bel ami.

3) *Capiel de fleurs* heißt es im Original. Capiel, capel, chapel (gleiches Urſprungs mit dem teutſchen, Kappe, von caput) nannte man das, was entweder zur Bedeckung oder zur Zierde auf den Kopf geſetzt wurde. Für Ritter und große titulierte Herren (Seigneurs titrés — waren diejenigen die Länder beſaßen, mit deren Beſitz der Titel eines Herzogs, Grafen u. ſ. w. verbunden war) war es ein goldner mit Edelſteinen beſetzter Zirkel. Hierin liegt der Urſprung der Kränze, womit die Wappen bekrönt werden. Joinville ſagt, daß der König von Navarra, bei dem glänzenden Hofe von Saumür mit einem Chapel von feinem Golde auf dem Kopfe ſpeiſte. Unter der Nachgelaſſenſchaft Karls V. fanden ſich unter den Kleinodien zehn Chapels, und es wird ausdrücklich angegeben, aus wie vielen Steinen ſie zuſammengeſetzt waren. Die Frauen trugen ſilberne zum Schmuck. König Johann gab, bey einem

einem Feste, dem König der Menetriers (des musikalischen Völkchens) einen dieser Art. Man machte Blumenkränze für Bräute an ihrem Hochzeittage, und für die Brüderschaften bey großen kirchlichen Ceremonien. Dieser letzte Gebrauch fand noch in unsern Tagen Statt. Als Karl VIII. seinen Einzug in Neapel hielt; setzten ihm die Damen dieser Stadt einen Violenkranz auf. Oft trug man Kränze bey Gastmählern, nach Gewohnheit der Alten; ja, man schmückte damit zuweilen, gleichfalls nach ihrem Beyspiele, Flaschen und Gläser. Eins der Rechte des Konnetable bestand darin, den König bey Tische, mit einem Blumenkranz auf dem Kopf und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu bedienen. Kurz, diese Kränze waren so allgemein gebräuchlich, daß ihre Verfertigung und ihr Verkauf in Paris ein eignes Gewerbe ausmachte. Daher auch der Name Chapeliers für die Verhändler der Koëffüren von Filz. Da Rosenkränze am häufigsten getragen wurden, so war es ein Privilegium Rosenstöcke zu ziehen; woraus beyläufig erhellt, warum sich unter den alten herrschaftlichen Rechten so oft Abgaben von Rosen finden. Die Verhändlerinnen künstlicher Blumen werden noch in ihren Statuten von 1736 Chapelieres en Fleurs geeigenschaftet.

4) Ci me tiennent amoretes,
Douce trop vous aim.
Ci me tiennent amoretes,
Où je tieng ma main,

5)

5) Nach folgenden Verſen bey Barbaſan, wo die beyden letzten Verſe die Abtheilung zu erfodern ſcheinen, die hier gewählt iſt:

Lez (*près*) un vergier lez une fontenelle
Siet fille à Roi ſa main à ſa maiſelle,
En ſoupirant ſon douz ami apele:

Ahī,
Quens (*Comte*) Guis,
La voſtre amor me tot ſolas et ris.

6) Ainſi va qui amors maine.

7) Amors vainc tot et tot vaincra,
Tant com cis ſiecles durera.

Ohne Kenntniß der Vorurtheile jenes Zeitalters über die Liebe würde es auffallend ſeyn, den Dichter, nachdem er ſeine Erzählung als ehrbar und geſchickt beſſer und weiſer zu machen angekündigt, mit dieſer erotiſchen Moral hervor treten, und von einem Gegenſtande, welcher Furcht vor einer ſo gefährlichen Leidenſchaft einflößen ſollte, gerade die entgegen geſetzten Lehren herleiten zu ſehen. Aber man muß bey dieſen Erzählungen nie vergeſſen, daß damals Liebe nicht nur als keine Schwachheit, ſondern vielmehr als eine Tugend, als eine nothwendige Eigenſchaft betrachtet ward, weil ſie es war, die zu großen Dingen anſpornte. In den Romanen der Zeit hat jeder Held eine Geliebte, und junge Ritter ſeufzen, noch keine That gethan zu haben, die ſie würdigte

digte zu lieben und geliebt zu werden.“ (Rom. de Cleriadus) Die Gunst oder die Liebe einer Schönen sind oft die Belohnung und fast immer der Beweggrund einer glänzenden Handlung. In einer Erzählung macht man einer Frau den Vorwurf, daß sie einen häßlichen Ritter begünstige. „Er ist so brav, erwiedert sie, daß ich sein Gesicht nicht betrachtet habe.“ (Dieselbe Antwort, welche Ludwig XIV. der Herzogin von Bourgogne gab, da sie sich über die Häßlichkeit eines Officiers lustig machte: „Madame, er ist in meinen Augen einer der schönsten Männer meines Reichs; denn er ist einer der bravsten.)

Sans aimer nul ne peut à grant honneur venir;
Si doist estre amoureux qui grant veult devenir.

Ohn liebe keins gelangt zu großen ehr'n auf erden;
Drum muß verliebet seyn wer groß verlangt zu werden.

Dies ist die Lehre der Dichter; und man wird gestehen, daß, in dieser Hinsicht, eine Leidenschaft, welche Helden gebar, wenn sie auch oft durch menschliche Schwäche in Ausgelassenheit ausartete, doch in ihren Quellen uns endlich schätzenswerth war. Unglaublicher möcht' es manchem scheinen, daß sie sich auf eine besondere Art mit der damaligen Religion verschwistert hatte. Pflichten gegen Gott, Pflichten gegen die Frauen — darauf läuft

läuft im Grunde der ganze Katechismus hinaus, den man dem damaligen Adel beybrachte. „Er liebte die Ehre über alles (Vie de Louis III, Duc de Bourbon) beobachtete auch die guten Sitten, und war ein sehr liebevoller Ritter, erstlich gegen Gott, hernach gegen alle Frauen und Fräulein; und so hielt er's sein Lebe lang. (Il aimait l'honneur sur-tout; bien regardait aussi les bonnes moeurs — et fut un Chevalier fort amoureux, premièrement envers Dieu, après envers toutes Dames et Demoiselles; et ce a usé tout son tems.)

Einen Schatz der interessantesten Bemerkungen und Anekdoten über Religion und Galanterie der Ritterzeit findet man in den Mémoires sur l'ancienne Chevalerie, par M. de la Curne de Sainte-Palaye, S. Mémoir. de Litt. Vol. XXXIV, XXXV.

III.

Ueber den Gebrauch der Fikzionen in der Filosofie.

Der neueste Einfall in der filosofischen Welt, die Filosofie (aus sehr begreiflichen Gründen) nicht mehr

mehr als mögliche Wissenschaft, sondern bloß als Idee einer Wissenschaft überhaupt zu behandeln, ist, hätte er auch keine höhere Prätension als die, welche man seinesgleichen in der Filosofie gern zugesteht, wenigstens bey ihrem gegenwärtigen Zustande immer merkwürdig und wichtig genug, um eine Untersuchung und Prüfung zu verdienen.

Das Neue, Freye und sogar Genialische, welches er in die Methode zu filosofieren bringt, — die Aufhebung aller mühsamen Untersuchungen über die letzte Quelle unserer Erkenntnisse, und der nach jener möglichen Bestimmung der Bedingungen ihres Umfangs sowohl als der Gültigkeit ihres Gebrauchs — sind in der That so empfehlende und glänzende Anerbiethungen, daß es, wofern Filosofie nur selbst dabey übrig bliebe, nicht wenig Selbstverläugnung kosten würde, seine Annahme zu verweigern.

In wie fern aber nach diesem Geschmacke im Filosofieren, die Filosofie nicht als eine durch Entdeckung und Aufstellung eines Systems ihrer Principien darstellbare, sondern bloß als die Form einer Wissenschaft überhaupt, oder als die logische Vollkommenheit unserer Erkenntnisse bearbeitet und gesucht wird, — dieses aber, aller Vermuthung nach, nur als Zweck einer schon (in Ansehung eines Systems ihrer Principien) vollende-

ten

ten Wissenschaft angesehen werden kann; (denn in dieser kann allein das Geheimniß der Bedingung der Möglichkeit eines Systems unserer Erkenntnisse enthalten seyn) — in so fern kann man schon zum voraus berechnen, daß dieser sonderbare Einfall kein sonderliches Glück in der Filosofie machen werde.

Denn gesetzt auch, Filosofie müßte schon ihrem Begriffe nach zugleich die Form einer Wissenschaft überhaupt beabsichten, so sind doch ihre Principien und die systematische Verbindung derselben (das was uns überhaupt noch zur Vollendung der Filosofie als Wissenschaft fehlt) eben dasjenige, wodurch jene Beziehung allererst möglich wird. — Wahrhaftig, Filosofie muß erst als Wissenschaft da seyn, bevor auch nur an ein System in unsern Erkenntnissen im Ernste gedacht werden kann. — Denn woher will man es wissen, daß in unseren Erkenntnissen noch kein System sey, wenn die Möglichkeit der Einsicht der Bedingungen desselben nicht wiederum eine (nicht bloß hypothesische, sondern) nothwendige Erkenntniß ist?

Diese kann aber, in so fern sie Gegenstand einer Wissenschaft ist, weil sie die Möglichkeit der Erkenntniß betrift, nur Gegenstand der Filosofie als Wissenschaft seyn. —

Es ist daher zwar allerdings richtig, daß man keine nothwendige und allgemein gültige Regeln bestimmt angeben könne, wie ein Ganzes der Erkenntniß, bloß formell betrachtet, hervorzubringen sey; allein es ist unrichtig, wenn man daraus auf die Darstellbarkeit einer Filosofie als Wissenschaft schließt, weil die Bestimmung der Principien unserer Erkenntnisse, als conditio sine qua non ihres innern Gliederbaues in einem möglichen System, eben dasjenige ist, was sich (in einer wissenschaftlichen Filosofie) als Mittel auf die logische Vollkommenheit unserer Erkenntnisse, als auf ihren Zweck, (der doch überhaupt möglich seyn soll) bezieht. — Nicht die Form des Ganzen der Erkenntniß ist darstellbar; wohl aber die Principien der letztern durch ihre systematische Verbindung in einer Wissenschaft. — Eine mögliche Bestimmung dieser Wissenschaft setzt aber nicht selbst wiederum schon eine Wissenschaft, sondern bloß die Idee einer Wissenschaft zum Behuf der Einheit ihrer Principien, voraus. — Es ist daher vergebens, von einer Bearbeitung der Filosofie als Form einer Wissenschaft überhaupt zu sprechen, weil dieser Ausdruck (wenigstens jetzt noch) gar keine Bedeutung hat, die in Ansehung des Interesse der Filosofie brauchbar und fruchtbar wäre.

Zum Beweise und zur nähern Einsicht in diese Behauptung werde ich daher über die Methode, die sich eine solche Vorstellungsart von Filosofie in

ihrem Geschäfte nothwendiger Weise erlauben muß, und über ihren Werth oder Unwerth für diese Absicht einige Anmerkungen machen.

Zuvörderst bemerke ich, daß es bey dieser Vorstellungsart nicht darauf ankömmt, ob und was für einen Grundsatz man seinem Verfahren zum Grunde lege; weil, — da es hier gar nicht um die Einsicht der Quelle der Ueberzeugung von seiner Wahrheit, noch um die Begreiflichkeit in Ansehung des Zusammenhangs mit den übrigen Gründen und ihrer Möglichkeit zu thun ist, — es in Ansehung seines Zwecks einerley ist, wie und was man aus ihm folgere, mithin auch in Absicht seiner Tauglichkeit. — Hiezu taugt nun was man will, wenn nur der Gebrauch desselben für die systematische Einheit unserer Erkenntnisse von fruchtbaren Folgen ist; und Fikzionen sind nach diesem Verfahren nicht bloß zulässig, sondern, in Ansehung der großen Fruchtbarkeit ihrer Folgen, zum Behuf der Herstellung einer Filosofie sogar unentbehrlich. Selbst die Berufung auf die Leibnitzische Monadologie und auf den Umfang ihrer Erkenntnisse gilt hier nicht allein für die Niederschlagung alles Verdachtes und aller Zweifel, sondern sogar für ein Mittel, dem Gebrauch der Fikzionen zum Geschäfte der Filosofie ein filosofisches und klassisches Ansehen zu geben. Die höchste systematische Form, welche die Filosofie durch sie gewonnen haben soll, giebt nach diesem

den

den auffallendsten Beweis von der Tauglichkeit der Fikzionen in dieser Wissenschaft.

Allein ich sollte glauben, die Systeme eines Spinoza, eines Locke, eines Plato und Aristoteles verbänden nicht weniger in ihren Wissenschaften eine höchste systematische Form. Sind sie aber darum Fikzionen? oder, weil sie keine Fikzionen sind, sind sie darum weniger Systeme? — Vielmehr dächte ich, z. B. Spinozens System enthielte, in einem viel höheren Grade als das Leibnitzische, Einheit und die vollkommenste Form einer Wissenschaft. In der That, was kann höhere Vollkommenheit eines Systems begründen als die Annahme einer einzigen, höchsten und absoluten Substanz, woraus alles Mögliche und Wirkliche, als relativ und bedingt, auf das sicherste, vollständigste und gründlichste deduciert und bestimmt werden kann? Und was will man aus diesem Gesichtspunkte mit Grunde dagegen einwenden? Allein da die Einbildungskraft unerschöpflich ist, so hielt es nicht schwer, auch hierin genialisch zu Werke zu gehen, und von aller schon bekannten Methode abzuweichen. Der Weg aber, der zur Sicherheit gegen alle die verhaßten und verwirrenden Einsprüche *quid juris*? gewählt werden muß, ist folgender:

1) Man sagt, weil die Untersuchung der besondern Quelle unsrer Erkenntnisse und Vorstellungen

nach ihren Bedingungen und ihrem Unterschiede einen bestimmten Begriff von den Vermögen und Objekten, worauf diese Untersuchung fallen möchte, voraussetzt, ein solcher aber (weil wir weder unser denkendes Wesen an sich, noch die Objekte außer uns selbst, so nahe kennen als es hiezu erforderlich wäre) unmöglich ist: so muß hier eine andere Methode gewählt werden als diejenige, welche die Kritik befolgt; und diese geht aus von dem Begriffe des Denkens eines Objektes überhaupt.

Dagegen könnte man nun freylich einwenden, daß die Bestimmung der Quelle unserer Erkenntnisse nicht außer dem Begriff des denkenden Wesens und der Objekte außer uns, als Dinge an sich, beruhe, weil dieser, da er überhaupt nicht möglich und zur Absicht der Untersuchung über die Quelle unserer Vorstellungen gänzlich untauglich ist, erst durch dasjenige bestimmt werden kann, was sich in den, in der Erfahrung enthaltenen Elementen unsrer Erkenntniß in Ansehung einer jeden Quelle der letztern eigenthümliches und unterschiedenes entdecken läßt, — und daß mithin der vorgebliche Mangel jener Einsicht nicht auf einer nothwendigen und gegründeten, sondern auf einer unwichtigen und ungegründeten Foderung in Ansehung der Bestimmung der Quelle unserer Erkenntnisse beruhe, weil wenigstens das Nothwendige in unsern Erkenntnissen und der Unterschied ihrer

Be-

Bestandtheile einen Grund zur Verschiedenheit und zur Bestimmung ihres Ursprungs abgiebt.

Allein da diese Bemerkung nach jenem Verfahren in Ansehung der systematischen Einheit unserer Erkenntnisse, worauf dabey alles ankommt, vielleicht nichts entscheidet: so mag man sie hier auch nur bloß für gelegenheitlich und zu andern Absichten brauchbar ansehen. Ferner muß man (nach dem Begriff dieser Methode), zum Behuf dessen, was wegen den unvermeidlichen Schranken unseres Erkenntnißvermögens nicht erklärbar zu seyn scheint, alle in besonderen Erkenntnissen (in der Mathematik und Naturwissenschaft) mit Erfolg gebrauchte Methoden so allgemein als möglich machen, und sie nachher zur Bestimmung neuer besonderer Erkenntnisse gebrauchen. Dadurch nähert sich die besondere Erkenntniß, in Ansehung der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit, immer der allgemeinen, und die sonst unfruchtbare allgemeine Erkenntniß wird zur Bestimmung besonderer Erkenntnisse immer tauglicher gemacht.

Hierauf ist nun, wie ich glaube, zu antworten: daß diese Methode — gesetzt auch, die größten und glücklichsten Erfindungen in der Mathematik und Naturwissenschaft hätten ihr Daseyn dem Gebrauche derselben zu verdanken — entweder jenen Wissenschaften ursprünglich zukomme (wie in der Mathematik) oder abgeleitet sey, und bloß auf der

Abhängigkeit ihrer Erkenntnißart und ihrer Principien (wie in der Naturwissenschaft) beruhe; wodurch aber eben darum der Gebrauch dieser Methode und ihre Zulässigkeit bloß auf diese Wissenschaften eingeschränkt wird. So lange also kein befriedigender Grund zur Rechtfertigung ihres Gebrauchs außer diesen Wissenschaften (welcher hier keineswegs in der Gleichartigkeit der Erkenntnißart, oder in der Abhängigkeit gewisser Principien enthalten seyn kann, da dieses wechselseitige Verhältniß zwischen jenen Wissenschaften und der Filosofie gar nicht Statt findet) angegeben werden kann, ist auch dieser Rath vergebens, und es ist keineswegs erlaubt, diese Methode auch in der Filosofie anzuwenden, weil es sonst zu besorgen wäre, dieselbe durch eine widernatürliche Behandlungsart gänzlich einzubüßen.

2) Da die Mathematik ihre Schlüsse an der reinen Anschauung fortführen kann (und in so fern das Subjektive der Gegenstände ihrer Konstrukzion von dem Objektiven genau unterscheidet): so läßt sich ihre Methode auf die mannichfaltigste Art modificieren, und sie kann nach diesem sogar ihren Fikzionen (in wie fern sie Modifikazionen ihrer Methode sind) in der Einbildungskraft Realität geben. — Daß es sich aber in der Filosofie, in Ansehung jener Bedingung, mithin auch in Absicht des Gebrauchs dieser Methode, gerade umgekehrt verhält, — bedarf wohl keiner Bemerkung.

3)

3) Hieraus folgt, daß, — da die Gültigkeit des Gebrauchs einer besondern Methode nach den Gesetzen der einer jeden Wissenschaft eigenthümlichen Erkenntnißart bestimmt ist, — der aus ihr entspringende glückliche Erfolg nicht sofort bey ihrer Anwendung auch in andern Wissenschaften erwartet werden könne; weil nach den Gründen ihrer Erkenntnißart auch die Bedingungen des Gebrauchs ihrer Methode verschieden sind.

4) Die Steigerung und Allgemeinmachung der besondern Methoden steht gar nicht im Verhältnisse der Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit unsrer Erkenntnisse; weil jene, als ein bloß subjektives und logisches Princip, nur die systematische Einheit derselben betrift, und mithin, da ihre Anwendung nur in einer schon vorhandenen Wissenschaft möglich ist, (weil ich außer dem nicht wüßte, ob die zu einem System zu verbindenden Glieder der Erkenntniß schon nach einem äußern Princip zusammen hängen und als solche bestimmt sind oder nicht, — in welchem Falle sie aber zu keinem System taugen würden) — in Ansehung der Realität unserer Erkenntnisse und ihrer objektiven Einheit gar nicht konstitutiv ist. Dann erst, wenn bereits Filosofie als Wissenschaft existiert, kann zum Behuf der Erfindung eines Princips des Mannigfaltigen unserer Erkenntnisse und ihres systematischen Zusammenhanges, eine durch die Gesetze ihrer Erkenntnißart jener ähnliche Methode gebraucht, und die Regel,

welche sie enthält, der Allgemeinheit immer näher gebracht werden.

Man sieht also ohne weiteres, daß bey dieser Methode im Filosofieren das Streben zum Filosofieren zwar immer eine ganz vorzügliche Rolle spielen werde; eine Filosofie als Wissenschaft aber, mithin auch die Progressen dieses Strebens, dadurch selbst niemals möglich seyen.

Die Vernachläßigung dieser Bemerkung führt nun natürlich genug auf den Einfall und zugleich auf das Bedürfniß, die Filosofie bloß als Form einer Wissenschaft überhaupt zu behandeln, und dadurch die logische Vollkommenheit unserer Erkenntnisse (ein Problem dessen Auflösung selbst unendlich ist) eher zu Stande zu bringen, als man die Principien der letztern und die Bedingungen ihres Gebrauchs einsieht, und mithin, ehe man überhaupt ihre Möglichkeit untersucht hat. Die Folgen dieser Vorstellungsart aber sind:

1) Da man unsere übrigen zerstreuten Erkenntnisse in ein System bringen will, ohne ihre Quelle und Principien, wodurch sie selbst möglich sind, und ohne die nur durch diese Einsicht mögliche Bestimmung ihrer Gründlichkeit an sich und ihrer Tauglichkeit zu einem System genau zu kennen: so muß man hier, — weil sich die Nachfrage nach ihm und der Drang zur Vollendung nicht verlieren, und, was

hiebey

Hiebey das schlimmste ist, keine Filosofie als Wissenschaft, wodurch die Richtung dieses Verfahrens bestimmt werden könnte, vorhergeht, — zu dem Gebiet der Einbildungskraft seine Zuflucht nehmen, um ihre Fikzionen zur Absicht der Verknüpfung unserer Erkenntnisse zu gebrauchen; wodurch aber nur ein erdichtetes System ohne Harmonie, ohne Einheit seines innern Gliederbaues, und mithin ohne irgend einen möglichen begreiflichen und zureichenden Grund zu Stande gebracht wird.

2) Was man sich auch von unserem denkenden Wesen, von seinem Streben ins Unendliche, — von der Vermehrung seiner Thätigkeit durch einen objektiven Grund der Erkenntnisse, worauf es bey allen seinen Handlungen sieht, für einen Begriff machen mag, so ist doch alle Realität seiner Erkenntnisse bloß auf Erfahrung eingeschränkt; und es ist vergebens, mit unserem Skeptiker den wirklichen Gebrauch der synthetischen Principien der Erfahrung bey einem Erfahrungsobjekt — z. B. bey einem durch empirische Merkmale bestimmten Verhältnisse von Ursache und Wirkung — darum zu läugnen, weil es, aus Mangel eines bestimmten Kriteriums, auch nach den Gesetzen der reproduktiven Einbildungskraft erklärt werden könnte; da doch die Realität der Erkenntniß dieses Objekts in Beziehung auf alle übrige Objekte der Erfahrung das sicherste Kriterium des wirklichen Gebrauchs des Princips von Ursache und Wirkung a priori ist,

und außer diesem — da dasjenige, was durch ein nothwendiges Princip erklärt werden muß, durch kein zufälliges erklärt werden darf — Erfahrung als solche unmöglich wäre.

Bekennt man sich nun für dieses skeptische System, so hat man keine andere Wahl als entweder alle Realität unserer Erkenntniß zu läugnen, (weil diese in der That bloß auf mögliche Erfahrung eingeschränkt ist) oder man muß mit ihm ein Princip erfinden, wodurch alle Realität der Erfahrungserkenntniß und die Beziehung unserer Verstandesgesetze auf die letztere völlig aufgehoben, und bloß auf diejenige Wissenschaft eingeschränkt wird, worin jenes Princip allein seine Anwendung hat. In diesem Falle aber ist es (wenn es um ein System in unseren Erkenntnissen zu thun ist) nothwendig, sich zu seiner Absicht der Fikzionen zu bedienen, um dasjenige, was gegen die Natur und gegen die ursprüngliche Beziehung unseres Erkenntnißvermögens in seinen Erkenntnissen verloren geht, — durch Erdichtungen und Einfälle zu ersetzen.

Hieraus folgt aber nicht, daß Fikzionen darum, weil sie zur Herstellung einer Filosofie in konkreto untauglich sind, überhaupt zu gar keiner Absicht in der Filosofie brauchbar seyen, und also auch nicht unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen in ihr eine Funkzion, zwar nicht als konstitutive, aber doch als regulative Principien, ver-

vertreten könnten. Denn die Vernunft bringt durch die Natur ihrer Handlungsweise Begriffe hervor, die, in wie fern sie nicht in einem ihnen korrespondierenden Erfahrungsobjekt dargestellt werden können, Ideen heißen, und sich auf eine nothwendige Art auf die Einheit unserer Verstandeserkenntnisse beziehen. In wie fern sie nun selbst kein Objekt bestimmen oder in keinem als enthalten gedacht werden können, kann man sie Fikzionen nennen. Es ist aber hier ein Unterschied zwischen Fikzionen — zwischen den letztern, die ich nothwendige Vernunftbegriffe nannte, und den erstern, worauf sich der Einfall bezieht. Ich werde mich daher über beyde näher erklären.

Fikzionen stehen, als regulative Principien unserer Untersuchung, oder (wenn man die von der letztern Art gar nicht regulative nennen will) als Erdichtungen überhaupt, in einem zwiefachen Verhältnisse zu unserem Erkenntnißvermögen. Entweder sie haben einen nothwendigen Grund in der Vernunft, und heißen, — in wie fern sie zwar ursprünglich keine Fikzionen sind, aber als solche doch in Beziehung auf den Verstand gebraucht werden — Ideen, oder sie haben bloß einen Grund in dem Erdichtungsvermögen, und heißen, — in wie fern sie als solche in Ansehung des Verstandes willkührlich sind, — ursprüngliche Fikzionen.

Was nun die Fikzionen in ersterer Bedeutung betrift, so habe ich schon bemerkt, daß sie ursprünglich

lich bloß Vernunftbegriffe und nur in ihrem (theoretischen) Gebrauche Fikzionen genannt werden können, in so fern aber, wenn auch subjektive, doch nothwendige Regeln für den Verstandesgebrauch enthalten.

In wie fern es nun Filosofie mit den Objekten ihrer Erkenntniß zu thun hat, und sie nur selbst durch die Beziehung ihrer Principien auf diese (reale) Objekte Wissenschaft ist, (denn außer dieser Beziehung haben ihre Principien gar keine Realität) in so fern sind jene Ideen als regulative Principien von keinem Einflusse; sie haben aber doch, da sie den Begriff einer Wissenschaft, als eines Ganzen der Erkenntnisse (formaliter) enthalten, in ihr Gültigkeit und Gebrauch.

Ganz anders aber verhält es sich mit denjenigen Fikzionen, welche ich ursprüngliche genannt habe. Denn diese haben gar keinen filosofischen, in der Natur unseres Erkenntnißvermögens gegründeten Ursprung; sie sind vielmehr ganz willkührlich, und ihr Verhältniß zu unserem Erkenntnißvermögen ist bloß hypothetisch.

Nun hat aber die Filosofie vor allen übrigen Wissenschaften die Verbindlichkeit, alle ihre Principien, die sie als Regeln für Methoden geltend machen will, so weit als möglich zu deducieren, und nach dieser Operazion die Bedingungen ihres Gebrauchs

brauchs sowohl als die Gültigkeit ihres Umfanges zu bestimmen. Keines von beyden ist ihr bey dem Gebrauch der Methoden von der letztern Art möglich; weil, was das erste betrift, zu diesen, da sie ihren Ursprung nicht in der Vernunft, sondern im Erdichtungsvermögen haben, neue Fikzionen erforderlich wären, um den Gebrauch derselben zu rechtfertigen; und, in Betracht des anderen, es eben so unmöglich ist, etwas über die Bedingungen ihrer Gültigkeit und den Umfang ihres Gebrauchs a priori zu bestimmen; weil man erst durch ihren Gebrauch erwarten muß, wie und wie weit sie zu gebrauchen sind.

Ferner bemerke ich, daß wir bey dem Gebrauch der Fikzionen als Methoden, — da wir ihre innere Zweckmäßigkeit, d. i. ihren Zusammenhang mit einer Vernunftidee zu einer bestimmten Wissenschaft nicht kennen, und mithin, wie sie mit Erfolg in dieser gebraucht werden können, nicht einsehen — niemals von ihrer Tauglichkeit versichert sind; weil es ungewiß ist, in welcher zufälligen Verbindung sie anderwärts auf eine vortheilhafte Art gebraucht worden sind. — Denn z. B. der Idee einer einzig möglichen Filosofie als Wissenschaft liegt auch nur eine einzig mögliche, durch die Natur ihrer Erkenntnißart bestimmte Methode zum Grunde, wobey mithin der Gebrauch fremder, obgleich in anderen Wissenschaften mit Erfolg gebrauchter Methoden, immer zufällig und blindlings gewagt wäre; weil Filosofie gleichsam selbst eine ursprüngliche und sich

auf

auf alle übrige Wissenschaften, als solche, beziehende Methode ist. Denn in unsern Erkenntnissen ist nur in so fern Methode und Wissenschaft, als Filosofie in ihnen enthalten ist. — Es wäre daher höchst widersinnig, durch den Gebrauch fremder Methoden im Filosofiren eine Filosofie erwarten zu wollen. Hieraus folgt aber, daß jeder Gebrauch einer künstlichen oder fremden Methode in der Filosofie, in Ansehung des Gesetzes ihrer Erkenntnißart, eine Fikzion sey.

Fikzionen (ursprüngliche) können also weder als Principien zu Erklärungsgründen noch als Methoden zur Beförderung des Gebrauchs unseres Erkenntnißvermögens in filosofischen Untersuchungen dienen. Denn was das erste betrift, so ist der Karakter eines Princips in der Filosofie absolute Gültigkeit. Bey den Fikzionen ist es gerade der umgekehrte Fall. Sie dienen aber auch nicht zur Beförderung unseres Verstandesgebrauches überhaupt; weil ihre Beziehung auf seine Handlungsweise nicht nothwendig sondern erdichtet, und mithin willkührlich und zufällig ist, d. h. sie enthalten nicht den nothwendigen Grund der systematischen Einheit unserer Erkenntnisse, sondern bloß ihre zufälligen Bedingungen; oder besser, sie enthalten, — da jene ohne einen nothwendigen Grund nicht denkbar ist, — gar keinen.

IV.

Digitized by Google

IV.

Betrachtungen über Aufruhr und bürgerliche Unruhen.

— — tanta est discordia fratrum!

Ovid.

Wenn wir den Schauplatz betreten, wo uns die Geschichte die lange Reihe der Begebenheiten und Veränderungen unter dem Menschengeschlecht von Jahrhunderten zu Jahrhunderten vor Augen stellt, so sehen wir unter allen Völkern, nicht ohne Bewegung des Herzens, die schrecklichen Scenen innerlicher Zwietracht und wilden Aufruhrs, die Empörung der Unterthanen gegen Obrigkeiten, der Kinder gegen Eltern, Brüder gegen Brüder, Bürger gegen Bürger.

Ordnung und Freyheit, Sicherheit und Ruhe verfallen; die Bande der menschlichen Gesellschaft werden zersprengt, das Gebäude der Glückseligkeit stürzt dahin, und begräbt unter seinen Trümmern den Bösewicht und den Guten. Aber noch tröstet uns hierbey das Bewußtseyn, daß sie vorüber sind, diese Auftritte des Grausens. Sie sind hinweg gerafft

rafft von dem zerstörenden Tod, die unruhigen Empörer, voll Wildsinn und Ehrgeitz und Rache, und schlafen nun friedlich neben den Unglücklichen in dem Schoß der mütterlichen Erde, einst dieser Leidenden Hoffnung, jetzt ihre Freystätte.

Glücklich wären wir Nachkommen, die wir die Vorzeit mit dem Namen des wilden jugendlichen Zeitalters und der Barbarey übermüthig bezeichnen, wenn jene Geschichten schreckende Bilder für uns würden, immer uns gegenwärtig, immer mächtig genug, uns vor diesen Verirrungen zu bewahren; wenn jene Thorheit uns Weisheit und Mäßigung lehrte. Aber Thorheiten der Väter sind für ihre Kinder verloren, und Beyspiele bessern niemand — sagt der große König in seinen unsterblichen Werken.

Mehr als jemals scheint sich zeither ein Geist der Unruhe und Wildheit über das Menschengeschlecht zu verbreiten. In der alten und neuen Welt, in Ländern und Ländchen, sah man, von Zeit zu Zeit, sich wilde Haufen unter die Sturmfahnen des Aufruhrs versammeln, und Schrecken und Jammer verbreiten. Aus dem süßen Traume einer dämmernden Aufklärung wird das Herz des Menschenfreundes durch die laute Stimme der Empörung aufgeschreckt; er sieht vor seinen Augen jene grausende Scenen sich erneuern, sieht Fanatismus und Unbändigkeit ihr flammendes Schwert über Städte und Länder

der schwingen, Sitten und Gesetze vernichten, und Freyheit und Tugend von den Schauplätzen der Mordlust und Zerrüttung entfliehen, wo Zügellosigkeit und Wahnsinn über den Leichen der Bürger bewaffnet schwärmen, und über die Zernichtung des bürgerlichen Glücks, wissentlich oder aus Irrthum, triumfieren.

Ich wende mich ab von diesen traurigen Bildern, um mit ruhigerer Stimmung einige Ursachen dieser Selbstvergessenheit der Menschenwürde und Menschenbestimmung zu betrachten.

I.

Eine der allgemeinsten Quellen des Aufruhrs ist Theurung und Hunger; es ist der fürchterlichste Feind unserer Existenz. Kein Wunder, daß es mit steigender Noth von Klagen zum Murren, von Murren zur Empörung und Verzweiflung kömmt. Unsre Erhaltung, unser Selbstgefühl ist es alsdann einzig, was uns beschäftigt, und gewisser Maßen die gewaltsamen Ausbrüche und Mittel der aufs äußerste gebrachten Menschheit entschuldiget. Hungersnoth trift diejenigen Volksklassen am meisten, welche bey der Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nichts verlieren, wohl aber viel gewinnen, wenn sie die gereitzten Begierden, mit aller ihnen eignen Roheit, auf die kürzeste Art, welche ihnen immer die beste ist, befriedigen kön-

nen. Dann schwindet Ansehen und Hoheit, schwindet vor der Ahndung einer natürlichen Gleichheit; und voll Vertrauen auf das erwachte Gefühl physischer Kräfte, suchen sie den Großen Reichthümer und Wollüste zu entreißen, in deren Schoße diese, oft zu gleichgültig gegen das Schicksal der mit den ersten Bedürfnissen ringenden Menge, schwelgen. Eben um deswillen ist in großen Städten, wo Ueberfluß und Mangel zusammentreffen, wo Gelächter des Uebermuths aus stolzen Palästen und Seufzer aus niedern Hütten zu Einem Himmel emporsteigen, der Ausbruch größer und gewaltsamer, als in den Wohnplätzen der Mittelmäßigkeit, wo alle unter der gemeinschaftlichen Noth zu erliegen scheinen. Allein diese Wirkungen, wenn sie nicht das Werk eines tiefern Planes und arglistiger Urheber sind, welche diese Gelegenheit zu Erreichung ihrer Absichten zu benutzen trachten; oder, wenn nicht mehrere Ursachen des Mißvergnügens mit der Regierung vorhanden sind, die nur einer Veranlassung zum Ausbruch bedürfen — diese Wirkungen, sage ich, sind vorübergehend, wie ihre Ursache, und bringen für sich selten eine gänzliche Revoluzion oder Zerrüttung hervor. Sie werden vielleicht aber auch eben deswegen so bald nach ihrem Uebergange von denen vergessen, deren Pflicht es wäre, diesem Uebel für künftige Fälle zu begegnen, und es in seiner Quelle zu dämmen.

2.

2.

Eine andere Ursache von Unruhen sind die Neuerungen und Verletzungen alter Gewohnheiten und Rechte. Nur gar zu leicht vermischt man beyde Ideen, und sieht in jeder Neuerung eine Verletzung hergebrachter und — eingebilderer Gerechtsame; so wie man dagegen von Seiten der Obrigkeit unter mancher wahren Verletzung dieser Gerechtsame nur einen verjährten Misbrauch durch eine löbliche Neuerung zu verdrängen glaubt. Diejenigen, die für ihr Interesse durch irgend eine Einrichtung oder Abänderung etwas befürchten zu müssen glauben, sind beflissen den Verlust ihrer Privatvortheile als allgemeinen Verlust zu bewehklagen, und den großen Haufen durch Geschrey von Unterdrückung und Schaden in Bewegung zu setzen; welches auch desto leichter gelingt, wenn die Veränderung, welche Individuen trift, mittelbare Folgen und Einfluß auf den Nahrungsstand der Menge zu haben scheint. Auch Neuerungen an sich und ohne Beeinträchtigung der Privilegien und Rechte können schlimme, gefährliche Folgen haben; denn nur zu sehr sträubt sich die träge Gewohnheit, eifersüchtig auf die Erhaltung ihres unfürdenklichen Besitzstandes, wider alle Veränderung, die ihre Lieblingsgebräuche angreift, und läßt sich nicht leicht zu einer Einrichtung bewegen, die in den mit dem Nazionalkarakter, Klima, Verfassung u. s. w. eng verknüpften und verjährten Sitten und Handlungsweisen

weisen eine Revoluzion bewirken soll. Nach aller Mühe Peters I. *) tragen noch Neun Eilftel Russen ihre Bärte, deren Verlust ihnen den Sturz der Religion nach sich zu ziehen schien, und die Spanier wollten (wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt) in den Jahren 1760 oder 1770 eher ihre Ruhe und ihr Leben in Gefahr setzen, als ihre Mäntel und runden Hüte ablegen. Mit einem Heldenmuth, als Republikaner kaum bey Verfechtung ihrer Freyheit beweisen, behaupteten einst die römischen Damen ihre Moden und ihren Schmuck gegen das Appische Gesetz, so daß es auch ein Kato nicht aufrecht zu erhalten vermochte; andere Beyspiele zu geschweigen, welche die Geschichte häufig erzählt und die Gegenwart nicht selten vor unsere Augen bringt. Eine zweckmäßige Sammlung der merkwürdigsten Ereignisse dieser Art dürfte daher sehr wünschenswerth und belehrend seyn.

Die Folgen der aus solchen Ursachen entstandenen Bewegungen sind wohl bedenklicher als jener aus Hungersnoth. Eine segenreiche Erndte vertilgt bald alle Spuren des Jammers, und Hofnung und Frohleben kehrt mit der Freygebigkeit der Erde zurück. Aber gelingt es im andern Fall der Regierung ihre Neuerung durchzusetzen, so hat sie sich wenigstens die, welche am meisten leiden, und deren Anhang zu Feinden gemacht, welches in Aristokratien, und wo Zunft- und Fabrikgeist herrscht, und

*) S. Coxes Reisen durch Rußland.

und viel Privatreichthum vorhanden ist, eine genaue Beherzigung verdient. Diese werden geschäftig seyn, das Mißvergnügen zu unterhalten, die Fehler der Neuerung heraus zu heben, und das Gute derselben, so viel möglich, durch ein verdächtiges Geschrey zu verhindern. War aber die allgemeine Stimme des Volks ein unüberwindliches Hinderniß für den Fortgang der Sache gewesen, so schwächt der gescheiterte Plan das nöthige Ansehen der Obrigkeit; der gekränkte Stolz derselben erlaubt sich dagegen vielleicht einige Rache, und so entsteht der Keim eines Mißtrauens im Volk, dem jede Maßregel der Obern verdächtig wird, und das jedem ihrer Schritte Hindernisse bereitet.

3.

Aber weit ernsthafter wird das Gemüth, wenn es sich zu den Auftritten wendet, womit Fanatismus, von Schwärmerey und Aberglauben begleitet, und langwierige Despotie Länder und Nazionen geängstiget und Staaten ins Verderben gestürzt haben. Die Geschichte stellt uns meines Wissens nicht viel wichtige Beyspiele des Fanatismus unter jenen berühmtern Völkern, den Griechen und Römern, auf; vielleicht, weil ihre Religionsgrundsätze mehr in den Schranken des Zeremoniels und der Spekulazion, ohne Einfluß auf das bürgerliche Leben blieben, oder Priesterthum und Politik in engem Bunde standen. Es scheint demnach der Flek-

ken spätererer Zeiten, eine verkannte edelste Religion zu misbrauchen, die Freyheit, die sie lehrte, in Tyranney über Verstand und Gewissen, die göttliche Bruderliebe und Duldung in Haß und Verfolgung zu verwandeln.

Nichts ist fähiger auf das trotzige und verzagte Ding, das menschliche Herz, bey dem rohern Haufen zu wirken, als giftiges Ausstreuen von Ketzerei, von Untergang der Religion u. s. f. Leicht und heftig ergrimmt das Volk, das vielleicht oft nur Anlaß und Aufmunterung zum Ausbruch eines innerlich genährten Neides und Hasses bedarf, — und es verübt, voll Schwärmerey und Unsinn, himmelschreyende Grausamkeiten, als geblendetes Werkzeug der Leidenschaften ihrer heuchlerischen und tükkischen Anstörer. Und diese sind gemeiniglich die Priester selbst, die über Herrschsucht und Eigennutz den Geist ihrer Religion vergessen, weit von der sanften Denkart der ersten Kirche entfernt, in deren Schoß z. B. ein Kirchenvater *) lebte, der standhaft die Anmuthung das Volk aufzuwiegeln abschlug, und sich keineswegs der angebotenen Truppen des Maximus gegen den Arrianischen, die Kirche verfolgenden Kaiser Valentinian den Jüngern bedienen wollte. Wie oft hat nicht die katholische Klerisey ihre Beichtstühle und den Zutritt zu den Familien und ihren Gewissen, wie oft selbst die protestans

*) Ambrosius.

testantische Geistlichkeit ihre Kanzeln, gemißbraucht, die Gemüther mit wilder Erbitterung zu erfüllen! Aber freylich vereinigen sich in der Verfassung des Katholicismus weit mehrere Umstände und öftere Anläße diese Wirkungen zu befördern. Wer mag den Greuel aufdecken, der schon die blühendsten Länder im Namen der heiligen Religion mit der Flamme der Rachgier versenget, und Scharen von redlichen Unterthanen mit Marter, Verbannung und Tod im Namen Gottes verfolgt hat! Und die Hoffnung besserer Zeiten scheint noch in der Ferne erschrokken wieder umzukehren, wenn sie sieht, daß in den jüngsten Tagen dieses Menschenalters ein Bischof *) an der Spitze rebellischer Unterthanen steht, und daß die Protestantischen Gemeinden einer durch ihren Fleiß hauptsächlich mit erhaltenen Reichsstadt, durch ewige Begebung der durch kaiserliche Ausprüche und Bestätigungen erworbene Rechte, kaum ihrer Verfolgung entgehen. **) Lord Gordon in London und das neue Gesangbuch in Berlin beweisen, daß selbst in den Oertern, wo Toleranz und Aufklärung längst ihre Siegesfahnen wehen lassen, der Sieg so entscheidend noch nicht ist, ***) so lange Schwärmerey und Aberglauben, oder Heucheley noch mächtige Stützen oder unbezwingliche Schlupfwinkel inne haben, aus denen sie,

*) Mfgr. l'Evêque de Malines.

**) Die Kölner Unruhen von 1788.

***) au contraire! = =

von Zeit zu Zeit, verstärkte Ausfälle wagen. Aber eben das Volk, das willig die Fesseln für Gewissenszwang und Vernunft erträgt und sogar vertheidigt, empört sich unter den Lasten, die der weltliche Arm ihm auflegt. Ich verstehe hier unter Despotismus den Druck aller Art, vereinigt in den Gebrechen der Staats-Verfassung und Staats-Verwaltung, und in den individuellen Fehlern der Männer, die in den verschiedenen Theilen derselben die Zügel mit zu lenken haben. Unsere Staats-Verfassungen sind nicht das Werk eines tiefdurchdachten Planes; es sind Gebäude aus den entferntesten Zeiten, oft in mehr als gothischem Geschmack, woran Zufall, Eigensinn und Launen, und wer weiß was alles, gekünstelt und gebessert haben; Gebäude, die kein vollständiges Ganzes ausmachen, deren Grund oft sehr untergraben, und deren Fugen lose sind, wenn schon die Außenseite mit neuen Verzierungen prangen sollte. Wie viele Gelegenheiten zur Uneinigkeit kann nicht diese Unbestimmtheit, diese Unvollständigkeit, die fehlerhafte Verbindung der Theile, die alte zu dem veränderten Wesen unpassende Form darbieten? Und dieses sind eben so viele Blößen, deren sich die Obrigkeiten bedienen können, ihrer Willkühr alles zu unterwerfen und — den Umsturz dadurch zu veranlassen. — Despotismus hat ohnehin immer schwankende Grundsätze, die sich mit jeder Veränderung der Launen des Regenten, mit jeder Veränderung des Ministeriums, und selten zum Vortheil, verändern

dern; wo eine Anstalt die andere aufhebt, das gute durch widersprechende Befehle gehindert, oder vom Bösen verdrängt wird; immer Ebbe und Fluth von höchster Anstrengung und Erschlaffung der exekutiven Gewalt. Ehrgeiz und Eigennutz, so oft die Quelle der Unruhe und der raschen Schritte zum Verderben bey dem Individuum, vereinigen sich als wirkende Prinzipien der Staats-Verwaltung mit Wollust und Verschwendung, werden die Quelle der Ungerechtigkeiten und der Ruin des Wohlstandes der Unterthanen, oder der bürgerlichen Gesellschaft.

Dieser Despotismus nun kann so viel Nahmen bekommen als es Würden und Aemter giebt, die mit einer gewissen Gewalt, mit Ansehen und Willkühr verbunden sind; und oft ist der Druck der kleinen Despoten in ihrem Wirkungskreise fühlbarer als der Mächtigern, — wenn gleich minder wichtig in Rücksicht auf das Ganze, — weil sie dem Unterthan näher sind, unmittelbarer auf die Individuen zu wirken, und jede Gelegenheit zu Plackereyen en detail zu benutzen im Stande sind. Es kann also kaiserlicher, königlicher und fürstlicher, Ministerial- Jäger- Beamten- Bürgermeister- und Schultheißen ꝛc. Despotismus, geistlicher und weltlicher gedacht werden, und jeder wird in seiner Art Unruhen erregen, wofern er das Ziel erreicht, wo Unmuth, Reitzungen und günstige Umstände sich zu ihrem Ausbruch vereinigen.

Eine der vorzüglichsten Gelegenheiten sind neue Auflagen und üble Finanzverwaltung. Leider! sind jene oft wider Wunsch und Willen des gutgesinnten Regenten nöthig, wenn sie in den vermehrten Ausgaben, in der hinterlassenen Schuldenlast ihrer Vorfahren ihren Grund haben, deren Sünden, in diesem Stücke, die armen Nachkommen oft bis ins hundertste Glied büßen müssen. Aber wenn die Monarchie häufiger neue Auflagen erfodert, so ist hier und da der Misbrauch der ständigen Einkünfte in Aristokratien gewöhnlicher, wenn nicht Neid und Partheysucht die Regenten trennt, wo es schwer zu entscheiden ist, ob unter einer solchen Einigkeit oder Zwietracht das Volk schlimmer daran sey. Die Erhebung der Finanzen ist wenigstens oft im Stande, einen Funken des Mißvergnügens anzuglimmen, wenn man sieht, wie hart und unklug oft der Finanzbeamte die Abgaben erpreßt, und mit und ohne Unterstützung seines Finanzkollegii die Staatseinkünfte auf allerley Wegen zu erhöhen sucht; wie er das, was er dem Unterthan nicht nimmt oder nicht zu hoch anrechnet, für ein Geschenk oder eine Ersparniß für künftige Einnahme, und das Dominium eminens *) des Staates an dem Privatvermögen für ein Condominium vtile oder quasi vsumfructum seines Obern anzusehen scheint. Eben so schlimm steht es oft um die Administras

*) Welches ohnehin als eine Anomalie die beschränkteste Erklärung erfodert.

nistrazion der Justiz, sie mag de meliori modo oder simpliciter angerufen werden; und wenn der Finanzier, so gut als ein türkischer Paschah, Babuschens gelder einstreicht, so kennt auch mancher Richter die modos acquirendi sub quouis titulo so gut als der Kadi, *) mit dem Unterschied, daß jenen der längere modus procedendi mehr Gebrauch davon zu machen verstattet. Despotismus wirkt immer gleich; er ist der höchste Grad des Egoismus, von eignen und fremden Lüsten in Thätigkeit gesetzt, und kann folglich unter allen Formen und Himmelsstrichen erscheinen, so lang es überall Menschen giebt, die sich als den Mittelpunkt alles Seyns und Lebens betrachten, und die Verbindlichkeiten ihres Amts gegen andere — in verdoppelte Ansprüche auf die unbedingte Dienstbarkeit anderer verwandeln. In Aristokratien ist freylich Ungerechtigkeit der Regierung am drückendsten und schlimmsten; sie erregt weit mehr Partheysucht, indem jede mehr Berührungspunkte haben muß, durch das nähere, vielfachere Verhältniß der Regenten unter sich und gegen das Volk.

In monarchischen Verfassungeen beeifern sich dagegen zuweilen die Bewohner der Wälder mit ihren forstgerechten Aufsehern um die Wette; jene, den Landmann um di. Früchte des Fleißes zu bringen, diese, die Verderber zu verschonen; und bloß Furcht und Muthlosigkeit der durch Druck bereits gesunkenen

*) S. Volneys Reisen.

nen Völker kann gewaltsamen Ausbrüchen im Wege stehen, welche dann wenigstens in stillbrütende Rachgier oder Lässigkeit übergehen, wenn die Klagen nicht bis zum Throne dringen können, oder keine Erhörung finden, weil man sie künstlich in ein gehässiges Licht zu stellen, oder endlich wenn man die Ausübung hülfreicher Befehle zu vereiteln gewußt hat. Denn daß es Fürsten voll guten Willens gebe, lehren häufige an Justiz- Finanz- und Jagddespoten erlassene Befehle, die die Welt in Schlötzer und Konsorten mit Freude lieset, — und das lehren weit mehr ungedruckte, die der Patriot im stillen ehrt und seinem Landesvater dankt. Ich weiß aber nicht, ob es heut zu Tage noch Fürsten giebt, die, nicht den Nahmen des Vaters des Volks, wohl aber, wie einst Franz von Frankreich, des Vaters der Jägerey, mit Recht bekommen könnten? Aber gegeben hat es ihrer gewiß, bey denen es, wie bey Ludwig XI, verzeihlicher war, einen Menschen als einen Hirsch oder ein wildes Schwein zu tödten, — die mehr auf ein einziges Lustjagen, als auf eine Schulanstalt wendeten. Noch in den Jahren 1780 soll einem italienischen Fürsten die Einrichtung einer Rebhüner-Jagd 28,000 Dukaten gekostet haben, wenn wir dem Hamburger politischen Journale glauben dürfen. Auch das ist gewiß, daß Fürsten, welche die Jagd so leidenschaftlich lieben, wie z. B. der genannte König Ludwig, (der auf seinem letzten Krankenlager eine Katzen- und Mäusejagd, in Ermangelung einer bes-

fern,

sern, auf seinem Zimmer hatte *) — öfters den Anfällen übler Laune unterworfen sind, wenn ihre Jagdlust nicht nach Wunsche ausgefallen; und wehe dann der Sache, die in solchen Augenblicken zur Entscheidung vorgetragen wird! Nicht zu gedenken, daß die Jägerey Flüche, Waldstock, Hunde und Gewehr, unter dem Schutz der Lieblingsneigung ihres Herrn und Königs, um so kräftiger gegen die Unterthanen gehandhabt hat. —

Die demokratische Verfassung ist eigentlich die losseste Art von Oligarchie, ein Schwanken zwischen Ungebundenheit und Despotismus, und eine der reichlichsten Quellen von Unruhe und Zwietracht. Das Losungswort der Freyheit ist meistens nur ein leerer Schall, womit sich der bethörte Haufen schmeichelt, indem er dem Willen dessen folgt, der seine Schwäche zu packen versteht. Oft ist diese Freyheit nur der Augenblick, in welchem sich ihre leichtwechselnde Gunst mit rascher Wahl aus den Fesseln des einen Despoten herausdrängt, um sich unter das Joch eines andern zu beugen. Ihre Freyheit ist Brutalität und Eigensinn, und setzt den Staat oft in den höchst traurigen Zustand der Anarchie; und in solchen Staaten bedarf es geringer **Vorfälle zur Entstehung gefährlicher Auftritte, weil das immer geschäftige Spiel der Leidenschaften einiger Wenigen jeden Anlaß benutzt, sie durch Verwirrung zu befriedigen.**

4.

*) *Ste-Palaye* Mémoires etc. Tom. 3.

4.

Wir hören und lesen endlich eines Theils in unsern Tagen so viel von Freyheit und Despotie, von Kränkungen und Wiederherstellungen der Rechte der Menschheit; wir hören und lesen andern Theils so viel von Revoluzionen und Unruhen um uns herum, wo mitten unter der Zerrüttung noch Deklamazionen von bürgerlicher Glückseligkeit, und mitten unter dem Klaggeschrey der Geängsteten die Losungen, Freyheit und Vaterland, erschallen: wäre es wohl Wunder, das eine für die Ursache des andern anzusehen, weil beides neben einander erscheint, und folglich Aufklärung und Publicität des Hochverraths an der bürgerlichen Wohlfahrt anzuklagen? — Entscheiden darf eine einzelne unbekannte Stimme nicht, aber gerettet wünscht und hofft sie, früher oder später, die Preß- und Schriftstellerfreyheit und Publicität zu sehen; gerechtfertiget von dem nur zu gewöhnlichen Verdacht, welcher zufällig mit einander verbundene Dinge für wesentlich, wie Ursache und Wirkung verbunden hält, und solcher Freyheit diese Uebel einzig und allein auf den Kopf Schuld giebt, um den Unwillen wenigstens etwas zu kühlen — und vielleicht auch zuweilen eine kleine Rache, über persönlich von der Publicität empfundene Unannehmlichkeiten, zugleich mit zu befriedigen. Um eine zwar bekannte, aber ganz hieher gehörige Bemerkung zu wiederholen, so ist ja keine gute Anstalt um des Misbrauchs willen zu verwerfen; sonst müßte z. B. die Reformazion, diese anerkannte

erkannte Wohlthat, trotz der schönen Ehrenrettung im teutschen Merkur, den Bauerntumult und andere durch Irrthum und benutzten Mißverstand daraus entsprungene Uebel noch verantworten.

Die Staaten werden, wie schon gedacht, zu ihren Fall oder ihren Revoluzionen durch ganz andere Dinge, durch Reihen verketteter Fehler und Folgen reif; und das beweist auch die lange Reihe derer, die vor Erfindung der Schreib- und Buchdruckerkunst untergiengen. Diejenige aber, welche ihren Sturz seit der Preßfreyheit annähern sahen, werden, bey einer mäßigen Aufmerksamkeit und Kenntniß ihrer Geschichte und Verfassung, zureichende Gründe lediglich in diesen Dingen selbst finden lassen. Höchstens mißbrauchen Enthusiasten oder Ehrgeitzige diesen zufälligen Umstand ihrer Zeitläufte. In ihrem Munde wird die sanfte Stimme der Freyheit ein verwegenes Geschrey, ein Wortschall von weitem, schwankendem Sinne, nun erst tauglich den großen Haufen zu bethören. — Es ist, beyläufig zu bemerken, wohl sonderbar genug, daß man jetzt eben so emsig bemüht scheint, dem Menschen im politischen Verstande, eine Freyheit ohne Grenzen zu versichern, als man sie ihm im moralischen zu unsern Zeiten so oft und gern mit diktatorischem Witze abgesprochen hat. — Kurz, wenn Publicität und Preßfreyheit zufällige Uebel in ihrem Gefolg haben, so werden diese doch einst lang vergessen seyn, wenn noch die Folgen des überwiegenden

Guten

Guten unsere Nachkommen zu einer dankbaren Erinnerung dieser Anstalten auffodern. Das begleitende Uebel wäre überhaupt ganz im Gange aller wichtigen Begebenheiten auf Erden. Das fürchterliche Gewitter, das den unvorsichtigen Wanderer unter dem Baume tödtet, schwängert zugleich nach seiner Bestimmung den Boden rings umher, um einen segenreichen Unterhalt für tausend andere zu bereiten. — Und was sind die Resultate unserer Geschichtskenntniß und Erfahrung, die kleine Sammlung der Lehren ächter Weisheit und Wahrheit, was sind sie anders, als höchst theure Schätze, die in einer langen Reihe von Jahrhunderten, aus den gewaltsamsten Revoluzionen, auf Unkosten des Glücks und Lebens so vieler Millionen Menschen, für die stufenweise und langsam nach dem Ziele schreitende Menschheit mehrentheils gesammelt sind, und nun zur Wohlthat für uns in der Anwendung aufs praktische Leben werden? — Halten wir also immer eine Preßfreyheit in Ehren, die uns schon die Wiederkehr mancher bürgerlichen Freyheit zu bewirken geholfen! Unterstützen wir immer eine Publicität, die, wenn sie auch die drückenden Gebrechen so mancher Verfassung, die traurigen Verirrungen so mancher Großen der Erde von ihrer Pflicht verkündigt, uns doch wieder durch die aufmunternden Nachrichten von mancher heilsamen, menschenfreundlichen Anstalt beruhiget, und mit der Menschheit und der Staatsgewalt versöhnet, wenn sie uns Fürsten vor Augen stellt, die von dem allgemeinen

Men-

Fürstenloos, Schwachheit, nur einen kleinsten Antheil zeigen, und durch eine Thätigkeit, durch einen Eifer in ihren Pflichten vergüten, die von den reinsten Quellen zeugen, und ihrem hohen Geiste und ihrem wohlwollenden Herzen ehrwürdige Denkmäler setzen. Wohl einem jedem, der sich eines solchen Fürsten Unterthan nennen darf! Ihn wird nach keiner andern Freyheit lüsten. Doch ich komme vom Ziele ab, und mache eine Pause, um alsdann mit frischerm Athem die Bahn noch etwas weiter zu verfolgen.

V.

Woher haben die Griechen ihre ersten astronomischen Begriffe?

Ich beschäftige mich jetzt, auf Anrathen meines verehrungswürdigen Lehrers, des Herrn Hofraths Heyne, mit der Herausgabe der Sternbilder des Eratosthenes. Ich mußte dabey auf die Frage, woher die Griechen ihre astronomischen Kenntnisse bekommen hätten, stoßen. Zu dem Endzweck habe ich die einzelnen Nachrichten und Notizen hierüber gesammelt, ohne auf die Untersuchungen neuerer Gelehrten dabey Rücksicht zu nehmen. In der Hofnung, daß dieses manchem, der sich über diesen

Gegenstand unterrichten möchte, nicht unangenehm seyn werde, lege ich hier dem Publikum eine kurze Uebersicht davon vor.

Die Griechen sind das erste Volk, das wir vom Stande der Rohheit nach und nach auf den verschiedenen Stufen der Kultur erblicken, von welchem Denkmäler ihrer Ausbildung und Nachrichten vorhanden sind. Von ihnen allein können wir Belehrung über die Fortschritte des menschlichen Geistes erwarten, und bloß mit den Resultaten, die sich aus ihren Erzählungen, aus Vergleichung ihrer Grundsätze und Muthmaßungen ergeben, müssen wir uns bey Untersuchungen über den Ursprung der Künste und Wissenschaften begnügen. Weiter hinauf ist alles dunkel. Von den übrigen Völkern haben wir weder Urkunden noch Nachrichten; und auch hier beruht alles auf der Aussage der Griechen.

Gewöhnlich hält man die Chaldäer für die Schöpfer der Astronomie. Aber schon daraus, daß andere diese Erfindung den Aegyptiern, Föniziern oder den Griechen selbst zuschreiben, läßt sich vermuthen, daß man hier nichts mit Zuverlässigkeit bestimmen kann.

Auch der geübteste Beobachter wird oft bey sehr entfernten Gegenständen getäuscht. Er denkt sich dieselben nur immer in der Entfernung von sich, ohne

ohne auf ihren Abstand und ihre Verhältnisse unter sich selbst zu sehen. Aehnlichen Irrungen ist man bey Untersuchungen über Gegenstände des Alterthums ausgesetzt. Man hat es oft für hinreichend gehalten, das Zeugniß eines oder mehrerer Alten darüber anzuführen, ohne auf den Werth der Nachrichten zu sehen, und ohne zu fragen, ob ein Schriftsteller bey Ereignissen, die mehrere Jahrhunderte vor ihm geschehen sind, ein gültiger Richter seyn könne.

Alle alten Schriftsteller, auf deren Zeugniß man gewöhnlich die eine oder die andere Behauptung über den Ursprung der Astronomie gründet, sind zu weit von dem Zeitalter entfernt, in welchem diese Wissenschaft entstanden ist. Der älteste von denselben ist Plato. Bekanntlich machten Naturlehre und Astronomie nie das Hauptstudium dieses Filosofen aus, sondern er beschäftigte sich mehr mit Metafysik und praktischer Filosofie. In der Naturlehre selbst folgte er vorzüglich dem Pythagoras. (s. Fotius Leben des Pythagoras) Die Hauptstelle, worauf man sich stützt, scheint im Epinomis (pag. 642. ed. Bas.) zu seyn, wo er sagt, daß der erste, welcher Beobachtungen angestellt habe, ein Ausländer, ein Aegypter oder Syrer gewesen sey. Man habe nemlich in jenen Gegenden heiteren Himmel, und die Sterne ließen sich dort leichter beobachten. Man hat sich wahrscheinlich

dadurch täuschen lassen, daß man glaubte, Plato könne hiervon leichter unterrichtet seyn, weil er jene Länder durchreiste. Wenn man aber Plato's Aeusserung näher ansieht, so scheint dieselbe mehr eine bloße Hypothese zu seyn; und hier hat er keine Autorität.

Auch Aristoteles (de caelo l. II, 12) erwähnt der Aegypter und Babylonier, sagt aber bloß, daß man viele alte Observazionen von diesen Völkern habe.

Ein anderer Schriftsteller, Diodor von Sicilien, schreibt die Erfindung der Astronomie ebenfalls den Aegyptern zu (lib. I, 69). Allein schon sein Zeitalter erklärt ihn hierzu für untüchtig. Er lebte zu entfernt, und es ist ja bekannt, daß er zu viel auf Sagen bauete, von Hypothesen ausgieng, und besonders in der ältern Geschichte nicht immer sorgfältig genug in der Auswahl der Nachrichten war. Ueberdies hatte er seine meisten Nachrichten von den astronomischen Kenntnissen der Aegypter von den Priestern dieses Volkes. Diese Leute suchten ihrer Nazion ein hohes Alter zu geben, Ausländern eine hohe Meynung von sich und ihren Kenntnissen, und besonders den Griechen den Gedanken beyzubringen, daß sie ihre ersten Lehrer gewesen wären. Selbst die Babylonier hielten sie für eine ägyptische Kolonie (Diod. lib. I, 81.) Doch scheint Diodor diese Nachricht selbst für eine unverbürgte Sage zu halten,

en, indem er an andern Orten den Atlas und andere zu Erfindern der Astronomie macht. Besonders bemerkt er, daß sich die Rhodier diese Ehre zuschrieben, und daß die Aegypter selbst erst ihre astronomischen Kenntnisse von diesem Volke bekommen hätten. (Diod. l. V. 57.)

Neuere Schriftsteller können über den Zustand der alten Astronomie noch weniger entscheiden. Sie sind noch entfernter, und schöpfen meistens aus den eben angeführten Quellen. So hat z. B. Plinius (lib. VII. 56) wahrscheinlich den Diodor, und Klemens von Alexandrien den Plato vor Augen gehabt. Einige, sagt jener, schreiben diese Erfindung dem Atlas, andere den Aegyptern, und noch andere den Assyrern zu; und Klemens sagt nur ganz unbestimmt, daß die Aegypter nebst den Chaldäern die ersten Astronomen gewesen seyen.

Unter den übrigen neuern Schriftstellern haben besonders zwey diesen Gegenstand ausführlich behandelt, nehmlich der Verfasser des Buches von der Astrologie, das gewöhnlich dem Lucian zugeschrieben wird, und Makrobius. *) Beyde kommen ebenfalls auf die Aegypter zurück, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie jene oben angeführte

*) Pluche Hist. du Ciel hat diesen Schriftsteller vor Augen gehabt und seine Ideen weiter ausgeführt.

Digitized by Google

Quellen benutzt haben; obgleich der erstere behauptet, daß die Griechen diese Wissenschaft vom Orfeus bekommen hätten. Sie unterstützen ihre Behauptungen mit Gründen aus der Mythologie. Nun liegen zwar in manchen Fabeln ohne Zweifel astronomische Begriffe zum Grunde; jene Schriftsteller gehn aber zu sehr von Hypothesen aus, und erklären manche Fabel aus der Astronomie, die doch wahrscheinlich anders woher ihren Ursprung hat.

Der einzige Diogenes Laertius (Prooem.) endlich behauptet, daß die Griechen ihre ersten Begriffe in dieser Wissenschaft ihren eigenen Landsleuten zu verdanken hätten.

Alle diese Behauptungen stammen also wahrscheinlich von der Aussage der ägyptischen Priester ab. Chaldäer waren zwar auch als Astronomen bekannt, auch führen Diodor und Sextus Empirikus Beyspiele von ihren Kenntnissen an; allein, die unbestimmte Aeußerung des Klemens von Alexandrien abgerechnet, ist, so viel ich habe finden können, Tatian (Orat. ad Graec. pag. 3.) der erste, welcher die Erfindung der Astronomie den Babyloniern vor den Aegyptern zugesteht. Nachrichten von diesem Volke scheinen überhaupt erst mehr durch Alexanders Züge und durch die Astrologie, welche die Griechen und Römer erst späterhin von demselben erhielten, in Umlauf gekommen zu seyn.

Die

Die Nachrichten von den Reisen des Thales, Pythagoras und Eudoxus nach Aegypten scheinen überdies die Sagen der ägyptischen Priester zu bestättigen. Allein, wenn man auch zugiebt, daß Thales vielleicht durch einen Cyklus, den er von den Priestern erhielt, eine Sonnenfinsterniß vorhersagte, (Menag. ad Laert. I, 23.) und daß sich nach einer Nachricht beym Diodor (lib. I. fin.) Eudoxus dort mit Astronomie beschäftigte: so wäre dadurch doch noch nicht erwiesen, daß die Aegypter ganz allein die Erfinder dieser Wissenschaft sind.

Und wenn auch die Griechen nicht unter einem so günstigen Himmelsstriche wohnten als andere orientalische Völker; so scheint es doch ganz unglaublich, daß sie, besonders in Jonien, bey hellen Nächten nicht auch ihre Blicke auf den Himmel gerichtet haben und auf die Gestirne aufmerksam gewesen seyn sollten. Zu ihren Geschäften war ihnen eine Eintheilung der Zeit unentbehrlich; und wo sollten sie diese anders hernehmen?

Die Astronomie hat überhaupt mit der Filosofie vieles gemein. So bald die Geisteskräfte des Menschen thätig werden, richten sie ihre Aufmerksamkeit auf die sie umgebenden Dinge, und suchen sich die Entstehung derselben und die Fänomene, die dadurch hervorgebracht werden, zu erklären. Vor Plato findet man keine Nachrichten von den Entdeckungen der Aegypter; vielmehr führen die

Tragiker und andere Schriftsteller Griechen als die ersten Astronomen an; und überhaupt muß man die ersten Begriffe im mythologischen Zeitalter suchen. Man vergleiche hierüber was Aeschylus vom Prometheus, Sofokles und Euripides vom Palamedes und Atreus (cf. Achill. Tat. princ. in Petav. Uranal. pag. 37.), Diodor vom Atlas, (lib. IV, 27.) Hyperion (V, 67.) und den Rhodiern (V, 57.) sagt. Selbst Herodot gesteht zwar in seiner Nachricht von Aegypten diesem Volke astronomische Kenntnisse und die Erfindung der zwölf Monate zu, führt sie aber nie als die Schöpfer der ganzen Wissenschaft und die Lehrer Griechenlands hierin an.

Wie unwahrscheinlich es überhaupt ist, daß die Griechen alles Ausländern zu verdanken haben sollten, zeigen, wie auch Skaliger bemerkt, (Proleg. ad Manil.) die allmähligen Fortschritte dieses Volkes in dieser Wissenschaft. Ich will dies mit einigen Beyspielen erläutern.

Der menschliche Geist beobachtet immer das auffallende zuerst. Homer und Hesiod nennen nur immer einige Sterne erster Größe und einige leicht in die Augen fallende Gruppen, den Arktur, Sirius, den großen Bär, Orion. Den Stier kennen beyde noch nicht, aber die Plejaden und Hyaden, die sich in diesem Sternbilde befinden. Ob sich nun gleich nichts mit Gewißheit über ihre

Kennt-

Kenntniſſe beſtimmen läßt, und ſie, wie aus dem Eratoſthenes wahrſcheinlich wird, noch einige Sternbilder mehr gekannt haben mögen: ſo bleibt doch immer eine große Unvollkommenheit und Dürftigkeit ſichtbar, und wir finden hier die Wiſſenſchaft in ihrem Entſtehen. Daß übrigens mehrere Menſchen und Nazionen zugleich auch in dieſem Zeitalter einerley Sternbilder beobachtet haben, liegt ſchon in der Natur der Sache ſelbſt, und ſcheint auch daraus zu erhellen, daß Homer den großen Bär immer zugleich den Wagen nennt. Von der Sfäre ſelbſt wußte jenes Zeitalter wahrſcheinlich nichts. Auch von den Planeten hatten ſie noch wenige Kenntniſſe; nur die Venus konnte ihren Beobachtungen, wegen ihres hellen Lichtes und ihrer geſchwinden Bewegung, nicht entgehen. Homer und Heſiod kennen dieſen Planeten; doch denkt ſich der erſtere höchſt wahrſcheinlich unter dem Namen Fosforus und Heſperus zwey ganz verſchiedene Körper.

So bald die Menſchen zur Zeit der Joniſchen Schule anfiengen mehr zu abſtrahieren, genauer in Beobachtungen und in Beſtimmung der Begriffe überhaupt zu ſeyn, machten ſie auch bald merkliche Fortſchritte in der Aſtronomie. Man fieng an über die Natur der himmliſchen Körper zu filoſofieren, ſuchte ihre Größe, Beſchaffenheit u. dgl. zu beſtimmen. Da es aber dazu an Hülfsmitteln und Vorkenntniſſen fehlte, ließ ſich weiter nichts

darüber ausmachen, und alles blieb bloß Spekulazion. Demokrits, Pythagoras und anderer Bemühungen hierüber finden wir beym Plutarch, Diogenes Laertius und andern. Um diese Zeit kam der kleine Bär aus der Sfäre der Jönizier in die griechische, entweder durch Thales, (s. die Schriftstelle darüber bey Menag. ad Diog. Laërt. in Thal.) oder, wie ich aus einigen Gründen vermuthe, noch vor ihm.

Auch scheinen um eben diese Zeit, oder bald nachher, die Sterbilder Cefeus, Kassiopeia und Andromeda von den Jöniziern zu den Griechen übergegangen zu seyn. Früher nemlich findet man keine Nachricht von diesen Sternbildern bey den Griechen. Auch der Ursprung der Fabeln ist schwer zu finden. Sie scheinen aus dem Orient abzustammen, wie Heyne bemerkt, (ad Apollod. pag. 305.) und sind erst von den Tragikern bearbeitet worden. Die Fabeln der übrigen Sternbilder drücken entweder einen astronomischen Begriff aus, und dann gehören sie gewöhnlich zu den ältesten, oder es sind Erzählungen, die, ohne weitern Endzweck, bloß um einer Aehnlichkeit willen von den Grammatikern aus der Mythologie genommen und auf die von den Astronomen erfundenen Menschen- und Thiergestalten am Himmel übergetragen sind. *)

Beydes

*) So entstanden die verschiedenen Systeme der astronomischen Fabeln, des Eratosthenes, Hermippus, Hegesianax,

Beydes ist bey den drey eben genannten Sternbildern der Fall nicht. Sie haben das eigne, daß sie bestimmt gewisse Personen bedeuten. Auch fieng man jetzt an, eine Eintheilung der Sfäre zu machen.

Thales bemerkte, nach Plutarch, (de plac. Philos. II, 13.) zuerst die Polarkreise, die Wendekreise und den Aequator. Ferecydes Syrus war der erste, der den Gnomon gebrauchte, und also zuerst Sonnenhöhen und Mittagslinien bemerkte. Ob er der Erfinder davon war, ist unbekannt. Herodot sagt (lib. II.), daß die Griechen diese Erfindung den Babyloniern zu verdanken hätten. (vergl. Salmas. Exercit. Pl. pag. 447. sq.) Die Erfindung des Thierkreises und der Ekliptik (diese beyden werden beständig mit einander verwechselt) schreibt Plutarch (a. a. O.) dem Pythagoras, Diodor (l. 62.) dem Oenopides aus Chios, auf die Autorität

gestanax, Ister, Parmeniskus u. a., die Hygin unter einander geworfen hat. Alle die eben genannten Schriftsteller erzählen von einem und demselben Sternbilde bald diese bald jene Fabel. Z. B. das Sternbild des Herkules nennt Eratosthenes zuerst so, verbindet es mit dem naheliegenden Drachen, und erzählt davon die Geschichte von den Aepfeln der Hesperiden. Aratus kennt noch keinen bestimmten Nahmen dieses Sternbildes, sondern nennt es εν γονασιν (den auf den Knien liegenden). Hegesianax verbindet diese Gruppe mit der Krone und Leyer, und nennt die Figur Theseus.

torität der ägyptischen Priester, zu. Plinius aber (II, 8.) sagt, daß Anaximander bloß den Sonnenweg bemerkt, und Kleostratus aus Tenedos den Widder und Schützen in den Thierkreis gesetzt habe. Auch setzte eben derselbe, nach Hygins Zeugniß, (P. A. II, 13.) die Böckchen an den Himmel. Vom Fuhrmann, zu dessen Gruppe sie gehören, findet man noch keine Nachricht. Andre wollen zwischen dem Thierkreis der Chaldäer und dem der Griechen den Unterschied finden, daß jener nur aus eilf Zeichen, dieser hingegen aus zwölf bestanden habe. Allein Diodor sagt gerade das Gegentheil; und noch zu Eratosthenes Zeit zählten die Griechen bloß eilf Sternbilder des Thierkreises, aber doch zwölf Zeichen, weil der Skorpion in zwey Zeichen ausgedehnt war. Die Wage ist erst nach dieser Zeit hinzugekommen. Die Kenntniß der Planeten endlich und die Ordnung derselben scheinen die Griechen den Pythagoräern zu verdanken.

Pythagoras war, nach Diogenes Laertius (VIII, 14.) und nach Plinius, (II, 8.) der erste, der den Fosforus und Hesperus für Einen Stern erkannte; und das Sonnensystem, wie es Eratosthenes hat, gehört ihm ebenfalls. Eratosthenes folgt bekanntlich dem Aratus, und dieser dem Pythagoräer Eudoxus. Dies bestättigt nicht allein Plato, der beym Plutarch (de placit. philos. l. II, 12.) die Planeten in eben der Ordnung zählt, und, wie eben erinnert worden ist, den Pythagos

thagoräern folgte, sondern auch Fotius im Leben des Pythagoras. Pythagoras setzt nemlich die Erde in die Mitte; auf diese folgt der Mond, dann die Sonne, nach dieser Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn.

Daß übrigens Pythagoras dieses System nicht von den Aegyptern entlehnt habe, sieht man aus dem Achilles Tatius, (Petav. Uranal. pag. 80.), der ausdrücklich sagt, daß die Griechen hierin von den Aegyptern verschieden gedacht hätten, und daß diese auf die Erde den Mond, dann den Merkur und die Venus folgen ließen, und dann erst die Sonne setzten. Das nachher sogenannte Ptolomäische System stammt also von den Aegyptern her.

Von dieser Zeit an verbreiteten sich die Wissenschaften immer mehr; die Griechen kamen mit mehrern Völkern in Verbindung, bereicherten und berichtigten ihre Kenntnisse; und ob wir gleich von ihrer stuffenweisen Vervollkommung in der Astronomie bis auf Aratus fast nichts mehr wissen, so liegen doch besonders in der astronomischen Fabel einige Gründe, woraus sich vermuthen läßt, daß die Griechen manches von Ausländern, aber nicht bloß von den Aegyptern, genommen haben. Zu den Zeiten der Ptolemäer sammelte man alles, was bisher bekannt war, ordnete es, wandte überhaupt

Mathes

Mathematik darauf an; und so wurde die Astronomie erst in diesem Zeitalter eine eigentliche Wissenschaft. *)

J. K. Schaubach,

Inspektor des Herzogl. Lyceums zu Meiningen.

*) Sollte wohl dem Hn. Verf. d. Aufs. des durch die Französische Revoluzion so berühmt gewordenen Bailly Geschichte der Astronomie unbekannt seyn? W.

VI.

Ovids zehnte Heroide.

Ariadne an Theseus.

Minder grausam als dich fand ich die Thiere der Wüste;
Hätt' ich mich einem vertraut, härter erging' es mir nicht.
Diese Zeilen, sie kommen von jenen Gestaden, o Theseus,
Wo verräthrisch dein Schiff ohne mich eilend entfloh;
Wo mich ein täuschender Schlaf unglücklich betrogen, und wo du,
O der Schand'! im Schlaf selbst zum Verräther mir ward'st.
Um die Zeit wenn der Morgen mit Thau die Erde beperlet,

Und

Und vom Laube verſteckt klagen die Vögel ihr Lied,
Zwiſchen Wachen und Schlaf erheb' ich im Taumel des Schlummers,
Theſeus, dich zu umfahn, leiſe mich nähernd den Arm.
Niemand war da. Ich zieh' ihn zurück und ſtreck' ihn noch eins aus;
Auf dem Lager umher ſuch' ich ihn: Niemand war da.
Furcht und Angſt verſcheuchten den Schlaf. Ich ſtehe betäubt auf,
Stürze vom Lager empor, wo mich mein Theſeus verließ,
Ringe jammernd die Händ' und ſchlage den ſchallenden Buſen,
Und zerreiſſe das Haar, wild noch vom Schlafe verſtört.
Mondhell wars. Ich ſchau' umher, ob nichts als Geſtade
Zu erblicken hier ſey; nichts als Geſtade war hier.
Hin und her, der Sinne beraubt, bald hiehin bald dorthin
Lauf' ich; den zarten Fuß zögert der weichende Sand.
Unterdeſſen ruf' ich am ganzen Geſtade: mein Theſeus!
Aus der Felſen Geklüft hallte dein Name zurück;
Und ſo oft ich dich rief, ſo oft rief ſchallend die Gegend

Selbſt

Selbst die Gegend bewies hülfreich mir Trauernden sich.
Hier stand, sparsam den Gipfel mit Büschen bewachsen, ein hoher
Berg; von den Fluten gepeitscht drohet' ein Felsstück herab.
Ich hinauf, gestärkt von der Angst, und messe mit starren
Augen das weite Gebiet tobender Wogen um mich.
Da — denn selbst die Winde bewiesen sich grausam mir Armen —
Sah ich am stürmischen Süd schwellende Segel entfliehn;
Sah es, oder glaubt es zu sehen, und bangezitternd,
Bleicher und kälter als Eis, sank ich in Ohnmacht dahin.
Aber der Schmerz entriß mich bald der Betäubung. Ich rasse,
Rasse mich auf und schrei, Theseus, o Theseus! so laut;
Wo fliehst, Frevler, du hin? Ach, kehre wieder, mein Theseus!
Wende dein Schiff; ihm fehlt noch die gebührende Last!
Rief ich, und was die Stimme zu schwach, ersetzte das Winseln;
Jammernd zerschlug ich die Brust unter dem wilden Geschrei.

Daß du mich sähest, wenn auch dein Ohr mein Weinen nicht hörte,
Winkt' ich mit rastloser Hand weit in die Ferne dir zu;
Hielt empor am Stabe den weißen jungfräulichen Schleier,
Dich zu erinnern, der hier ach! mich vielleicht nun vergaß.
Und nun wurdest du ganz den Augen entrissen — wie weint' ich!
Ach, vor starrem Schmerz stockten die Thränen vorhin!
Was vermochten anders die Augen, als dich zu bewein[en],
Da sie dein Segel nicht mehr sahn auf der wogenden Flut?
Gleich der Bacchantin — (sie tobt vom ogygischen Gotte begeistert)
Irrt' ich mit flatterndem Haar einsam am Ufer umher;
Saß dann wieder, ins Meer hinschauend, erstarrt an dem Felsen;
Wie der steinerne Sitz war ich zum Steine versteint.
Oft dann eil' ich zum Lager zurück, das empfangen uns beide,
Aber

V. 47. Ogygische Gott, Bachus.
V. 50. Das Original ist noch gespitzter:
Quamque lapis sedes, tam lapis ipsa fui.

Aber treulos zurück, die es empfangen, nicht gab;
Und statt deiner betast' ich den Ort, wo mein Trauter gelegen,
Und die Stätte der Ruh, welche von dir noch so warm;
Sinke dann hin, und benetze mit strömenden Thränen das Lager —
55. Beide lagen wir hier, ruf' ich, gib beide zurück!
Zween kamen wir hier; — warum gehn wieder von hier nicht
Zween? Treuloses Bett, wo ist mein besserer Theil?
Was soll ich thun? Hier alleine — wohin? Das Eiland so wüste! —
Keines Sterblichen Spur, keines hier pflügenden Stiers!
Rund umher vom Meer umgürtet! — Nirgend ein Seemann! —
Segelfertig kein Schiff über die wogenden Flut! —
Aber gesetzt, man gebe mir Schiffe, Gefährten und Winde:
Wo soll ich hin? Mich nimmt selbst nicht mein Vaterland auf!
Flög' ich mit glücklichem Kiel auch durch besänftigte Wellen;
65. Stillte der Winde Gebraus Aeol — verbannet bin ich!

Nie

Nie, nie werd' ich dich wieder mit deinen Städten, o Kreta!
Sehen, wo Jupiter einst Jahre der Kindheit verlebt;
Denn mein Erzeuger, mein Land, von dem besten der Väter beherrschet,
Theure Namen, ihr seyd schändlich verrathen von mir!
Da ich zum Führer den Faden dir gab, damit in des Irrgangs
Zirkelnden Kreisen dich nicht würge, den Sieger, der Tod:
Ach! da sagtest du mir: Ich schwör's bei diesen Gefahren,
Weil mich ein Odem beseelt, bleibest die Meinige du!
Siehe wir leben! Begraben vom Meineid des treulosen Gatten,
Bin ich die deine noch nicht, Theseus, wenn, Trauter, du lebst!
Hättest mit eben der Keule du mich, wie den Bruder, erschlagen:
Deines Eides entlöst hätte mein Sterben dich dann.
Nun erfüllt mich die Angst zukünftiger Leiden, und mehr noch
Jedes Elends Gestalt, das mich ereilen hier kann.

V. 74. Weil hier nicht für quia, sondern für dum, quousque, so lange; eine Bedeutung, worin es ältere und neuere Dichter, z. B. Luther, Voß und mehrere gebrauchen.

Tausend Arten zu sterben umschweben den Geist, und der Tod scheint
Minder fürchterlich mir, als sein Verzögern mir ist.
Jezt, jezt kommen, so ahndet es mir, bald da her und dort her
Wölfe, mit gierigem Zahn mich zu zerfleischen bereit.
Grausame Löwen hausen vielleicht in diesen Bezirken;
85. Grimmige Tiger, wer weiß, nähret dies Eiland wohl auch!
Robben, sagt man, entsteigen den Fluten, und Ungeheuer!
Und wer wehret dem Schwert, wenn es zu morden hier kommt?
Daß man gefangen nur nicht mit schweren Ketten mich bände,
Wolle zu spinnen nur nicht würde mir täglicher Frohn!
Mir, der Erzeugten von Minos, mir Föbus Tochter Gebornen —
Und — mein größerer Stolz — einst der Verlobten von dir!
Meer und Land und die weiten Gestade, wohin ich nur blicke,
Unglück droht mir das Land, Unglück das grenzlose Meer!

Selbst

91. Ariadne war eine Tochter des Königs Minos von Kreta, und der Pasifae, einer Tochter des Föbus.

Selbst der Himmel! Ich fürchte der hehren Götter Gebilde!
Sonder Hülf' und Rath werd' ich den Thieren ein Raub!
Würd' auch dies Land von Männern bewohnt: ich traue der keinem;
Schändlich betrogen sind mir Männer der Fremde verhaßt.
Lebt Androgeos doch! Du hättest mit Strömen von deinem
Blute, Kekropisches Land, traun, nicht den Frevel gebüßt!
Nicht mit der knotigen Keule, mein Theseus, hätte dein starker
Arm den Minotaur seellos zu Boden gestreckt,
Und ich hätte dir nicht zur Rückkehr den Faden gegeben,
Den ich mit fleißiger Hand sorgsam dem Rocken entspann.
Ha! nun wundr' ich mich nicht, daß dir geworden der Sieg ist,

100. Kekropisches Land, Athen. Androgeos, Ariadne's ältester Bruder, wurde von den Athenern ermordet, die nachher, vom Minos besiegt, jährlich eine gewisse Anzahl Jünglinge und Mädchen liefern mußten, die dem Minotaur zur Speise vorgeworfen wurden. Theseus erschlug dieses Ungeheuer und befreyete Athen von diesem schändlichen Tribut.

Und der erschlagene Stier Kretas Gefilde gefärbt!
Dieses eiserne Herz war keinem Horne verwundbar;
Sicherer Schutz war dir ohne Bewappnung die Brust.
Die ist dir umschlossen mit Stein, umschlossen mit Demant;
Was die Brust dir umschleußt, Theseus, ist härter als Stein.
Grausamer Schlaf, der du mich mit deinen Banden umwunden,
Hättest mit ewiger Nacht du mich auf einmal bestrickt!
Ihr auch, grausame Wind', ihr wäret zu schnell, zu geschäftig,
Mir zum Verderben, das ich büße mit Thränen so schwer!
Grausame Hand, die mich und meinen Bruder gemordet!
Und du leerer Schall, Schwur, den ich heischt', er mir gab!
Wider mich haben sich Schlaf und Wind' und Schwüre verschworen;
Ich, ein Mädchen — und drey falsche Verräther um mich!
Ach, so soll ich sterbend der Mutter Thränen nicht sehen;
Keiner, sink ich erbleicht, drücken die Augen mir zu!

Soll

V. 106. Der Minotaurus, ein Sohn der Pasifae und Bruder der Ariadne, war ein Ungeheuer, halb Mensch und halb Stier.

Soll mein unglücklicher Geist in Lüften der Fremde verfliegen,
Keiner Freundin Hand salben mein starres Gebein!
Auf mein unbegrabnes Gerippe der Reiger sich lagern!
Ist dies ein würdiges Grab? Hab ich wohl dieses verdient?
Kekrops Häfen segelst du zu. Mit Jubel empfangen
Wann du erhaben da stehst einst auf der Burg von Athen,
Und mit Stolz vom Tode des Minotaurus erzählest,
Und dem Felsengebäu zahllos mit Wegen durchkreuzt:
Dann erzähl' auch von mir auf wüstem Eiland Verlaßnen;
Schweige ja nicht von mir, wenn du der Thaten dich rühmst!
Nein, nicht dein Vater ist Aegeus, nicht du der Pittheischen Aethra
Sprößling; Felsen und Meer haben dich Frevler gezeugt!
Wollten die Götter, du hättest vom hohen Schiff mich gesehen!
Meine Trauergestalt hätte vielleicht dich gerührt.
Aber jezt, jezt sieh mich, mit Augen nicht mehr, in Gedanken,
Schwebend über dem Fels rastlos von Wogen gepeitscht;
Sieh, wie im Winde mein Haar das traurige Antlitz umflattert,

V. 128. Felsengebäu, das Labyrinth auf Kreta, worin Theseus den Minotaurus erschlug.

Und von Thränen mein Kleid ganz wie von Regen so schwer!
Sieh, gleich der Saat vom Norwind bestürmt, wie die Glieder mir schauern,
Und der Griffel mir wankt unstät in zitternder Hand!
Nicht bey meinen Verdiensten um dich, (sie waren mein Unglück)
Fleh' ich dich — mir gebürt keine Belohnung dafür;
Aber Strafe doch nicht. Hab' ich dir nicht das Leben gerettet?
O, so verdien' ich doch nicht, daß du zum Mörder mir wirst!
Diese Hände, schon müde den traurigen Busen zu schlagen,
Streck' ich Unglückliche hier über die Fluten dir zu;
Zeige dir hier voll Kummer der Locken traurige Reste,
Flehe mit Thränen, die du, Frevler, zu weinen mich zwingst:
Wend', o Theseus, dein Schiff, o! kehre mit schwellenden Segeln!
Bin ich schon eher erblaßt, sammle doch du mein Gebein!

C. W. Ahlwardt.

VII.

V. 150. Es verdient bemerkt zu werden, daß Arioſto in ſeinem Orlando, im 10ten Geſang, die Geſchichte Ariadne's unter

VII.

An den Verfasser
der Reise in die mittäglichen Provinzen
von Frankreich im Jahr 1785 bis 1786.

Mit Vergnügen, mit Entzücken,
Las ich die geweihte *) Zahl
Deiner Bücher; sie verrücken
Sinn und Kopf mir auf einmal.

Fein gewebet ist das Märchen,
Voll von süßer Fantasie;
Und das heuchlerische Klärchen
Raubt mein Herz, und quält es nie.

Zauberisch von ihr verführet,
Träumt' ich mich in's Paradies,
Und wie froh, daß unberühret
Uns die Wächterin entließ!

unter der Geschichte der Olympia nacherzählt. Noch merkwürdiger aber ist, besonders bey einem so originellen Dichter wie Arioſto, daß er diese ganze Heroide fast wörtlich in dieser Erzählung übersetzt hat. Um sich hievon zu überzeugen, bitte ich den 10ten Gesang, Stanze 20 bis 35 nachzulesen. Daß Burmann und die lateinischen Interpreten Ovids diese Nachahmung nicht bemerkt, wundert mich nicht; aber daß sie den Kommentatoren und Uebersetzern des Arioſto, einem Fornari, Ruscelli, und unserm Meinhard entgangen, ist mir unbegreiflich.

*) Den dritten, vierten und fünften Theil der Reise.

Ihr verstellten Tugenddrachen
Waret stets ein Aerger mir;
Unschuld treulich zu bewachen,
Lauscht ein Freund im Herzen — hier!

Sanftes Lächeln eines Engels,
Schüchternheit in Wort und Blick,
Seyd ihr nicht des heil'gen Sprengels
Sichrer Schutz vor Mißgeschick:

O, so werden tausend Lanzen,
(Schwächer als vor Sonnenschein
Florne Fächer euch verschanzen)
Und Karthaunen fruchtlos seyn!

Aber ach, daß in der Kammer
Schwarze Farbe sich ergeß;
Daß der Stimmung frost'ger Hammer
Klärchen innerlich verdroß!

Und daß in der stillen Feyer
Den Verlust ihr Geist beklagt!
Dies ist schuld, daß meiner Leyer
Jetzt, vor ihr, der Klang versagt!

Soll ich trostlos sie bedauern,
Daß ein Fetz den Sieg gewinnt?
Einsam an den Bächen trauern,
Weil ihr Ruhm, wie Eis, zerrinnt?

Nein, Geliebter! laß mich lachen,
(Thränen giebt es ja so viel!)
Menschen sind in Herzenssachen
Nur des blinden Glückes Spiel!

Flieh', mit tiefgefurchten Runzeln,
Aller Welt verhaßte Schaar!
Siehst du nicht der Grazien Schmunzeln,
Das noch nie dir günstig war?

Schmähe nicht den holden Dichter,
Lästre nicht, wenn Witz und Scherz,
Trotz dem Gift der Splitterrichter,
Labung sind für Geist und Herz!

Und, ihr Mütter, schließt die Reise
In dem eignen Tagbuch' ein;
Jeden Schritt aus dem Geleise
Laßt euch kluge Warnung seyn!

Sorgt dafür, daß eure Kinder
Nicht nach beyden Büchern sehn;
Töchter dürften noch geschwinder
Als die Mütter untergehn!

VIII.

Anzeigen.

Den Zeitgenossen.

Keine Bemerkung drängt sich dem Beobachter öfter auf, als die des wechselseitigen Einflusses, welchen die Menschen und ihr Zeitalter auf einander haben. Will jemand behaupten, daß, im strengen Verstande, die Menschen ihr Zeitalter machen, und daß, Naturerschütterungen

gen und Erscheinungen ausgenommen, nur menschlicher Wille die erste Triebfeder aller Begebenheiten sey: so muß er dennoch einräumen, daß kein einzelner Mensch, kein einzelnes Volk, man darf sagen kein einzelner Welttheil, irgend etwas Großes oder Kleines unternehmen und ausführen könne, ohne dabey von den Bedürfnissen ihrer Zeit geleitet, gestimmt und endlich gemeistert zu werden. Wiederum kann die Zeit nichts hervorbringen, vermag selbst die mütterliche Erde nichts zu gebähren oder zu vernichten, dessen Bestimmung und Erfolg nicht den Kräften der Menschen überlassen werden müßte. Mit weiser Bedeutung nennt daher die so oft belehrende deutsche Sprache alle Lebenden: Genossen der Zeit. Aber nicht bloß große Staatsverhältnisse stehen in gegenseitiger Verbindung. Gelehrsamkeit, Handel, Künste des Bedürfnisses und des Geschmacks, Sprache, Unterhaltung, Spiele, kurz alles, bis auf die Kleidertrachten herab, giebt und empfängt, in mannichfachen Tinten und Schattierungen, die herrschende Farbe seiner Zeit. Sogar die höchste Erhabenheit und Verirrung des menschlichen Verstandes, die Prüfung seiner Kräfte, die Annäherung zu solchen Wahrheiten, deren Gewißheit ihm versagt ist, deren Erforschung ihm theuer bleibt, seine Zweifel, seine Ahndungen und seine Hoffnungen, huldigen noch der Zeit in der er lebt, und er beurtheilt die Zukunft nach den Resultaten seiner Erfahrung.

Wem kann es gleichgültig seyn, die Fäden mit welchen die Gegenwart an der Vergangenheit hängt und sich an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, aber dem Beobachter immer merkliche Band, welches Staaten und einzelne Menschen, Begebenheiten und Spekulationen, Nothwendigkeit und Willkühr, Ernst und Tändeley mit einander verbindet, zu verfolgen? Welcher Einzelne kann sich rühmen, er vermöge eine voll-

vollkommen genügende Uebersicht dieser wichtigen Verkettung aufzustellen?

Eine Verbindung mehrerer Personen zu diesem Zwecke, der ihnen allen gleich wichtig und klar wäre, Kenntnisse verschiedener Art, Beschäftigung, Studium und Lebensweise, welche jedem derselben einen andern Wirkungskreis anwiesen, der Vortheil, nicht einer wie der andere in der nämlichen Provinz geboren, und durch die nämliche Erziehung und Verfassung zu gleichen Vorurtheilen gestimmt zu seyn, gemeinschaftliche Prüfung und wechselseitige Nachgiebigkeit, dürften sich vielleicht schmeicheln, etwas nützliches zu schaffen, wenn sie die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und Künste ihrer Zeit und ihres Landes, in wechselseitiger Beziehung auf einander darzustellen, und ihre Farbe und Verbindung anzugeben versuchten, ehe die flüchtige Tinte verschwindet, ehe das leise Band sich tiefer versteckt. Nur daß Wahrheit und Bescheidenheit die Feder führe; nur daß die Vermuthung sich niemals zur Gewißheit aufwerfe, und weder Schwärmerey den Werth einer Kleinigkeit erhöhe, noch untheilnehmende Kälte einen der Menschheit wichtigen Gegenstand verachte oder vernachläßige!

Wir sind Deutsche, wir sind durch Landsmannschaft, Studium und Lebensweise verschieden, zu alt ohne Prüfung zu bewundern, zu jung irgend etwas Großes ohne Theilnahme zu betrachten. Wahrheit geht uns über alles; unser Herz blutet, wenn wir Worte der Wahrheit aus dem Munde der Unbescheidenheit vernehmen.

Wir hoffen daher, was uns an andern unangenehm ist, niemals unwillkührlich selbst zu verschulden, da uns ja das große Hülfsmittel bleibt, einer den andern beobachten zu dürfen.

Uns

Uns allen liegt der obenbemerkte Zweck am Herzen, wir haben uns zu demselben verbunden; aber weit entfernt auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, werden wir uns belohnt genug halten, wenn das Publikum nur unsern einzelnen Beiträgen Interesse, und dem Ganzen die Anerkennung eines würdigen Zwecks zugesteht.

Zum Versuch erscheint mit dem Anfange des künftigen Jahres, monatlich ein Heft von sechs Bogen, in dem Format, auf dem Papier, und mit den Lettern dieser Anzeige, *) unter dem Titel:

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Jedes Stück enthält in stehenden Artikeln:

I. Eine politische Uebersicht der Begebenheiten des vergangenen Monats, oder, bey entfernten Ländern, desjenigen, was von ihnen allererst im vergangenen Monate ruchtbar geworden.

II. Nachrichten von dem Lesenswürdigsten in der neuesten Litteratur.

III. Merkwürdigkeiten des Auslands.

IV. Kunstgeschichte des Tages.

V. Theater.

VI. Musikalien.

VII. Neuigkeiten aus dem Gebiete der Mode, mit nöthigen Abbildungen begleitet.

Unter der eingeschalteten Rubrik: **Eigne Aufsätze**, werden theils ernste, theils unterhaltende Gegenstände den Leser beschäftigen. Oft mag es seyn, daß Nachrichten,

*) Wie bey der deutschen Monatsschrift.

ten, deren die stehenden Artikel nur kurz oder beyläufig erwähnen konnten, hier eine nähere genügendere Ausführung, oder wofern es nöthig ist, Berichtigung finden. Vorzüglich aber ist dieser Platz den Beyträgen solcher Theilnehmer gewidmet, die, von dem Orte, wo das Journal herauskommt, entfernt, keine beständig thätigen Mitarbeiter seyn können.

Zu diesen zählen wir Abhandlungen, Erzählungen und Gedichte, und überhaupt alles was belehrt und unterhält, was die Zeit und den Geschmack karakterisiert.

Als Hauptgesetz sind bey der ganzen Arbeit Kürze und Faßlichkeit anerkannt. Wir wünschen, daß unsre Beyträge keinem gebildeten wenn gleich ungelehrten Leser unverständlich, keinem gelehrten und geschmackvollen Leser überlästig und alltägtich scheinen mögen. Aber die Annäherung zu diesem schwer erreichten Zwecke hängt nicht einzig von uns ab. Nur Nachsicht mit einem mühseligen Anfange kann uns ermuntern, und soll uns gewiß nicht nachlässig machen. Daß aber diese Nachsicht gerecht seyn dürfe, ist unsre Sorge, und alles, wozu wir uns ohne Prahlerey anheyschig machen zu können glauben. Von der Erfüllung dieses Versprechens wird nothwendig die Erweiterung unserer bereits ansehnlichen Korrespondenz abhängen, die freylich unsern Lesern nicht weniger vortheilhaft werden muß als uns, die wir aber nur der Ueberzeugung verdanken wollen, daß wir derselben nicht unwerth sind. Unter solchen Bedingungen thun unsere Namen nichts zur Sache, weil wir der persönlichen Begünstigung unserer Freunde in Rücksicht auf diese Unternehmung entsagen, und dieselbe bloß durch den Werth ihrer Absicht und Ausführung stehen oder fallen lassen wollen.

Wem diese Absicht gefällt, wer sie zu unterstützen geneigt ist, der unterzeichnet auf den Jahrgang 4 Thlr.

12.

12 Gr. Nur von der Anzahl der Unterzeichner hängt es ab, ob dieser Plan ausgeführt wird; denn wir möchten nicht gern, daß dieser Plan und seine Realisierung nur für eine kurze Zeit und von der wetterwendischen Laune des Publikums abhängig, sondern von den Kennern und denen, welche mit der Zeit und dem Geschmacke fortzuschreiten streben, unterstützt werde. — Darum werden nur wenige Exemplare über die Zahl der Unterzeichner gedruckt. Herr Friedrich Maurer in Berlin, dessen sorgfältige Thätigkeit dem Publikum rühmlichst bekannt ist, hat den Verlag der neuen Monatsschrift übernommen.

Die Redacteurs.

Bey der nicht kleinen Anzahl bereits vorhandener Journale würde ich es nicht wagen, deren Zahl noch durch ein neues zu vermehren, wenn mir nicht der interessante Plan und die vorzüglichen Talente der achtungswürdigen Herausgeber desselben die Gewißheit gäben, daß dieses Journal auch nicht hinter einem der schon existirenden zurückstehen, und einen so vorzüglichen Werth erhalten werde, der es dem Publikum wichtig und wünschenswerth mache. Von der Zahl der sich entweder unmittelbar oder durch die ihnen zunächst liegenden Postämter und Buchhandlungen an mich oder das hiesige Königl. Hof-Post-Amt wendenden Besteller, soll die Erscheinung und die Auflage dieser Monatsschrift bestimmt werden. Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang ist, wie schon erwähnt, hier in Berlin 4 Rthlr. 12 Gr. — welche spätestens beym Empfang des dritten Stückes bezahlt werden müssen. Alle Briefe und etwanigen für dies Archiv bestimmte Beyträge erwarte ich postfrey. Berlin, am 20sten September 1794.

Friedrich Maurer.

Digitized by Google

Der neue Teutsche Merkur.

12. Stück. December 1794.

I.

Probe einer freyen Uebersetzung des Orlando furioso.

Erster Gesang. Stanze 1 — 59.

Ritter und irrende Schönen, der Liebe Freuden, des Krieges
Blutige Gräu'l, Buhlschaften und kühne Thaten besinn ich,
Thaten aus jener Zeit, als nach Europa die Mohren
Kamen und weit umher so grausam hauf'ten in Frankreich;
Denn so wollt' es die Wuth, der Tollsinn ihres Beherrschers
Agramant, der jugendlich keck sich rühmte, Trojanens
Tod an König Karl, dem römischen Kayser, zu rächen.

Digitized by Google

Auf demselbigen Wege gedenk' ich ferner, von Roland
Dinge zu sagen, die weder in Prosa noch Reimen gesagt
sind,
Wie die Liebe den Starken bezwang, ihn rasend und
unklug
Machte, wiewohl er sonst ein gar verständiger Mann
war,
Wenn (dies ding' ich mir aus) wenn anders Jene, die
leider!
In den nämlichen Fall mich selbst beynahe gebracht hat,
Und mein ärmliches Reschen Talent von Tage zu Tage
Noch vermindert, die Sinne mir läßt, mein Wort zu
erfüllen.

Roland hatte schon lang' Angelikens Reitzen gehuldigt,
Hatte der Indier Lande mit ihr, der Meder und Tartern
Weite Gebiete durchkreutzt und allenthalben Trofeen
Seiner Geliebten zu Ehren erkämpft. Jetzt führt' er
die Schöne
Mit sich in's Abendland. Schon sahn sie Spaniens
Berge
Vor sich und König Karls weitschimmernde Zelte. Der
Kayser
Hatte mit Frankreichs Völkern und Deutschlands reisigen Knechten

Hier

Hier sein Lager gespannt; hier wollt' er den Herrschern der Mohren,
Agramant und Marsil die stolzen Plane vereiteln.
Dieser führte sein Volk, so viele nur Degen und Lanze
Tragen konnten, herüber aus Afrika, Spanien wälzte
Jener voran, der Franken gesegnetes Reich zu verheeren.
Aber sie sollten nun bald, so schwur der Kayser, sich selber
Ueber ihr tolles Beginnen in's Antlitz schlagen. Der Graf kam
Wie gerufen; doch freuet' er sich nicht lange der Heimkunft.

Seine Geliebte (so grausam trügt der Menschen Erwartung!)
Seine Geliebte, die er von Ost bis Westen in langem
Stets erneuertem Kriege beschützt, Angelika ward ihm
Jetzt genommen, im Kreise so vieler treflicher Freunde,
Sonder Schwertschlag, mitten im Vaterlande genommen!
Karl, sein Oheim selbst, entfernte sie zeitig dem Ausbruch
Eines entglommenen Brandes, der schrecklich drohte, zu wehren.

Unser Ritter gerieth mit einem seiner Verwandten
Heftig in Fehde; Rinald, sein Vetter, glühte nicht minder

Ungeduldig als er für jene bewunderte Schönheit.
Aber der weise Monarch, der schon seit langem mit Kriegen
Dieser Gattung bekannt und ihnen nicht sonderlich hold
war,
Nahm den Apfel des Zankes und gab ihn dem Herzog
von Bayern.

Dieser sollte ihn Dem zu süßem Danke bewahren,
Welcher am Tage des nahen, des großen Treffens die
meisten
Sarazenen erschlüg' und die schönsten Thaten vollbrächte.
Doch ganz anders entschied der Ausgang; denn die Ge-
tauften
Flohen, der Herzog wurde mit vielem Volke gefangen,
Preis gegeben dem Feinde sein Zelt. Die verlassene
Dame
Wäre gewiß die Beute der wilden Sieger geworden;
Aber ihr ahnten die Ränke des Glücks, das heute den
Christen
Fahne rebellisch verließ; denn lange vor der Entschei-
dung
Sprang sie aufs Pferd und wandte, so bald es Noth
war, den Rücken.

Vor ihr breitet' ein Wald sich dahin. Sie lenkte
den Zelter
In das Gebüsch, und siehe! das erste, was in den Ge-
büschen

Ihr

Ihr begegnete, war ein stattlicher Ritter zu Fuße,
Welcher im Fluge sich nahte. Gedrückt von dem lassenden Panzer,
Auf dem Kopfe den Helm, das Schwert am Gurte, des Schildes
Wucht an dem Arm, — so rannt' er daher, wie der hurtigste Landmann
Halb entkleidet zum Ziele des rothen Gewandes voranstrebt.
Aber die Hirtin springt, durchbebt von Grauen, so schnell nicht
Vor der abscheulichen Natter hinweg, als Jene den Zügel
Rückwärts zuckte, so bald sie des kommenden Kriegers gewahrte.

Rinald war es, der würdige Sohn des tapferen Amon,
Erbe von Montalban, der seinen entlaufenen Zelter
Wieder suchte. So weit er auch noch von der Schönen entfernt war,
Doch erkannt' er den göttlichen Wuchs, erkannte das Antlitz,
Das schon lange sein Herz mit Liebesnetzen umgarnt hielt.

Armer Ritter, sie flieht! Mit losgelassenem Zügel
Spornt sie durch's Holz das gewendete Pferd. Sey sicher und eben

Oder verwachsen der Pfad, bleich, zitternd, ohne Besinnung
Ueberläßt sie die Sorge, sich Bahn zu machen, dem Rosse.
Auf und nieder im Dunkel der hohen, furchtbaren Waldung
Kreutzte sie wild umher, bis ein Gewässer sie aufhielt.

Ueber die Fluth gebückt, voll Schweiß, mit Staube bedeckt stand
Ferrau, den heiße Begier zu trinken und Sehnsucht
Nach Erholung zuerst vom Schlachtgefilde getrieben.
Jetzt verweilt' er am Flusse mit Widerwillen; denn heftig
Auf das Wasser erpicht, unachtsam hatt' er den glatten
Helm zu lose gefaßt, ihn fallen lassen und sucht' ihn
Unter der diebischen Fluth vergebens wieder zu finden.

Plötzlich hört' er indessen der hergescheuchten Prinzessin
Ueberlautes Gekreisch. Es hören und auf das Gestade
Springen war Eins. Er blickt' ihr in's Antlitz. Himmel! ihr Antlitz
War, von Schrecken verwirrt, ein blasses Bild der Bestürzung.
Aber die Blässe nicht, und nicht die Monden, in welchen
Keine Kunde von ihr dem Ritter zu Ohren gekommen,

Hin-

Hinderten ihn, die Schöne beym ersten Blicke zu kennen.

Höflich und kühn, wie er war, (vielleicht auch pocht' ihm nicht leiser,
Als den entzweyeten Vettern, das Herz;) wie konnt' er der Göttin
Was er an Kraft besaß, zu Schutz und Schirme versagen?
Ohne den Mangel des Helms sich irren zu lassen, entblößt'er
Hurtig sein Schwert, und eilte mit hochgeschwungenem Eisen
Drohend herüber, wo wenig erschrocken Rinald ihn erharrte.
Zwar erblickten sich beyde zum erstenmale; doch durfte
Jeder zur Auskunft nur des Gegners Waffen betrachten.

So begannen sie denn zu Fuße, wie sie sich fanden,
Schwert an Schwert die gewaltige Fehde. Die Schienen der Rüstung
Flogen zersplittert umher; kein Amboß hätte den Streichen
Ausgedauert, wie sollten's der Harnische schwache Gelenke?
Immer erbitterter ward die Mordschlacht, günstiger immer

Für Angelikens Wunsch. Auch ließ sie den Zelter nicht feyern.
Weg vom Platze des Kampfs mit unermüdlichen Sporen
Jagte sie ihn durch Wälder und Thäler, indeß die Betrog'nen,
Eifriger stets, einander den trotzigen Nacken zu beugen,
Sich mit knirrschender Wuth und gleichen Kräften zerquälten.
Endlich hielt sich der Franke nicht mehr; ihm wogte des Herzens
Feuer in alle Puls' und stürmte, Luft zu gewinnen.

Halt! so nahm er das Wort, du willst mir schaden, und schadest
Dir nicht minder; denn irrt mein Glaube nicht, haben der neuen
Sonn' entzückende Stralen auch dir den Busen entzündet,
Welchen Gewinn bezweckest du, mich noch länger zu weilen?
Meine Gefangenschaft, mein Tod erobert die stolze
Schöne dir nicht; sieh! während wir schlagen, ist diese schon über
Alle Berge. Wol auf! zu Pferde! Verrenne die Flucht ihr
Eh sie weiter entrinnt. Wenn uns die Dame gewiß ist,

Dann

Dann entscheide, wer ihren Besitz verdiene, das Eisen.
Abentheurlich, bey Gott! daß zwey verständige Männer
Athem und Zeit verschwenden, um — Wunden und
Reue zu beuten.

Also sprach er, dem Heyden gefiel der Vorschlag. Der Kampf ward
Ausgesetzt, und plötzlich ein solcher Stillstand errichtet,
So versetzte der Haß und so der Eifer, daß unser
Braver Sarazene sich's nicht erlaubte, vom Ufer
Wegzureiten und seinen Rival zu Fuße zu lassen.
Herzlich lud er ihn ein, er bat, er nöthigte, nahm ihn
Hinter sich auf und sprengt' im Galoppe den Spuren der Flucht nach.

O des biederen Sinn's der alten Ritter! Sie waren
Nebenbuhler und Glaubensfeind' und fühlten im ganzen
Körperbaue den Brand der unbarmherzigen Streiche;
Doch durchreisten sie so die düstern Fören und Berge
Sonder Verdacht! Fort stürmte, von vier bewaffneten Fersen
Angestachelt, das Roß, bis endlich die Straße sich theilte.
Hier nun galt es, den Weg der Dame schleunig zu rathen;

Aber den einen der Pfade bezeichneten so wie den andern
Neue Spuren; die Ritter vertrauten sich lieber dem Zufall.
Rinald wandte sich links, der Sarazene zur Rechten
Tiefer in's Holz und tiefer in hundert Krümmen, — die letzte
Führt' an's Ufer des Flusses, den er verlassen, zurücke.

Hoffnung und Möglichkeit, Angeliken wieder zu finden,
War nun also dahin. Der Spanier gab sie verloren,
Aber noch nicht den versunkenen Helm. Noch einmal zu suchen
Stieg er auf's niedrigste, nasse Gestad' herunter. Auch das war
Kein sehr leichtes Geschäfft; denn dieser steckte natürlich,
Tief im Sande. Der Ritter, mit einem gewaltigen Aste,
Den er zum Stocke gemacht, bewaffnet, wühlt' in den Wellen
Grimmig umher, und prüfte mit Schlägen und Stößen. Kein Fleckchen
Blieb von dem Bette des Flusses verschont; doch als er nun endlich
Knirrschte vor Ungeduld, so lang' hier weilen zu müssen,
Plötzlich hub sich in Mitte der Fluth — entsetzlicher Anblick! —

Eine

Eine Menſchengeſtalt bis an die Bruſt aus dem Waſſer.

Kriegeriſch war die Geſtalt, geharniſcht, einzig der Kopf war
Unbedeckt; ſie zeigte den Helm in der Rechten, den lieben
Nämlichen Helm, um welchen der Ritter ſo lange ſich mühte.
Ha Verräther! begann das Geſpenſt, wortbrüchiger Bube!
Warum dünkt es dir jetzt ſo unerträglich, zu miſſen
Was du ſchon lange mir ſchuldig geweſen? Entſinne dich, Heide,
Daß du an dieſem Geſtad' Angelikens Bruder erſchlagen,
(Dieſer Bruder bin ich) daß du geſchworen, ihm Alles,
Waffengeſchmeid' und Helm, hier dieſen! in dieſe Gewäſſer
Nachzuwerfen. Du thateſt es nicht. Wenn jetzo das Schickſal
Dein Verſprechen erfüllt, — gieb dich zufrieden! und mußt du
Ja dich härmen, ſo härme dich über den ſchändlichen Meineid.
Lüſtet dich aber zu ſehr nach ſeinen Helmen, ſo ſuch dir

Einen andern auf, um ihn mit Ehre zu führen.
Treflich ist Rolands Helm, Rinalds noch besser; den einen
Hat vor diesem Almont, Mambrin den andern getragen.
Fasse den Muth, von ihnen dir einen zu beuten; doch diesen,
Meinen alten, du hast mir ihn ja zu lassen versprochen,
Darum laß mir ihn auch; Worthalten ist immer das Beste.

Unserm Spanier stieg mit unaussprechlichem Grauen,
Als er den Schatten erblickte, das Haar; die Farbe der Wangen
Starb und das Wort im Munde, der eben zu reden sich aufthat.
Als Argalja nachher (Argalia hieß der Erschlagne)
Seine gebrochne Treue so bitter rügte, da bebt' er
Bis zum Weinen vor Aerger und glühte von innen und aussen.
Ans Entschuldigen war nicht wohl zu denken; die Scene
Spielte zu rasch, und leider! verschloß das böse Bewußtseyn
Ihm die Lippen. Der Held ertrug es nicht. Gar zu empfindlich

Fuhr

Fuhr die Beschämung dem Edlen durch's Herz. Er schwur bey dem Leben
Seiner Mutter, sich nie mit einem Helme zu decken,
Als dem guten, den einst mit unentrinnbaren Händen
Roland in Aspramont von Almonts Haupte gerissen.

Daß er treuer den Schwur, als jenen ersten, gehalten,
Werden wir künftig sehen. Mit seinem Aerger, der viele
Tage nachher noch feindlich auf seinem Gesichte sich mahlte,
Trat er zur Stunde die Wanderung an, den Besitzer von Almonts
Helm zu suchen, der nun sein großes, einziges Ziel war.

Anderes Abentheuer bestand auf anderer Fährte
Jener von Montalban. Er war nicht lange gelaufen,
Als er Bajarden erblickte, sein ungebändigtes Kampfroß,
Das den nämlichen Weg heruntertanzte. So steh doch!
Steh doch endlich, lieber Bajard! Du kennest den Schatz nicht,
Welcher mit dir mir entgeht! — Er rief vergebens. Der Zelter
Hörte für diesmal nicht und eilte nur schneller in's Weite.

Schnarr

Schnaubend vor Wuth, die seine noch übrigen Kräfte verzehrte,
Stürmte der Ritter ihm nach. Ich folgt' ihm gerne; doch laßt uns
Lieber die Dame geleiten, die sonst zu weit sich entfernet.

Wilde Gebürg', Einöden und schwarze, schreckliche Wälder
Waren ihr Weg. Ein Aestchen, ein Blatt, die leis' in den Eichen,
Ulmen und Buchen sich neben ihr regten, erfüllten mit jähem
Schrecken ihr Herz. So war sie, von dieser nach jener, von jener
Seite nach dieser gescheucht, in unaufhörlicher Irre.
Wie das schüchterne Wild, ein Gemslein, oder ein Hirschkalb,
Wenn es im Schatten des heimischen Busches auf einmal den Tieger
Sieht, der im Sprunge sich naht und seiner Mutter die Kehle
Gierig zusammenknirrscht, und Brust und Seiten ihr aufreißt,
Wie es von Walde zu Walde sich vor dem blutigen Würger

Flüchtet.

Flüchtet; bey jedem Strauch, an dem es im Laufe vorbeystreift,
Setzt es empor, wildschaudernd, und wähnt sich im Rachen des Mörders:
Also floh sie, und fürchtet' in jedem Schatten, der seitwärts
Unvermuthet erschien, Rinalden. Ohne zu ruhen,
Ohne zu wissen woher und wohin, und immer im Kreise,
Floh sie den Tag und die Nacht und die Hälfte des folgenden Tages.

Endlich umfieng sie ein freundlicher Hain, der schauernd im sanften,
Frischen Hauche der Weste die dunkeln Zweige bewegte.
Zwey krystallene Bäche, die sich im Innern des Haines
Murmelnd ergossen, verjüngten umher der duftenden Kräuter
Zarten Wuchs, und ihr zögernder Lauf, von kleinem Gesteine
Unterbrochen, ergötzte mit süßem Getöne den Hörer.

Jetzo war sie doch wohl auf tausend Meilen aus Rinalds
Augen entfernt und sicher, um endlich einige Stunden
Von der erschöpfenden Reis' und der unerträglichen Schwüle

Sich erholen zu dürfen! Sie dacht' es und stieg von dem Sattel
Nieder auf Blumen, entzügelt' ihr Pferd, und hieß es nach eignem,
Freyem Gelust die Krümmen der klaren Wasser umirren,
Wo das frischeste Gras vom Ufer lockend emporschwoll.

Siehe! nicht weit von dannen ersah sie ein schönes Gebüsche,
Blühende Dornen mit Rosen durchwirkt, das, gegen der Sonne
Niederdringende Glut von hohen, schattigen Eichen
Ueberwölbet, im Bache sich spiegelte. Mitten geräumig
Bot es ein heimliches Kämmerchen dar, wo Dunkel und Kühle
Nächtlich herrschten; denn rings verwebten sich Blätter und Zweige,
Undurchdringlich den Strahlen des Tag's und den schärfesten Augen,
Und der innere Boden, mit weichem Moose gepolstert,
Lud den Waller zur Ruh. Dies Plätzchen wählte die Dame,
Bettete dort sich hin und entschlief dort. Aber nicht lange

Schlum-

Schlummerte sie, da däucht' ihr, als ob sie näher und näher
Eines Kommenden Tritte vernähme. Sie richtete lauschend
Leise sich auf, und sah, daß an dem Ufer ein Wandrer
Eingetroffen, ein Ritter, von Kopf zu Fuße gewaffnet.
War es ein Freund? ein Feind? Sie wußt' es nicht. Wechselnd durchbebten
Furcht und Hoffnung ihr klopfendes Herz; doch ließ sie, den Ausgang
Bang' erwartend, dem Herzen nicht Einen Seufzer entschlüpfen.

Jener indessen setzt' am andern Ufer sich langsam
Nieder und stützt' auf's Knie den Ellenbogen, die Wangen
Auf die Hand, so daß er, in Einen großen Gedanken
Tief und tiefer versenket, ein unbeweglicher Stein schien.
Eine Stund' und länger verweilte mit hängendem Haupte
Dort der trauernde Ritter, und endlich klagt' er im Tone
Banger inniger Qual, so süß und schmelzend, er hätte
Felsenstücke gesprengt, blutdürstende Tieger besänftigt.
Seufzend klagt' er; es schienen, von strömenden Thränen befluthet,

Seine Wangen ein Bach, sein Herz ein Aetna. Gedanke!
Rief er, der ohne Ruhe mit Frost und Feuer mein Herz füllt,
Unerschöpfliche Quelle des Gram's, der marternd mich aufreibt!
Was beginn' ich hinfort, da mir ein Andrer den Vorlauf
Abgewonnen, und längst die köstliche Blume gepflückt hat?
Ach! ein Andrer genießt der ganzen, herrlichen Beute;
Mir, mir Armen ist höchstens ein Wort, ein lohnendes Lächeln,
Ist nicht Blume, noch Frucht zu Theil geworden. Wozu denn
Quält um die Falsche sich länger mein Herz? — Die reifende Jungfrau
Gleicht der Rose; so lange noch dies' in des heimischen Gartens
Sicherer Einsamkeit, von keiner Heerde, von keinem
Hirten besucht, sich wieget und duftet, neiget sich Allen
Liebend ihr zu; die schmeichelnde Luft und der thauende Morgen,
Erd' und Himmel begünstigen sie; sie wählet der Jüngling
Und das liebende Mädchen, um Schlaf' und Busen zu schmücken;

Aber noch kaum entbrochen dem Mutterzweige verliert sie
Alles, des Himmels Gnade, der Menschen Liebe, die Schönheit,
Duft und Blüthe sind hin! So schwinden die Reitze der Jungfrau,
Welche den herrlichsten Schmuck, der Unschuld Perle, die theurer
Als die schönen Augen und selbst das Leben ihr seyn soll,
Einem opfert, so schwindet ihr Werth in den Herzen der Andern.
Sey sie denn auch verächtlich, die Buhlerin, allen verächtlich,
Einzig von Jenem geliebt, dem sie verschwendend sich hingab!
Undankbares Geschick, wie grausam! Andere schwelgen,
Ich nur welke verdorrend dahin! — So wär' es denn möglich,
Daß erkaltend mein Herz den süßen Kummer verlernte,
Sie zu lieben? Ich könnte mein eigenstes Leben verlassen?
Nein! weit eher, ihr Götter, als ohne Liebe zu leben,
Wünscht' ich heute das Ziel von meinen Tagen zu sehen.

Wenn mich Einer befragt, wer denn der Fremde gewesen,
Welcher am Bach so bitter geweint? vermeld' ich wie folget:

Jener Ritter, mein Herr! war ein Zirkassier, König
Sakripant, ein geplagter Sklave der Liebe; die Liebe
Ward dem Armen ein Quell von Leiden, Liebe zu Jener,
Die verborgen ihn hört' und bald den Treuen erkannte.

Vom Gestade der Meer', aus denen die Sonne sich hebet,
Hatt' ihn Amor an's Ufer des Niederganges geführet;
Denn mit großem Verdruß erfuhr er dorten: die Schöne
Sey Rolanden nach Westen gefolgt. Hier aber, in Frankreich,
Hieß es wieder: es habe sie Karl von ihren Verehrern
Abgesondert und dem, der für die goldenen Liljen
In dem nächsten Treffen am bravsten föchte, versprochen.

Sakripant war selber im Treffen; er hatte des Kaisers
Blutige Niederlage gesehn, Angelikens Spuren
Dann verfolget, und jetzt sie noch nicht wiedergefunden.
Dieses also der Gram, dies also die Trauergeschichte,
Welche die rührenden Seufzer und Thränen und Klagen ihm auspreßt,
Klagen, rührend genug, die Sonn' im Laufe zu halten.

Doch indessen er sich hier härmet, die lauflichen Quellen
Seiner Augen erschöpft, und ausser obigen Worten

Manches

Manches dem Herzen entstöhnt, was mir der Leser vermuthlich
Willig erläßt, indessen verfügt' es die Laune des Glückes,
Daß er sein ganzes Leiden Angelikens Ohren erzählte,
Fügt' es in Einem Moment, so wider alles Vermuthen,
Als wohl alle Jahrtausende nur zwey Dinge sich treffen.

Aufmerksam belauschte die Dame den König, belauschte
Jede Geberde des Mannes, der trotz der herbesten Prüfung
Unermüdlich getreu sie liebte. Der Kummer des Dulders
War ihr lange bekannt, doch kalt und härter als Marmor
Ließ sie sich nie zum Erbarmen herab; die zärtlichste Minne
Rührte sie nicht, sie, welche vom Indus bis an die Garonne
Keinen würdig befand, sich ihrer Gnade zu rühmen.

Aber verirrt, verloren in diesem unendlichen Walde
Wies sie doch den Gedanken, den König zum Führer zu nehmen,
Nicht verachtend zurück; denn, wem das Wasser an's Kinn geht,

Ist beym Himmel! verstockt, wenn er nicht Helfer herbeyruft.
Läßt sie Diesen entgehn, wo findet ein solcher Geleitsmann
Je sich wieder? ein Held, den, so wie diesen, die längste
Probe treuer als alle, die jemals liebten, bewährte? —
Dennoch dachte sie nicht ihn aufzuheitern, noch minder
Zum Ersatz für alles Vergangene jenes Vergnügen
Ihm zu gewähren, wonach sich am meisten die Liebenden sehnen;
Nein! sie sann und webte mit ihren falschen Gedanken
Gleich ein schlaues Gedicht zusammen, am Bande der Hoffnung
Ihn zu gängeln, so lange sie sein bedürfte, doch länger
Nicht, auch keinen Moment, ihr freches Herz zu verläugnen.

Und mit stolzem Schritt aus ihrem nächtlichen Dunkel
Trat die Göttin auf einmal im vollsten Glanze der Schönheit,
Wie aus Hainen hervor Diana, oder aus einer
Schattengrotte Cythere auf heller Bühne sich zeiget.
Friede mit dir! so sprach sie, durch dich beschirme der Himmel
Unsern Ruf; er möge von falschem Wahne dich heilen!

Keine Mutter erhebt mit solcher bebenden Wonne,
Solchem Staunen das Auge zu ihrem Sohne, dem einz'gen,
Den sie lange beweint; denn lange schon waren die Völker
Ohne Kunde von ihm zurückgekehret: mit welcher
Wonne, mit welchem Staunen der Sarazene die Fürstin,
Ihre Zaubergeberden, ihr wahrhaft englisches Antlitz
Plötzlich vor sich erblickte. Beschwingt von süßem Verlangen
Sprang er über den Bach, den Armen seiner Geliebten,
Seiner Königin zu, die fest an den Busen ihn drückte.
Himmlischsüßer Empfang! Sie hätte das zu Katai
Schwerlich gethan, wahrscheinlich auch hier nicht; aber sein Anblick
Hatte nach ihrem Gebiet', ach! nach dem lieben Geburtsort
Ihr die Seele verzückt und in dem Herzen die Hoffnung
Aufgeregt, in kurzem mit ihm die Schätze der Heimat
Glücklich wiederzusehn. — Umständlich wurde nun Alles
Ihrem Lieben erzählt, ihr Wohl und Wehe seit jenem
Tag', an welchem er selber im Oriente, Verstärkung
Auszuwirken, zum König der Serikaner sie sandte;
Wie der biedere Graf nachher sie vor jeder Gefährde,
Jeglicher Ungeschicht, vor Tod und schnöder Entehrung

Mehr als Einmal geschützt, so daß sie das Blümchen der Unschuld
Unverletzt erhalten, wie Mutter Natur es ihr mitgab.

Möglich! aber ich glaub', ein Mann mit gesünderen Sinnen
Hätte den Kopf geschüttelt. Der König fand die Geschichte
Ganz natürlich; er irrte schon lang' in manchem und gröber!
Was ein jeder bemerkt, macht uns die Binde der Liebe
Unsichtbar, und sichtbar, was keiner siehet. Er glaubte,
Weil der Leidende gern des Herzens Wünsche für wahr hält.

War der biedere Graf, so sprach zu sich in Gedanken
Sakripant, blödsinnig genug, die Zeit zu versäumen,
Schreib' er sich selber es zu! Von jetzt an ladet das Glück ihn
Nicht zum zweitenmal ein. Doch ich bin wahrlich! der Narr nicht,
Sein Nachahmer zu werden. Es sollten die Freuden des Himmels
Zu Gebote mir stehen und so durch sündliche Thorheit

Meinem

Meinem zögernden Arm entschlüpfen, damit ich mich selber
Haßte mein Leben hindurch! Ich will sie pflücken, die frische
Morgenrose. Versäumen ist hier Verlieren. Ich weiß ja
Längst, das unser Geschlecht nichts Liebes dem Weibe zu Liebe
Thut, was süßer, erwünschter die holden Geschöpfe vergnügte.
Mag sie sich immer entrüstet und traurig und weinerlich zeigen,
Kein jungfräuliches Sträuben und kein erdichteter Abscheu
Soll den festen Entschluß von seinem Ziele verdrängen. —

T. W. Broxtermann.

II.

Die Zauberlaterne.

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subiecta fidelibus, et quae
Ipse sibi tradit spectator.

Hor.

Ein junger Zeichner und Maler, dessen früher Tod ein schwer zu ersetzender Verlust für die Kunst war,

hatte den Einfall, die bekannte Zauberlaterne zu einem höhern Grade von Vollkommenheit zu bringen; so daß man vermittelst derselben Figuren in Lebensgröße mit schärfern Umrissen, lebhaftern Farben und stärkern Schatten als gewöhnlich, auf einer dunkeln Fläche darstellen, auch ihre Stellung gegen einander verändern, und so gleichsam lebende Gemälde hervorbringen könnte. — Kenner dieser optischen Maschine werden leicht einsehen, daß sie einer solchen Verbesserung fähig ist.

Für dieses Zauberspiel wollte er eine Reihe von Zeichnungen entwerfen, und darin die Menschen seines Zeitalters — die Menschen wie sie wirklich sind, im Kontrast mit dem was sie seyn könnten und sollten — in wirklichen Handlungen und Auftritten des gesellschaftlichen Lebens darstellen. Er glaubte, mit Hülfe dieser Maschine, wobey die Kunst weder in den begrenzten Raum einer Ebne, noch auf einen Augenblick der Handlung eingeschränkt wäre, sondern wo in demselben Raume mehrere Gegenstände einander ablösen und ihre Stellung verändern könnten, seinen Sittengemälden weit mehr Wahrheit, Leben und Mannigfaltigkeit geben zu können, als es sonst auf der unbeweglichen Leinwand möglich wäre.

Dieser Künstler hatte einen Freund, der sich gern damit beschäftigte, das Thun und Lassen der Menschen zu beobachten, ihre innere Empfindungen durch

durch den äußern so oft verstellten Ausdruck der Geberden wahrzunehmen, die wahren Triebfedern ihrer Handlungen zu erforschen, ihre Reden in die Sprache der Gedanken zu übersetzen, und dabey zu bemerken, wie weit jede verschiedene Art zu denken, zu empfinden und zu handeln, sich seinem Ideal vom Menschen, wie er seyn sollte und könnte, näherte, oder davon entfernt bliebe. Bey seiner unabhängigen Lage und seinen bürgerlichen Verhältnissen konnte er dieser Lieblingsbeschäftigung so oft und viel er wollte nachgehen, den Stoff dazu unter allen Ständen und Klassen der Menschen aufsuchen, und seinen Aufenthalt nach Gefallen verändern. Mit diesem Freunde hatte der Künstler die Verabredung getroffen, daß er ihm die Gegenstände zu seinen Sittengemälde auswählen, und kurze erklärende Beschreibungen davon aufsetzen sollte, welche bey der Vorstellung derselben abgelesen werden könnten. Auf solche Weise wollten diese beyden Freunde der Kunst und der Sittlichkeit die Zauberlaterne, welche gewöhnlich nur als ein Kinderspiel gebraucht, und durch die schmutzigen Karrikaturen, die man oft in den auf den Kauf gemachten, und meistens auch zu höhern Zwecke untauglichen Maschinen dieser Art findet, veredeln und zu einer geschmackvollen, angenehmen und vielleicht auch nützlichen Unterhaltung machen. Allein der Tod wand dem Künstler den Pinsel aus der Hand, ehe er noch das erste Gemälde vollendet hatte. Sein

Freund

Freund behielt nun die bereits entworfenen Beschreibungen für sich, und setzte sie zum Andenken des Verewigten fort. So oft ihm ein malerischer Auftritt in dem tragikomischen Schauspiel des menschlichen Lebens vorkam, dachte er: wie würde mein Lorenzo diese Engel, Teufel und Menschen gezeichnet und zusammen gruppiert haben? und beschrieb das Bild, das ihm seine Fantasie eingab, mit Worten. Die meisten dieser Aufsätze zerriß er dann wieder im Unwillen, daß es nur Gedanken waren, denen die Hand des Bildners fehlte, sie durch einen angemessnen Körper sichtbar zu machen. Doch entgieng eine Anzahl solcher Skizzen diesem Schicksale, die mir der Freund Lorenzo's, in den letzten Jahren seines Lebens auch mein Freund, zu freiem Gebrauche überlassen hat. Ich gebe hier einige davon — die ersten besten, wie sie der Reihe nach folgen — zur Probe, und mißfallen sie nicht, so sollen die andern nachfolgen.

Uebrigens scheint es mir selbst, als wenn die meisten dieser Gemälde, oder eigentlicher, dieser zukünftigen Gemälden entworfenen Beschreibungen, eine lebhaftere Darstellung und mehr fysiognomische Auszeichnung vertragen könnten — was besonders der Fall bey allen denen Stücken ist, welche der Verfasser entwarf als sein Lorenzo noch lebte; und denjenigen Lesern, welche dies mit mir vermissen, sage ich, was mein Freund mir selbst darüber sagte: „Ich kannte meinen Lorenzo, seinen Geist

Geist und seine Kunst zu gut, als daß ich ihm hätte alle Züge vorzeichnen sollen. Ich gab ihm nichts, was seine Einbildungskraft ihm ungleich schöner und besser als meine Feder geben konnte. Meine Beschreibung wollte ich erst dann vollenden, wenn ich das von ihm ausgemalte Bild vor mir hätte."

Auch ist es mir unlieb, daß er den Schleier oft zu dichte gewebt, und manches sogar in das Gewand der Fabel eingekleidet hat. Aber er lebte in einem Zeitalter, wo Wahrheit und Sittlichkeit kaum anders als in Mantel und Maske vor dem Publikum erscheinen durften. Jetzt ist das freylich ganz anders in unsern aufgeklärten Zeiten, wo gewiß kein treuer Diener des Staats deswegen in Ungnade fällt, weil er seinem Fürsten pflichtmäßig die Wahrheit sagt und ihn vor Unrecht warnt; wo kein Sultan und Oberbonze die Menschen zwingt, Augenschirme zu tragen, wenn sie bey gesunden Augen des Schirmes nicht bedürfen, oder in armseeligen Hütten zu wohnen, wenn sie Lust und Vermögen haben sich ein bequemeres und lichteres Haus zu bauen; wo kein Mann, der seine eigenen Augen nicht mit Ehren sehen lassen darf, goldene Ketten zur Belohnung erhält, weil er die Nothwendigkeit der Augenbinden für gesunde Augen vertheidigte; — zu einer Zeit, wo die Wahrheit in Palläſten wie in Hütten laut reden darf, und gerne gehört wird; kurz, wo man alles darauf anlegt, die Menschen weiser und besser zu machen: da ist das freylich

lich ganz anders! Indessen hielt ich mich doch nicht für berechtigt, nach dem Geschmacke neuerer Zeiten abzuändern, was nicht zunächst für diese glücklichern Zeiten geschrieben war.

I.

Das Zucht- und Besserungsinstitut.

Ein neuer Ankömmling wird seinen künftigen Gesellschaftern vorgestellt. — Zwölf Verbrecher gegen den Staat und seine Gesetze müssen, zur wohlverdienten Strafe ihrer Freyheit beraubt, in diesem Zimmer, oder wenn ihr lieber wollt, in diesem dumpfen Keller, bey kümmerlicher Kost und saurer Arbeit für ihre Verbrechen büßen. Alle tragen das Gepräge der Verworfenheit auf der Stirn; den einzigen ausgenommen, der so traurig sich zur Erde nieder bückt, indeß die andern frech und mit teuflischem Lachen den neuen Gesellschafter begrüßen. Wie dieser einzige mit menschlichem Angesichte unter jene Rotte gekommen sey, habe ich nicht erfahren können. Der Oberaufseher des Instituts, den ich darum fragte, wußte es nicht, und der Prediger, dem ich dieselbige Frage vorlegte, antwortete mir: „ich halte mit den Züchtlingen die vorgeschriebenen Betstunden, und bekümmere mich weiter nicht um sie. —"

Der

Der neue Ankömmling ist ein Knabe von vierzehn Jahren, ein unehliches Kind, dessen Mutter vor Gram starb, da ihr Verführer sie verließ, die Richter sie bestraften, die Welt sie verachtete. Der Knabe wurde bis in sein vierzehntes Jahr im Waisenhause erzogen, wollte dann ein Handwerk erlernen, wurde aber von keinem Meister angenommen, weil er ein unehliches Kind war. Da lehrte ihn die Noth stehlen, und brachte ihn ins Zuchthaus.

Armer, armer Knabe! Mit dieser schuldlosen Miene, mit diesem geistvollen Auge, so früh in einer Gesellschaft von Teufeln! — O gewiß, du hattest Anlagen ein guter Mensch zu werden! — Und nun — Doch er soll nur Ein, höchstens Zwey Jahre unter jenen Unmenschen bleiben, und dann, durch Lehre und Beyspiel gebessert, in die menschliche Gesellschaft zurückkehren!

2.

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis Tyranni
Mente quatit solida.

Hor.

Der Fürst, der hier mitten unter seinen Räthen steht, ist im Grunde gar kein übler Fürst; nur Schade,

Schade, daß der Mann, der ihm zur Rechten steht, ein arglistiger Bösewicht, sich des Fürsten Gunst und Zutrauen erschlichen hat! Dieser Fürst nun legt seinen Räthen einen Plan zur Prüfung vor, der ihm und seinem Lande sehr vortheilhaft ist, aber nur nicht ohne Ungerechtigkeit gegen seinen Nachbar ausgeführt werden kann. Der Mann da rechter Hand hat den Plan entworfen, und — freylich fein und versteckt, doch sicher genug, so entworfen, daß er selbst davon den besten Gewinn hat. Darum blickt er nun so unmuthsvoll, so grimmig auf den Edeln, der unter allen am geradesten seinem Fürsten gegen über steht. Konstanz ist sein Name. Der Edle spricht; seht seine feste Stellung, sein offnes Auge, das Seelenvolle in seinem Blick! — Er spricht gewiß für Wahrheit und Recht? Ja, er spricht für Wahrheit und Recht; er beweiset seinem Fürsten; „daß Staaten so wenig als einzelne Menschen ihr Glück auf Ungerechtigkeit gründen dürfen, daß keiner den andern bloß als Mittel behandeln dürfe; daß eine ungerechte That, welche ich in Gesellschaft von Tausenden vollbringe, darum nicht minder ungerecht sey, als hätte ich sie als einzelner Mensch gethan, so wie der Straßenräuber in der Bande nicht weniger strafbar ist als der einzelne Straßenräuber; daß die bürgerliche Gesellschaft, die ihre Glückseligkeit nicht auf Gerechtigkeit stützt, die sich alles erlaubt, was ihr Nutzen bringt, an moralischem Werthe vor einer Räuberbande wenig voraus habe; und daß es sehr

schlimm

schlimm um die Menschheit stehen würde, wenn das Recht des Stärkern, das Löwen- und Tigerrecht, entscheiden sollte.“ „Wir, fährt er fort, unterdrücken unsern schwächern Nachbar; wie nun, wenn ein andrer, mächtiger als wir, uns Gleiches mit Gleichem vergilt? — Guter Fürst, wenn die Klage vor deinen Richterstuhl käme: deine Unterthanen in irgend einem Dorfe hätten den Wald ihrer Nachbaren verwüstet, damit diese genöthigt würden, das Holz von ihnen zu kaufen; oder hätten sie gezwungen, ihnen Knechte- und Mägdedienste zu thun — wie strenge würdest du diese Ungerechten bestrafen! Und das von Rechtswegen! Gerechter Fürst, könntest du die That, die du an einem Dorfe bestrafst, dann billigen, wenn mehrere Dörfer und Städte sie vereinigt thun?“

So spricht der Edle. Und die Wirkung seiner Rede auf die Zuhörer? —

Der mit dem wohlgenährten Angesichte, beyde Hände auf dem dicken herabhängenden Bauche, neben dem Manne mit der Hölle im Auge, denkt an die Mittagsmahlzeit. Sein Nachbar, so wie die beyden, die nach ihm in der Reihe folgen, beobachten die Miene des Fürsten, spähen, wie ihm die Rede gefalle, um danach ihr Urtheil einzurichten. Der fünfte beobachtet in gleicher Absicht die Miene des ersten Raths, dessen Geschöpf er ist. Der, neben dem braven Redner linker Hand blickt zur

Erde, und spielt mit seinem Huthe; er fühlt seine Kleinheit neben dem großen Manne. Das Mienenspiel seiner beyden Nachbaren sagt: Der Narr da will sich zeigen! Der einzige dort am weitesten vom Fürsten entfernte hört dem Redner mit dem Ausdrucke des innigsten Wohlgefallens zu. Und der Fürst kämpft mit sich selbst. Er erkennt Wahrheit; aber diese Wahrheit behagt ihm jezt nicht, und er ärgert sich über den Widerspruch.

Jezt entläßt er seine Räthe. —

Der zweyte Auftritt. Der Fürst mit seinem ersten Rathe allein. Dieser hat eben dem Fürsten die Rede des Herrn Hofschulmeisters, wie er ihn spöttisch nannte, lächerlich gemacht, noch einmal die schöne, das heißt die nützliche Seite des Plans im hellern Lichte gezeigt, seinen Herrn auf das große Verdienst, das er sich dadurch um seinen Staat erwerben, auf die Ehre und die vermehrte Macht und Einkünfte, die er davon haben würde, aufmerksam gemacht, und, so im Vorbeygehn, zur Entschuldigung des Raths Konstanz, den kleinen Umstand angeführt, daß einer seiner von ihm vorzüglich geliebten Brüder in fürstlich Z*en Diensten stehe, dessen Herr nun freylich die Ausführung dieses Planes nicht gerne sehen könne. — Doch wolle er hiemit keineswegs die Treue und den Diensteifer des Raths Konstanz verdächtig machen.

Mit dieser Schlußrede im Munde hat ihn der Künstler hier aufgestellt. Die heilige Miene, die Augen halb geschlossen, die gezuckten Schultern, der Kopf gesenkt, beyde Hände an die Brust gehoben — wer könnte da die gute Absicht des Mannes verkennen? Er kann ja nichts dazu, daß dem Fürsten die hingeworfnen Worte so auffallen.

Der Plan wird ausgeführt, und jener edle Mann — ist in Ungnade gefallen.

Seht hier den Edeln noch einmal in seinem Zimmer! Er weiß, daß er in Ungnade gefallen und seines Amtes entsetzt ist; aber wer sieht ihm das an? Er weiß, daß ihm seine Ehrenstelle genommen ist; aber sieht er nicht so stolz als hätte er an Ehre gewonnen? Und hat er es nicht? — Welche Ruhe, und zugleich welche hohe Würde in seinem Angesicht! — Es thut dem Herzen wohl an diesem Bilde zu weilen; und „er ist deines Geschlechts!" O, wie erhebt das die Seele! — Wer wollte nicht lieber dieser Edle — und wäre es auch im Kerker — dennoch lieber dieser Edle, als seines Fürsten erster Günstling, und als sein Fürst selbst seyn?

3.

Hierofantis.

Im Lande der Hierofantiten wurde in älteſten Zeiten die Gottheit unter dem Bilde der Sonne verehrt, und ihre Gottesverehrung war damals äuſſerſt einfach. Früh ein Gebet bey Sonnenaufgang an die Quelle alles Segens, an den Geber aller guten Gaben: „Gieb uns was uns nützlich iſt, laß uns fromm und gut ſeyn, und brüderlich uns unter einander lieben!“ Dies und ein wirklich frommes ſchuldloſes Leben war ihre ganze Gottesverehrung. Da fand man aber für gut, bey den öffentlichen Frühgebeten Vorbeter anzunehmen; und die Vorbeter fanden für gut, mehr zu thun als man ihnen aufgetragen hatte, beteten nicht bloß, ſondern lehrten auch; und das Volk hörte ſie gern und hielt ſie hoch in Ehren. Aber einige unter ihnen blähte die Ehre auf; die Habſucht verband ſich mit dem Ehrgeitze, aus wohlthätigen Volkslehrern wurden — Prieſter. Zwar erfüllten ſie noch zum Theil ihre edlere, wohlthätige und ehrwürdige Beſtimmung, Lehrer des Volks zu ſeyn, aber doch nur zum Theil. Den meiſten war das Lehramt Nebenſache, und Hauptſache das Prieſterthum; die Lehre ſelbſt war nur ſelten Lehre der Weisheit und Tugend. Aus der ſimpeln Gottesverehrung ward eine künſtliche Prieſterreligion; die Sonne ward

zum

zum Sohne der Gottheit; der Oberprieſter zum Sohne der Sonne; und über die Söhne vergaß man des Vaters. An die Stelle der ſimpeln Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit traten prächtige Bilder und prunkvolle Ceremonien, und neben den Sonnentempeln ſtiegen Paläſte für die Sonnenprieſter empor. Es ward zum Glaubensſatze: daß nur die Geweihten der Sonne — dem Sultan und ſeinen erſten Dienern wurde dieſe Weihe von dem Sonnenprieſter mitgetheilt — in tempelähnlichen Paläſten, alle Ungeweihte aber, zur Bezeichnung ihres Abſtandes von der Sonne, in niedrigen dunkeln Hütten wohnen müßten. Dieſer Glaube hatte beyläufig noch das Gute, daß die Ungeweihten, je weniger ſie in ihren Hütten für ſich brauchten, deſto mehr für die Geweihten geben und arbeiten konnten.

Der Oberſonnenprieſter mußte einſt wegen Augenſchwäche einen Schirm tragen. Einige ſeines Ordens, deren kranke Augen, eben ſo wie die des Sonnenſohnes, die Sonnenſtralen nicht vertragen konnten, bedienten ſich, wie er, des Augenſchirmes; andere thaten es nach, weil es der Oberprieſter that, und noch andere, weil es ihnen erwünſcht war, ein Mittel gefunden zu haben, zu verhindern, daß ihnen andere ehrliche Leute nicht ins Auge ſehen könnten. Jetzt hatte der Oberprieſter den Einfall, es allen Verehrern der Sonne zum Geſetz zu machen, zum Zeichen ihrer tiefen Verehrung ge-

gen die Sonne Augenschirme zu tragen; und legte eine heilige, und bey ihrer Heiligkeit überaus einträgliche Fabrik von geweihten und durch die Weihe mit geheimen wunderbaren Kräften versehenen Augenschirmen an. Jahrhunderte blieb es so. Die Ungeweihten verkrüppelten in niedrigen Hütten, die Geweihten wohnten in Palläften; alles Volk, geweiht und ungeweiht, trug Augenschirme, und niemand zweifelte, daß dies zur Frömmigkeit nothwendig wäre, bis ein unbedeutender Zufall eine wichtige Revoluzion veranlaßte. Ein für einen Hierofäntiten ungewöhnlich großer Mann bat bey seinen Obern um die Erlaubniß, seine Hütte nur um etwas erhöhen zu dürfen, weil er nicht aufrecht darin stehen könne; und die Bitte wurde ihm abgeschlagen. Dein Vater, sagte man ihm, und dein Großvater waren mit ihrer Wohnung zufrieden; willt du mehr seyn als sie?

„Aber für sie war die Hütte hoch genug, für mich aber paßt sie nicht mehr. Und ich dächte doch, das Haus wäre um des Bewohners willen da, der Bewohner nicht um des Hauses willen.“

„Nicht räsonniert in Glaubenssachen! Kannst du nicht stehen, so liege!“

Im Zorn über die erhaltene abschlägliche Antwort, fieng er an über Dinge, die er sonst ohne

Unters

Unterſuchung geglaubt hatte, nachzudenken, erſchrak anfänglich ſelbſt über die Reſultate ſeines Nachdenkens, würde aber von Tage zu Tage damit vertrauter, theilte ſie ſeinem Freunde, bald mehreren andern mit, und in kurzer Zeit baten Tauſende um die Erlaubniß, ſich beſſere Häuſer erbauen, und den Augenſchirm, wenn es ihre Augen vertrügen, ablegen zu dürfen. Auch bat man beyläufig um die Abſchaffung einiger Mißbräuche, wodurch das Volk zu Boden gedrückt würde. Da verſammelten ſich der geiſtliche und weltliche Rath unter dem Vorſitz des Oberſonnenprieſters — Seht hier die hohe Verſammlung! — und rathſchlagten unter einander: wie man dem gefährlichen Unglauben, der der Religion und dem Staate den Umſturz drohe, am ſicherſten entgegen arbeiten könne?

„Mein Rath, ſpricht dort ein Diener des Sultans von der weltlichen Bank, wäre der: man gäbe nach, ſo viel man mit Ehren nachgeben könnte; man verkürzte vor der Hand die Augenſchirme aus Sorge für die ſchwächern Augen, welche das volle Licht mit einem Mahle nicht vertragen möchten; man ließe jeden ſich ſein Haus bauen ſo gut ers könnte, und ſchafte nicht bloß die Mißbräuche ab die das Volk dafür erkannte, wenn es wirklich Mißbräuche ſind, ſondern auch die andern, um deren Abſtellung es noch nicht gebeten hat.“

Wie ergrimmt der Oberprieſter über den abſcheulichen Rath! — Gewalt ſoll man brauchen; das iſt ſein Vorſchlag, und der wird ausgeführt.

Die Anführer der ſogenannten Aufklärerbande werden zu Landes verwieſen; die andern müſſen Buße thun, und ihre gefährlichen Irrthümer abſchwören; und hier wird ein Mann, der ritterlich gegen die Aufklärerbande gekämpft hat — Schade, daß wir ihm wegen ſeines Schirmes nicht ins Auge ſehen können, um uns vor Leuten mit ſolchen Augen zu hüten! — er iſt halb Prieſter und halb Hofmann — mit einer goldnen Kette vom Sultan und mit einem dreymal geweihten Augenſchirme vom Oberprieſter beſchenkt.

So glaubte man das Feuer, welches die Tempel der Sonnenprieſter zu verzehren drohte, gelöſcht zu haben. Man irrte ſich. Hier lodert es im eigentlichen Verſtande in lichten Flammen auf — die Hierofantiten verbrennen ihre Augenſchirme! — —

4.

Der Sieg der Thiere über die Menſchen. *)

Weit, weit von hier liegt ein kleines Ländchen, deſſen Beherrſcher es mit ſeinen Unterthanen recht gut meynte; nur war er ein großer Jagdliebhaber.

Das

*) Sollte wohl heißen: der Sieg der Lüge über die Wahrheit; oder auch der getäuſchte Fürſt.

Das hätte er nun seyn mögen — es ist besser Thiere als Menschen zu hetzen: aber daß sein Oberjäger die Hirsche und Schweine in ganzen Scharen hegte, und daß diese dem armen Landmanne die Früchte seiner sauern Arbeit vernichteten, das war nicht recht. Auch mißbilligte es der gute Fürst gar sehr, da es den Bauern, nach manchem vergeblichen Wege, endlich gelang, ihm selbst ihre nur allzu gegründete Klage vorzutragen. „Herr, sprachen sie, deine Thiere fressen uns auf, wenn du uns nicht dagegen schützest, oder uns wenigstens das Recht der Nothwehr erlaubst, was uns Menschen gegen die Thiere jetzt verwehrt ist. Wir wissen es, daß du uns, deine treuen Kinder, mehr als deine Hirsche und Schweine liebst; allein, du weißt gewiß nicht, daß dein Oberjäger anders denkt, daß er ganze Heerden dieser Thiere hegt, die uns unser Brod rauben. Darum bitten wir dich, lieber Vater, schütze deine Kinder gegen deinen Jäger und seine Thiere!“

„Gebt euch zufrieden,“ antwortete er ihnen liebreich, „gebt euch zufrieden, Kinder! Die Sache soll untersucht und euch geholfen werden. Nein, ich will kein Vergnügen mit den Thränen meiner Unterthanen erkaufen.“

So sprach der gute Fürst, und schickte seine Räthe ab, die Sache zu untersuchen. Sie suchten, aber fanden kein Wild, weil sie nicht da suchten, wo es zu finden war, und wohin es der Oberjäger vor ihrer Ankunft hatte treiben lassen. —

Wie ihr hier die Bauern seht, haben sie eben auf ihre Klage den Bescheid erhalten: „Den unruhigen Köpfen, die sich erfrechten, den Fürsten selbst so schändlich zu belügen, und einen treuen Diener bey ihm zu verleumden, ist nur aus großer Gnade für dieses Mahl die wohlverdiente Strafe erlassen; zugleich aber auch auf den Wiederholungsfall eines so strafbaren Verbrechens, das Zuchthaus gedroht worden.“

Da steht ein Theil wie vom Blitz gelähmt; dort ballt einer grimmig die Faust; einige fluchen; andere heben die Hände zum Himmel empor, weinen und beten — fast scheint es aber, als wäre ihr Gebet nur ein gemildeter Fluch.

IV.

Titus Lukrezius Karus,

von der Natur der Dinge.

Drittes Buch.

Dir, o Zierde der Griechen, der du aus Dunkel und Nacht uns
Licht und Klarheit erweckt, und das Glück des Lebens gezeigt hast,
Dir nur verlang' ich zu folgen! Mein Fuß begehrt in die Pfade

Einzu-

Einzutreten, die du mit deinem Fußtritt bezeichnet.
Nur die Liebe zu dir, der Wunsch dir ähnlich zu werden,
Nicht die Begierde zu streiten mit dir, erregt mich. Was sollte
Zu dem Liede des Schwans die Stimme zwitschernder Schwalben?
Was das Böckchen mit wankendem Knie zum Laufe des Rennpferds?
Du bist Vater, und du Erfinder! Du reichst uns als Kindern
Jene herrliche Lehren. Aus deinen ruhmvollen Schriften
Saugen wir, gleich den Bienen aus honigduftenden Blüthen,
Ewigdauernde Sprüche, die goldnen Sprüche der Wahrheit.

Als dein erhabener Mund zuerst aus Gründen erklärte,
Dieser Dinge Natur sey nicht durch Götter entstanden;
Da entfloh'n die Fantome des Schreckens. Die Schranken des Weltbaus
Oefnen sich mir; ich sehe durch die unendlichen Räume,
Wie dies alles entsteht und wird. Die Hoheit der Götter
Zeigt sich von ihrem ruhigen Siz, den weder die Stürme,

Noch die Wolken belasten, den nie der Regen betränfelt,
Noch die frostigen Schauer mit kalten Reifen belegen.
Immer heiter lachet um sie ein glänzender Aether,
Und verbreitet sein schimmerndes Licht in reichlichen Strömen.
Alles bietet ihnen von selbst die Natur, und es kann nichts
Unterbrechen noch mindern die Dauer der seligsten Ruhe.
Aber des Acherons Schlünde erblick' ich nirgend. Es hindert
Selbst die Erde uns nicht den Blick durch die Tiefe zu senden;
Unter unseren Füßen die Ordnung der Dinge zu schauen.

Wann ich dieses bedenke, wie dein erhabener Geist uns
So der Dinge Natur von allen Seiten enthüllt hat;
Dann ergreift mich ein Schauer, und Wonne der Götter umfließt mich.

Und nun da ich gelehrt, wie die Stoffe der Dinge beschaffen,
Wie verschieden sie sind an Form und Bildung, und wie sie
Frey sich im Leeren bewegen, und wechselseitig sich stoßen,
Und wie auf diese Art zum Daseyn die Dinge gelangen:
Scheint mir anjetzt die Natur des Geists und der Seele die Leuchte

Meines Verses zu fodern, um vollends die Schrecken des Abgrunds,
Jene averniſche Schrecken hinauszuſtoßen, des Lebens
Plagegeſtalten, die alles mit Todtenfarbe belegen,
Nirgends ein reines Glück noch ſichere Freude geſtatten.

Findeſt du Menſchen, die ſagen, daß Schmerz und Schande noch ärger
Als der Abgrund des Todes zu fürchten ſeyen, und daß ſie
Wohl es wüßten, es wohne das Weſen des Geiſtes im Blute,
Und es bedürfe hiezu nicht unſrer Weisheit noch Lehre:
Merk' auf dieſe, ob ſie aus Ueberzeugung ſo ſprechen,
Oder vielmehr aus Liebe zum Beyfall und eiteler Ruhmſucht.
Eben dieſelben bemerke, wie ſie aus dem eigenen Lande
Ausgetrieben, verbannt vom Anblick der Menſchen, mit jeder
Schmach beladen, gebrandmarkt mit jeder Schande, noch leben;
Wie ſie, wohin nur ihr Elend ſie treibt, mit ängſtlicher Sorge
Todtenfeyer begehn, den unterirrdiſchen Göttern
Schwarzes Opfervieh ſchlachten, zu ihrer Laſter Entſühnung;
Strenger im Unglück nur dem Aberglauben gehorchend.

Wahrlich

Wahrlich, gut ists deshalb, in Noth den Menschen zu kennen,
Wie er dann sich beträgt, und ein widriges Schicksal erduldet!
Alsdann dringt aus dem Busen hervor die Stimme der Wahrheit;
Wenn die Larve fällt bleibt nur die wahre Gestalt stehn.

Geiz und Ehrsucht, die zwey, die oft den Menschen verleiten
Ueber die Grenzen des Rechts zu springen, und sie zu Genossen
Schwarzer Verbrechen machen; die sie mit rastloser Mühe
Tag und Nacht treiben nach höherm Besitz; die Eiter und Qualen
Unsers Menschengeschlechts — auch sie nährt Furcht vor dem Tode.
Denn ein ehrloser Nahme, Verachtung und bittere Nothdurft
Können sich nicht mit dem Leben, das jeder sich wünschet, vertragen.
Diese schienen daher schon als Vorbothen des Todes
An den Pforten des Orkus auf uns zu warten. Daher auch
Fliehen die Menschen vor ihnen. Von falschen Schrekken getrieben,

Wollen sie lieber durch Blut der Bürger, durch jegliche Greulthat
Sich Vermögen erwerben, und Schätze häufen auf Schätzen.
Grausamfroh im Herzen beym Leichenzuge des Bruders,
Hassen und scheuen sie bey Verwandten und Freunden das Gastmal.

Auch dieselbe Furcht erregt das Nagen des Neides,
Und aus ähnlichem Grund. „Der lebt in Ansehn und Glanze,
Und wir müssen es seh'n, wie aller Augen auf ihm ruh'n!
Wie er im Ehrenprunke daherstralt! Wir Armen, wir mögen
Unterdessen uns schleppen im Staub, und in Finsternis schmachten!"
Also klagen sie. Stürzet der Wunsch nach Säulen und Nahmen
Manchen nicht in das Grab? Ja, selbst aus Furcht vor dem Tode
Hasset mancher das Leben; er haßt das glänzende Tageslicht,
Suchet sich selbst den Tod mit traurigem Herzen, und weiß nicht,
Daß nur die Furcht vor ihm von seinem Uebel der Quell sey.

Diese

Diese Furcht verbannet die Scham, zerreisset der Freundschaft
Heilige Bande, zerstört von Grund aus Tugend und Treue.
Sind nicht am Vaterlande, an Weib und Kindern und Eltern
Menschen Verräther geworden, in Hofnung dem Tod zu entgehen?
Denn wie die Kinder im Finstern vor allem zittern und beben,
Zittern und beben wir auch beym hellen Lichte des Tages,
Minder nicht als die Kinder, vor allem was kommen noch könnte,
Und vor der Fantasie gemalten Schreckengestalten.
Aber die Stralen der Sonne, die leuchtenden Pfeile des Tages
Mögen dies Dunkel nicht, nicht diese Schrecken zerstreuen,
Sondern Naturerkenntniß und wahre Filosofie nur.

Also setz' ich fürs erste fest: daß der Geist, den wir öfters
Auch den Verstand benennen, der in uns das Steuer des Lebens,
Rath und Urtheil führt, daß dieser ein Theil sey des Menschen,
Eben wie Aug' und Ohr, und jedes andere Gliedmaß.

Zwar

Zwar der Weisen viele behaupten, des Geistes Empfindung
Habe keinen bestimmten Sitz; was Gefühl uns und Sinn giebt
Sey nur des ganzen Körpers gewisse Fertigkeit — sie heißt
Harmonie den Griechen. So pflegt man zu sagen, der Körper
Sey gesund; da doch die Gesundheit nicht einem besondern
Gliede noch Theile eignet. So setzen sie auch das Gefühl nicht
Oder des Geistes Sinn an eine besondere Stelle.

Aber mir scheinen diese im Irrthum zu schweben; denn leidet
Nicht oft von aussen der Körper, und dennoch sind wir im Innern
Wohl und gesund? Und wieder ist's oft dem Leibe behäglich,
Aber es quält uns geheime Noth. Es leidet der Fuß hier,
Aber oben der Kopf ist alles Schmerzes entledigt.

Strecken die Glieder sich aus in süßem Schlummer, und lieget
Ohne Empfindung von sich der schwerbelastete Leib da,
Regt sich noch etwas in uns auf mancherley Weise, das bald zu

Frohen Gefühlen erweckt, bald sich zur Schwermuth herabsenkt.

Aber zum fernern Erweis, daß in den Gliedern die Seele
Wirklich einwohnt, und sollte Zusammenstimmung auch fehlen:
Sag', wie kommt es, daß oft bey Verlust und Zerstümmlung des Körpers
Immer sich noch in den Gliedern das Leben erhält? Doch entweicht es
Alsobald, und entflieht aus den Adern, woferne nur eine
Kleine Anzahl von Theilchen der Luft und der Wärme verhaucht sind.
Hieraus erweist es sich auch, daß die Theilchen des Körpers nicht alle
Gleicher Wichtigkeit sind. Es scheinet, daß Wärme und Luft die
Beyden sind, die am meisten das Leben zu binden vermögen.
Sie sind's, welche den Körper bewohnen, und die ihn beseelen,
Und erst dann ihn verlassen, wenn ihn das Leben verläßet.

Haben wir nun gefunden, daß Geist und Seele des Menschen

Nur

Nur ein Theil von ihm sey; so wollen wir künftig den Griechen
Ihre Harmonie, die sie vom musikreichen Pindus,
Oder sonsten woher geholt, um etwas zu nennen,
Dem es am Namen noch fehlte — wir wollen ihnen sie lassen.
Neige nur ferner dein Ohr der Wahrheit, die ich entwickle!

Geist und Seele des Menschen sind fest mit einander verbunden,
Und sie machen zusammen nur Eins aus: doch herrschet, der Rath und
Urtheil fället, der Geist. Er ist von dem übrigen Ganzen
Gleichsam das Haupt; in der Mitte der Brust ist sein reglicher Wohnsitz.
Denn in der Brust schlägt Freude und Furcht; es wohnen in ihr nur
Alle Süssigkeiten und alle Schmerzen des Lebens.
Hier nun wohnet der Geist. Die Seele, ihm untergeordnet,
Ist durch den Körper zerstreut; sie folgt dem Winke des Geistes.
Er berath sich nur selbst, und ist vergnügt durch sich selber,
Ohne daß Körper und Seele daran den mindesten Theil nimmt.

Wie wir Schmerzen im Haupt und im Auge können empfinden,
Ohne deshalb zu leiden am ganzen Körper: so leidet
Selbst zuweilen der Geist, empfängt auch frohe Gefühle,
Während die Seele davon nicht das geringste berühret,
Weder in Theilen noch Gliedern. Wenn übermäßiger Schrecken
Aber den Geist bestürmt, dann ergreift auch solcher die Seele,
Mit ihr die Glieder alle. Dann bricht der Schweiß aus, erblaßt die
Farbe, die Zunge stockt, es erstickt der Laut, um die Augen
Schwimmt ein dickes Dunkel, die Ohren gellen, der Leib sinkt.

Einige sieht man zuweilen vor Geistesschrecken urplötzlich
Nieder zur Erde stürzen. Wär' zwischen Seele und Geist kein
Inneres Band, wie könnte das seyn? Von diesem ergriffen,
Stößt auf den Körper die Seele, und treibt und wirft ihn zu Boden.

Eben auch dieses beweist, daß das Wesen des Geist's und der Seele

Körper

Körperlich müsse seyn: wie konnten sie sonst auf den Körper
Wirken, und so sich äussern? vom Schlaf ihn aufraf-
fen? Gestalt und
Farbe verändern, und jegliches Glied regieren und lenken?
Ohne Berührung mag man von diesem allem nichts denken;
Aber Berührung, wo findet sie Statt, als nur bey dem
Körper?
Drum muß Seele und Geist auch körperlicher Na-
tur seyn.

Ferner bemerken wir noch, daß Geist und Körper
in vielen
Stücken zusammen wirken, und gleiches empfinden und
leiden.
Hat ein tödtlicher Pfeil dir Nerv' und Knochen gespalten,
Ob er dir gleich das Leben nicht raubt, so folgt doch Er-
mattung
Aller Glieder, man sinket zur Erde; es wirft sich der
Geist selbst
Taumelnd umher auf dem Boden, und suchet zuweilen
sich wieder
Auf und empor zu richten, mit ungewissem Bestreben.
Und so ist körperlich denn die Natur des Geistes, weil
beyde
Geist und Körper der Stral des Pfeiles verwundet und
schmerzet.

Nun soll ferner mein Vers das Wesen des Körpers von dieser
Geist'gen Natur dir zeigen, und ihre ursprüngliche Stoffe.
Daß sie aus dünnem Stoff, aus den feinsten Theilchen gewebt sey,
Das begreifest du leicht; wenn du bedenkest, mit welcher
Eilenden Schnelle der Geist wirkt und sich entschließet, daß schnellers
In der Natur nichts vorhanden, nichts schnellers dem Blicke sich zeiget.
Aber was immer so schnell und beweglich ist, muß auch aus runden
Und den winzigsten Stoffen bestehn, die vom leisesten Anhauch
Alsobald in Bewegung gerathen. So regt sich des Wassers
Kräuselnde Fläche gar leicht, weil klein sind die Stoffe und schlüpfrig.
Aber schon zäher ist die Natur des Honigs; er fließet
Mühsam, und zaudernd hängt er am umgestürzten Gefäße.
Seine Bestandtheile kleben schon dichter zusammen, weit minder
Sie aus runden und glatten ursprünglichen Körpern bestehen.
So zerstreuet ein leichter Wind die Samen des Mohnes,

Die

Die in Haufen geschüttet, und führet sie weit aus einander
Haufen von Steinen hingegen und Spießen lässet er liegen.
Also, je kleiner ein Körper, je glatter er ist, um so leichter
Wird er gesetzt in Bewegung; was rauh und massig und schwer ist,
Reget sich nicht so leicht, und hänget fester am Grunde.
Da nun der Geist das beweglichste ist von allem, so muß er
Aus den kleinsten und rund'sten und glattesten Stoffen bestehen.
Dies zu erkennen, mein Lieber, wird deinem forschenden Geiste
Vortheil schaffen, und ihn aus mancher Verwirrung herausziehn.

Noch ein Umstand beweist, wie zarten dünnen Gewebes
Diese geist'ge Natur, wie gering von Umfang ihr Körper
Würde seyn, wofern man in Eins zusammen ihn preßte.
Nimm den Menschen, den eben der Tod in die sicheren Arme
Eingeschlossen, den Geist und Seele verlassen: du findest
Nichts an der ganzen Gestalt, nichts am Gewichte verändert;
Nichts hat der Tod ihm entwandt als Hauch des Lebens und Wärme.

Drum besteht die Natur des Geistes aus winzigen Stoffen,
Eingemischt und verwebt durch Adern, Nerven und Knochen.
Denn wenn sie ganz auch verläßt den ganzen Körper, so fehlet
Diesem am Umriß nichts, noch das allergeringste an Schwere.
Und so entgeht auch dem Weine der Geist, so verflieget der Salben
Süßer Geruch und zerstreut sich in Lüften; so schwindet der Saft aus
Früchten hinweg; das Auge wird nichts gewahr; man bemerkt nichts,
Weder an äuß'rer Gestalt, noch am Gewichte der Schwere.
Denn auch Duft und Geruch und der Saft bestehen aus vielen
Kleinen und flüchtigen Theilen, die leicht verdusten und schwinden.
Und so besteht, daß ich nochmals es sage, des Geistes Natur auch,
Und der Seele Natur, aus den allerkleinesten Stoffen,
Deren Daseyn und Flucht am Gewicht nichts nimmt noch hinzufügt.

Hüte dich dennoch für Einfach das Wesen der Seele zu halten!
Siehe, ein leichter Odem verläßt den Sterbenden; Wärme

Ist ihm vermischt, und mit Wärme die Luft. Die beyden sind immer
Bey einander; denn jener Natur ist locker, und wenig
Hängen die Theile zusammen: drum drängt die Luft sich dazwischen.

Dreyfach ist also das Wesen des Geistes. Noch läßt sich heraus nicht
Ganz die Natur der Empfindung erklären. Wie sollte von diesen
Etwas die Regung erwecken, die den Gedanken hervorbringt?
Also müssen wir ihm die vierte Eigenschaft zuthun,
Die ich zwar zu benennen nicht weiß; doch zeigt sich's von selber,
Daß sie müsse beweglicher noch, noch zarter und dünner,
Noch aus kleinern und glattern Urstoffen bestehen, die alles,
Sie, die das Ganze soll mit Sinn und Empfindung beleben.
Bey ihr nimmt, als der feinsten Natur, die Empfindung den Anfang;
Dann erregt sich die Wärme, dann der verborgene Odem,
Dann die Luft. So geräth das Ganze in volle Bewegung;
So wird nachher das Blut erschüttert, so dringt die Empfindung

Zu den innern Theilen, zuletzt zu Knochen und Marke,
Sey es nun ein Gefühl der Lust, sey's Empfindung des Schmerzes.

Sollt' ein gewaltsamer Schmerz bis hieher, zum inneren Sitze
Der Empfindungen dringen, so würd' er alles zerstören;
Ja, er verjagte das Leben aus seiner Wohnung; die Seele
Müßte plötzlich entflieh'n, durch alle Kanäle des Körpers.
Aber gemeiniglich dringen des Körpers Erschütt'rungen gleichsam
Nur an die Oberfläche, und so erhält sich das Leben.

Welches geheime Band und welche innere Mischung
Diese vier nun zusammen zu Leben und Wirkung verbindet,
Möcht' ich dir gern erklären, mein Memnius! Aber die Armuth
Unserer Sprache läßt es nicht zu. Wohlan denn, so weit nur
Mein Vermögen reicht, will ich es dennoch berühren.

Diese Elemente des Geistes sind unter sich nemlich
So durch den regesten Trieb der Bewegung verbunden, daß nichts sie
Aus einander reißen noch trennen kann, keines besonders

Wirken: viel Kräfte gleichsam in Einem Körper beysammen.
So ist, zum Beyspiel, auch in den innern Theilen der Thiere
Wärme, Geruch und Geschmack enthalten, die dennoch zusammen
Eine Substanz nur bilden, zum Bau des Körpers gehörig.
Und so bildet die Mischung von Luft und Wärme, und jenem
Unsichtbarn dünnen Hauch, und jener Kraft, die durch ihre
Aeußerste Reglichkeit den Grund der Bewegungen austheilt,
Und die das Ganze beseelt mit Gefühl und Empfindung, sie bilden
Alle zusammen nur Eine Natur. Denn das Wesen von dieser
Letzteren Kraft ist ganz verborgen; sie steckt in den andern
Eingehüllt und verdeckt, und ist das innigste von uns:
Daß man gleichsam die Seele der Seele sie könnte benennen.
Denn wie des Geistes Kraft und das Wesen der Seele verborgen
In dem Körper steckt, durch kleine dünnere Stoffe:
So ist seine Natur, von der ich den Nahmen zu finden
Nirgends weiß, versteckt durch noch subtilere Theilchen,

Digitized by Google

Ist das Triebrad der Seele, und herrschet über den Körper.
Aehnlicher Weise ists nöthig, daß Luft und Hauch und die Wärme,
Als das Wesen der Seele, gemischt sich im Körper erhalten;
Obgleich, so, daß eins vor dem andern sich reger hervorthut,
Oder auch minder sich zeigt: damit aus allen ein Einigs Ganzes sich bilde, und nicht vertheilt, die Kräfte der Wärme
Hier, hier die Kräfte der Luft, und dort des Hauchs, die Empfindung
Tödten oder auflösen, durch ihre einzelne Trennung.

Wärme herrscht im Gemüth, wann wilde Flammen des Zornes
Aus den Augen sprühen. Es herrscht ein frostiger Odem,
Und ihn begleitet die Furcht, die Schauder in Gliedern erreget.
Aber die ruhige Herrschaft der Luft bezeugt sich im milden Auge, in friedlicher Brust und auf der heiteren Stirne.
Ist ein Gemüth sehr heftig und leicht zum Zorne gereizet,
So hat's mehr von der Wärme. So bricht mit tiefem Erseufzen
Aus des Löwen gewaltiger Brust der Zorn; er vermag nicht

An sich zu halten die Fluth des unbezähmbaren Triebes.
Aber des leichten Hauchs herrscht mehr im Gemüthe der Hirsche;
Schüchtern sind sie daher und starrenden Sinnes; ein kalter
Schauer durchläuft die Glieder, und setzt sie in zitternde Regung.
Ruhiger ist der Sinn des stillen Ochsen; es herrscht in
Seinem Gemüthe der Stoff gefälliger Lüste. Des Zornes
Fackel dampfet nur selten in ihm, und umhüllet sein Herz mit
Düsterem Rauch. Er starret auch nicht vom Schrecken betroffen.
So erhält er sich zwischen den beyden, dem Hirsch und dem Löwen.

Und so ist's mit dem Menschen. Ob Kunst und Wissenschaft manche
Gleich verfeinert und ähnlicher macht, so bleiben die Spuren
Der ihm eignen Natur doch jedem im Herzen zurücke:
Und es ist nur umsonst die angebohrenen Uebel
Ganz mit der Wurzel herauszureißen. Zum Zorne geneigter
Findet sich dieser, und jener zur Furcht: Ein dritter erträgt oft
Mehr als er sollte. So sind Natur und Sinnen verschieden;

Und so bilden sich auch die Sitten. Verschiedenheit selbst ist

Röthig. Doch jetzt ist es nicht mein Werk die verborgene Ursach

Hievon dir auszulegen; noch könnt' ich alle die Nahmen
Zu den Stoffen finden und ihren Figuren, die Grund sind
Dieser Verschiedenheit. Eines nur kann ich kühnlich behaupten,
Und das mit festem Grund; daß die angebohrenen Spuren,
Von der Natur geleget in uns, die nicht durch die Weisung
Aechter Vernunft daraus zu vertreiben wären, so klein sind,
Daß kein Hinderniß bleibt zum götterwürdigen Leben.

Diese geist'ge Natur wird nun vom Körper befestigt,
Und sie erhält ihn wieder, ist Heil und Wohlfarth dem Körper.
Beyde hangen sie fest an Einer Wurzel, und können
Ohne beyder Ruin sich nicht absondern noch trennen.
Wie wer wollte den Duft dem Weihrauch entziehen, zugleich auch
Dessen Natur zerstörte: so würde des Ganzen Natur auch
Der zerstören, der Seele und Geist dem Körper entzöge.
So genau sind im ersten Ursprung die Stoffe von beyden

Schon

Schon verwebt und verflochten, daß eins durchs andre nur lebet.
Auch kann ohne den Geist der Körper nicht, ohne den Körper
Nicht der Geist was denken noch fühlen. Es müssen die beyden
Durch gemeinsame Regung das Licht der Empfindung erwecken.

So ist für sich allein dem Körper Entstehung und Wachsthum
Ganz unmöglich, noch kann er sich auch nach dem Tode erhalten.
Wasser verliehrt zwar die Wärme, die man ihm beygebracht, ohne
Seinen Bestand dadurch zu verliehren; doch also verhält sich's
Nicht mit der Trennung des Geist's von dem Körper. Zerrüttet ist ganz der
Zustand; der Leib geht über in Fäulniß und Moder. So üben
Schon in dem ersten Keim, schon vor der Geburt, noch im Schoße
Von der Mutter, die regen, die festvereineten Kräfte
Leib und Seele zusammen; und was sie störet und trennet
Ziehet Unheil nach sich und Tod. Drum siehest du beyder

Wohlfarth so nah gegründet, so nah der beyden Natur auch.

Uebrigens wer dem Körper Gefühl und Empfindungen abspricht,
Und nur der Seele allein hiezu die Empfänglichkeit einräumt,
Der sagt etwas, wogegen Gefühl und Sinn sich empören.
Aber des Körpers Gefühl, wie kann man es anders erweisen,
Als durch die Sache selbst? durch die klare, volle Empfindung?
„Doch mit der Seele verliert der Körper jede Empfindung;"
Sagst du. Ich leugne es nicht; doch was er verlieret, war niemals
Ihm alleine nur eigen. Noch manches andre verliert er
In dem Fortlauf der Jahre, was Zeit und Alter hinwegnimmt.

Ferner, wenn man uns sagt: „das Auge sieht nicht, die Seele
Ist es, die hinter dem Aug', wie hinter der Thüre hervorschaut;"
Das ist Unsinn. Es zeugt's das Gefühl des Auges von selber.

Denn

Denn das Gesicht zieht selbst den Gegenstand an sich, und treibt ihn
Hin zur Schärfe des Blicks. Dies macht, daß das Auge das Anschaun
Glänzender Dinge gar oft, geblendet vom häufigen Lichte,
Nicht kann ertragen. Doch so wär's nicht mit der Thüre beschaffen;
Diese kann weder Gefühl noch Schmerz vom Gegenstand leiden.

Und woferne die Augen für Thüren und Oeffnungen gelten,
Wär' es nicht besser gethan, sie wegzuschaffen? ja gänzlich
Auszubohren die Augen, daß heller sähe die Seele?

Laß dich hierin nicht täuschen des weisen Demokritus Meynung,
Daß die Elemente des Geistes, mit denen des Körpers
Einzeln gepaaret, durch Wechsel die Bande des Ganzen befest'gen.
Denn die Stoffe des Geistes sind ungleich kleiner als jene
Von dem Körper. Auch stehen sie diesen an Menge und Zahl nach,
Sparsamer durch die Masse vertheilt; so, daß du nur dieses

Kannst mit Gewißheit behaupten: wo in uns irgend die Regung
Des Gefühles erweckt wird, da sind auch Stoffe der Seele.

Staub und Kreide bedeckt dir die Haut, doch wirst du es oftmals
Nicht gewahr. Du gehest im Nebel, zerreissest der Spinne
Zartes Luftgeweb; von feiner veralteten Seide,
Oder vom Pflaum der Vögel, den leichten Flocken der Blumen,
Sie der Lüfte Spiel, die mühsam sinken zur Erde,
Fällt dir etwas aufs Haupt, und du fühlst es nicht. Eben so fühlst du
Nicht die heimlichen Gänge der Mücken und Schnacken, die gleichfalls
Ueber den Leib dir hinwandeln. So wahr ist's, daß viele der Stoffe
Unsers Körpers zuvor zu wecken sind, ehe die Stoffe
Unsrer Seele zugleich mit erreget werden; aus ihrer
Weitern Entfernung gestoßen, zusammen kommen, sich gatten,
Und sich wechselsweis wieder zurücke stoßen und trennen.

Uebrigens herrschet der Geist mit mehrerer Kraft als die Seele

Ueber

Ueber den Körper, und hält die Bande des Lebens zusammen.
Ohne denselben vermöchte kein Theil der Seele Momente
Nur zu verweilen im Körper Auch weicht sie von ihm nicht; sie eilet
Alsobald mit ihm davon, und verfliegt in Lüften, und lässet
Die erstarrten Glieder in Todeskälte zurücke.
Aber das Leben erhält sich so lange der Geist nur zurückbleibt;
Selbst bey zerrissenem Körper und abgetrenneten Gliedern.
Rumpf nur, der Glieder beraubt und aller Seele in diesen,
Lebt er annoch, und sauget den Hauch ätherischer Lüfte;
Ist nur ein Fünkchen noch der Seele vorhanden, nicht alles
Gänzlich verlöscht, so glimmt und hängt an ihm noch das Leben.

Wie der Apfel des Auges, so lang er selbst nicht verletzt wird,
Sich die Sehkraft erhält, sind gleich die übrigen Theile
Wund und zerrissen; und ist er geschält und getrennet von ihnen,
Ist nur der innere Kreis nicht zerstört, so mag er sich ohne
Schaden erhalten, ist dieser verletzt, auch nur im geringsten,

Wenn auch das übrige Auge vollkommen heil und gesund ist,
So verlischt alsbald ihm das Licht, und Finsterniß folget.
So und auf ähnliche Art sind Geist und Seele verbunden.

Auf, und ich zeige dir nun, daß Geist und Seele, den Wesen
Angebohren, mit ihnen vergehen! Was mühsam erforschend
Lang ich gesucht, das hab ich mit süßer Arbeit bereitet:
Nimm es, o Memmius, auf, wenn deiner würdig mein Vers ist!
Laß dir nur eines hiebey fürs andre gelten, und wenn ich
Sterblich die Seele nenne, so sag' ich gleiches vom Geist auch:
So genau sind beyde verknüpft, sie machen nur Eins aus.

Daß nun die Stoffe der Seele von äußerster Feinheit, das hab' ich
Allbereits dich gelehrt, und daß sie, aus kleinern Atomen
Als die Stoffe des Wassers, des Rauches oder des Nebels,
Deshalb auch reglicher sind als diese. Der leiseste Antrieb
Setzt sie ins Spiel, sogar die Bilder und Nebel des Rauches.
Also sehn wir, versunken im Schlaf, von hohen Altären
Rauch und Dampf aufsteigen: was ohne Zweifel die Bilder
Dieser Dinge sind, die schlafend sich in uns erzeugen.

Siehst

Siehst du nun, wie aus zerstoßenen Scherben das Was-
ser und jede
Feuchtigkeit ausfließt, wie Nebel und Rauch in Lüften
zergehen:
Denke, die Seele zerfließe auch so, ja wohl noch ge-
schwinder,
Löse sich schneller auf in die ersten Stoffe, sobald sie
Fliehend die Glieder des Körpers verlassen. Denn kann
sie der Körper,
Gleichsam der Seele Gefäß, nicht mehr halten, sobald er
zerquetscht wird
Oder durch allzu großen Verlust des Blutes erschöpft ist;
Wie sollt' die dünnere Luft sie mehr als der Körper er-
halten?

Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß mit dem Körper
zugleich auch
Geist und Seele erzeugt wird, mit ihm heranwächst
und altert.
Weich und zart ist der Körper des Kindes; so sind auch
die Kräfte
Seiner Seele. Nun wächst es heran zur Stärke des
Jünglings,
Und es vermehren sich auch die Kräfte des Geistes, und
fester
Wird sein Gemüth. Wird endlich der Bau des Körpers
erschüttert

Durch den Angriff der Zeit, erschlaffen Nerven und Glieder,
Dann wird der Geist auch stumpf; Sprach' und Gedanke verwirrt sich,
Alles nimmt schleichend ab, und verliehrt sich gänzlich am Ende.
Dieses beweist, daß der Seele Natur gleich dem Rauche, der aufsteigt,
In den Lüften vergehe: weil, wie gesagt, mit dem Körper
Wir sie entstehen und wachsen seh'n und ermatten vom Alter.

Ferner, wird nicht die Seele von Furcht und Trauer und Sorgen,
Eben so wie der Körper von Krankheit und Schmerzen befallen?
Sind sie beyde daher nicht Genossen ähnliches Schicksals?

Manche Krankheit verwirrt den Geist des Menschen zum Wahnsinn;
Er spricht alberne Dinge und ras't. Zuweilen befällt ihn
Schlafsucht. Nun ist er tief in ewigem Schlummer begraben;
Ihm sind verschlossen die Augen, das Haupt nickt; er hört nicht die Stimme,
Sieht nicht die Freunde, die rufend und klagend bey ihm umherstehn,

Ihn

Ihn mit thränendem Aug' zu erwecken suchen zum Leben.
Kann denn der Krankheit Gift den Geist durchdringen wie sollte
Er auflösbar nicht seyn? Und Schmerz und Krankheit sind beyde
Bildner des Todes: wie leider uns vieler Erfahrungen lehren.

Weiter, so bald der Geist des Weins in die Adern gedrungen,
Und sie mit seinem Feuer erhitzt hat, werden die Glieder
Schwerer, der Fuß will nicht fort und schwanket, es lallet die Zunge,
Schwimmen die Augen; der Geist ist selber trunken; man schreyet,
Raset; Zank entsteht und anderer Unfug. Woher das,
Als weil des Weines Gewalt die Seele selber in Unruh
Setzt und umher sie treibt? Was aber durch äußere Wirkung
So in Unruh gesetzt und so gestöret kann werden,
Zeigt, daß wenn irgend noch eine mächt'gere Ursach hinzukommt,
Solche sein Wesen zerstör', und des künftigen Daseyns beraube.

Siehe, jenen ergreift die Wuth der fallenden Seuche!

Wie vom Donner gerührt stürzt er hin; es schäumen die Lippen,
Tief erseufzet die Brust, der Körper erzittert, der Mensch rast.
Keuchend, von Krämpfen gespannt und gefoltert, wirft er umher sich,
Bis er zuletzt, ermattet, halb tod im Elend dahin sinkt.
Was ist's anders, als daß die Gewalt der Krankheit im Körper
Auch auf die Seele stürmt, und sie auftreibt? wie stürmende Winde
Wogen des Meers auftreiben, daß unter den Stößen die Fluth gischt.
Jenes Stönen erpreßt der Schmerz in den Gliedern; er dränget
Alle Stoffe der Stimme zusammen, und stößt aus dem Mund sie,
Als dem gewohnten Ausgang. Sie rasen; der heftige Anfall
Setzet Seele und Geist zugleich in Verwirrung, und treibt sie
Aus einander; und dieses beweist was ich oben gelehret.
Ist die Ursach der Krankheit nun einigermaßen gehoben;
Ist der schwarze verdorbene Schleim aus den Adern geschaffet,
Dann erwacht auch sogleich die Seele wieder, und tappet

Anfangs

Anfangs gleichsam umher, bis nach und nach wieder zu Kräften
Und zum Sinn sie gelangt. Und du, der die Seele von Uebeln
Solcher Art, noch selber im Körper, gequält und gemartert
Siehst, du glaubest, sie könne in freyen Lüften, mit Winden
Und mit Stürmen im Kampfe besteh'n, und ihr Daseyn erhalten?

Und dieweil wir die Seele durch Heilkraft genesen, sie wieder
Durch Arzneyen gestärkt und erwecket sehen, vollkommen
Aehnlich hierin dem Körper: so deutet auch dies, daß sie sterblich
Müsse seyn. Denn wer irgend von einem Dinge den Zustand
Aendern will, sey es die Seele, sey's irgend ein anderes, fügt ihm
Theile hinzu, nimmt andre hinweg, verändert die Lage, Ordnung und Stelle. Wie sollte das Unvergängliche, das, was
Nicht unterworfen dem Tod ist, Verminderung leiden und Zuwachs?

Weißt du nicht, daß, was einmal verläßt die Grenzen vom eignen
Daseyn, im Augenblick stirbt, und nicht mehr dasselbige Ding ist?
Nie mag also die Seele, die krank seyn oder genesen
Kann, sich frey von dem Merkmal der Sterblichkeit sprechen. Und siehe,
Wie sich auch hier den falschen Schlüssen Erfahrung und Sache
Selbst entgegen setzt, indem sie, um ihnen die Ausflucht
Zu verhindern, den Weg von beyden Seiten umsecket.

Nach und nach stirbt zuweilen der Mensch; die Lebensempfindung
Schwind't, und verläßt ein Glied nach dem andern. Die Nägel und Zehen
Werden anfangs gelblich und blau; dann die Füße, die Schenkel
Dann. Es erscheinen die Spuren des frostigen Todes in andern
Gliedern endlich. Du siehest, daß hier die Seele getrennt wird,
Gleichsam aus einander geschnitten; denn ganz ist sie nicht mehr
Zu derselbigen Zeit. Drum ist sie auch sterblich. Und sagst du:

„Ja,

„Ja, sie zieht sich zurück, und preßt sich enger zusammen,
Dadurch entzieht das Gefühl sie den übrigen Gliedern!“
so müßten
Ort und Theile jedoch, wo also die Seele sich anhäuft,
Merklich empfindlicher werden. Doch zeigt sich hievon
nichts! Drum wird sie
Stückweis aus dem Körper getrieben, und endet mit
ihm auch.
Aber gesetzt, ich räumte es ein; man lasse das falsche
Für das wahre hier gelten: die Seele winde, bey
denen,
Die auf ähnliche Art aus dem Leben gehen, sich
gleichsam
Auf und zusammen in Eins. Gewinnst du für deine
Behauptung,
Daß sie sterblich nicht sey? Was lieget daran, ob sie
zerstreuet
In den Lüften zerstieht? ob sie im eigenen Körper
Welkend verschrumpft? Das Gefühl erstirbt doch nach
und nach immer
Ganz im Menschen, ein Funken des Seyns verglimmt
nach dem andern.

Da nun die Seele ein Theil des Menschen ist, ihren bestimmten
Sitz hat, wie Aug' und Ohr, und wie die übrigen
Sinnen,

Die

Die das Leben regieren; wie diese, gesondert vom Körper,
Alles Gefühles und Lebens beraubt in kurzem sich aufzehrt:
So kann ohne den Körper sie nicht bestehen, dergleichsam
Das Gefäß ist von ihr; auch das nicht allein, noch was nähers,
Noch was innigverbundners; ja', Eins sind beyde zusammen.

Nur durch diese Verbindung bestehet endlich des Körpers
Und der Seele lebendige Kraft; sie schaffet das Leben.
Lebensregung entbehrt die Seele ohne den Körper;
Ohne die Seele der Körper Gebrauch der Sinnen und Dauer.
So sieht das aus dem Leibe herausgerissene Aug' nichts;
So kann Seele und Geist durch sich allein nichts vermögen.
Nerven, Gefäße und Adern und Knochen müssen vereinigt
Sie zusammen im Körper erhalten. In engere Schranken
Werden durch diesen die Stoffe geschlossen; sie können so frey nicht
Aus einander sich treiben. Zusammen gehalten befördern
Sie, und nicht anders, die sinnliche Regung. Umsonst ist es also,

Daß

Daß ſie außer dem Körper im Hauche der Lüfte ſich könnten
So erhalten, befreyt von jeglichem Bande; die Luft ſelbſt
Wär' der beſeelte Körper alsdann, woferne die Seele
Ihre Bewegung in ihr ſo zuſammen faſſen und halten
Könnte, ſo wie ſie ihr Spiel in Gliedern und Nerven zuvor trieb.
Ausgemacht iſt es daher, wenn aller Hülle die Seele
Gänzlich entlediget wird, wenn los vom Körper der Hauch des
Lebens ſich bindet, ſo löſt das Gefühl des Geiſts und der Seele
Alsbald damit ſich auf; denn beyde machen nur Eins aus.

Zweifelſt du noch, daß die Seel' aus des Körpers innerſtem Winkel
Ausgedränget entflieh', und, dem Rauch gleich, im Winde zerſtiebe?
Schau, wie er, von der Seele geſchieden, zum ſtinkenden Aas wird!
Würde der faule Ruin ſo gänzlich modernd zerfallen,
Hätten aus allen Fugen ſich nicht die Stützen der Seele
Vollends heraus gehoben, und ſuchten durch alle Kanäle,
Durch Gelenke und Glieder die Flucht, durch jeglichen Ausgang?

So,

So, daß du deutlich erkennst, das Wesen der Seele, bevor schon
Eh' sie dem Körper entschlüpft, sey vielfach getheilt und getrennet;
Und sie seye schon so aus dem Körper gekommen, bevor noch
Sie demselben entschwimmt, und den wehenden Lüften ein Spiel wird.

Innerhalb selbst der Schranken des Lebens, wenn irgend ein Zufall
Stark auf die Seele wirkt, erscheint sie entkräftet, und gleichsam
Schon von hinnen geschieden; kein Band hält weiter die Glieder.
Todbleich hängt und welkt das Gesicht, erschlafft und blutlos
Sinkt der Körper. So ist's wenn Ohnmacht den Menschen befallen.
Schon für entwichen hält man den Geist; man zittert, man seufzet.
Nur an dem letzten Seil' hängt noch die Lebenskraft; alles
Ist so von Grund aus erschüttert, und Geist und Seele sind also
Mit dem Körper geschwächt, daß wenig es nur noch bedürfte
Alle die Bande von ihnen auf Einmal gänzlich zu lösen.

Und du zweifelst noch nicht, dies schwache Seelchen, gestoßen
Aus dem Behältniß des Körpers, und ohne Hülle, in freyen
Lüften, könne annoch, nicht Ewigkeiten, o nein, nur
Augenblicke bestehn, und so sein Daseyn erhalten?

Niemand, däucht mich, hat noch im Sterben bey sich erfahren,
Daß die Seele ohne Verletzung dem Körper entfahre,
So zu der Kehle hinauf beym Schlund den Ausgang sich suchend;
Sondern daß sie vielmehr den Sitz verlässet, der einmal
Ihr bestimmt ist, sobald die übrigen Sinnen verlöscht sind,
Jeder an seinem Ort. Und wär' unsterblich ihr Loos nun,
Würde sie sich noch beklagen, den Körper sterbend zu lassen?
Sich nicht vielmehr erfreu'n, zu entwischen seinem Gefängniß,
Abzustreifen das Kleid, wie die Schlange die Haut, wie der Hirsch sein
Allzu hohes Geweih, mit Freuden verlässet und abwirft?

Ferner, warum erzeugen die geistigen Kräfte des Menschen

Sich vielmehr in der Brust, nicht auch abwechselnd in andern
Gliedern? im Haupte bald, und bald in Händen und Füßen?
Kommt es nicht daher, weil jedes an angewiesener Stelle
Sich nur erzeugt, in dieser sich kann erhalten und dauern?
Daher kommt es, daß sich, bey mannichfachem Gebrauche,
Nie die Ordnung verkehrt, noch die Lage der Theile. So bündig
Folgert Natur; so genau hängt Wirkung und Ursach zusammen.
Nie wird Feuer aus Wasser, nach Eis sich aus Flammen erzeugen.

Ist demohngeachtet der Seele Wesen unsterblich,
Kann sie auch abgesondert vom Körper Empfindung erhalten,
So gebühren ihr auch, wie mich dünkt, fünf Sinnen. Wie sollte
Anders im Acheron sie lustwandelnd einhergehn? Auch haben
Alle die Dichter und Künstler der Vorzeit sie also gebildet.

Aber

Aber einzeln und abgetrennet kann weder die Seele
Sich der Sinne bedienen, noch diese durch sie empfinden.

Da nun das Lebensgefühl den ganzen Körper bewohnet
Und durchaus ihn beseelet, so würde, wann irgend ein Zufall
Plötzlich ihn spaltete, gleichfalls die Seele getrennt und gespalten,
Mitten in sich getheilt, halb da halb dorthin geschleudert.
Aber was also getrennt und getheilt kann werden, kann dieses
Irgend Anspruch noch machen auf ewigdauerndes Daseyn?

Man erzählt, daß in Schlachten die sichelbewaffneten Wagen,
Dampfend vom Blut der Erschlag'nen, mit solcher Schnelle die Glieder
Von den Streitenden mäh'n, daß das abgeschnittene Glied oft
Noch auf der Erde sich regt, indeß die Empfindung der Wunde
Kaum noch die Seele erreicht hat; der Kampfbegierige immer

Fort mit dem Reste des Körpers sich reißt, nicht gewahr wird noch achtet,
Daß das verderbliche Rad den Schild ihm unter die Rosse
Nebst dem Arme geschleudert. Auch sagt man von einem, er habe
Beym Ersteigen der Mauer die abgeschlagene Hand nicht,
Noch ein andrer den Schenkel gefühlt, der zuckend zur Seite
Ihm auf dem Boden lag. Sieh das vom rauchenden Rumpfe
Abgerissene Haupt, es blickt, es springt noch vom Boden,
Ehe von ihm die Reste der Seele alle entfloh'n sind.

Schneide den langgestreckten Schweif der Schlange in Stücken,
Ob sie mit stralender Zunge gleich droht: bey jeglichem Schritte
Wirst du aufs neue den Theil sich krümmen sehen, mit gelbem
Eiter die Erde beflecken. Es wird der vorderste Theil sich
Nach dem hintersten dreh'n, mit ängstlichen Bissen der Wunde
Brennenden Schmerz zu lindern. Und wohnt in jeglichem Stücke
Einzeln die Seele, so folgt, daß mehrere Seelen in Einem

Thiere

Thiere wohnen. Drum ist sie getheilt, die vormals nur Eins war
Mit dem Körper; und beyde beweisen die sterbliche Herkunft:
Denn was getheilt kann werden ist seiner Natur nach vergänglich.

Ist denn doch unsterblich die Seele, als solche dem Körper
Bey der Geburt schon vereint, so sage: wie kommt es, daß keiner
Seiner vorhergegangenen Zeit sich erinnert? Warum ist
Nicht Ein Denkbild in ihm der vorigen Thaten geblieben?
Hat sich so sehr die Seele verändert, daß nichts vom vergang'nen
Ihr mehr übrig geblieben: so gilt das ziemlich dem Tod gleich.
Und nun ist sie nicht mehr die vorhin sie gewesen; denn jene
Ist gestorben: die Seele von jetzt ist jetzt auch erschaffen.

Kommt die lebendige Kraft der Seele erst dann in den Körper,
Wann sein Bau vollendet schon ist, wann durch die Geburt wir

Ueber die Schwelle des Lebens eintreten: was hat sie vonnöthen
Mit ihm zu wachsen, in Gliedern, selbst in dem eigenen Blute?
Kann sie nicht für sich allein, wie der Vogel im Käfich, verharren,
Und so den ganzen Körper mit Trieb der Empfindung beseelen?
Wahrlich, auch so ist die Seele nicht frey des irrdischen Ursprungs,
Eben so wenig als frey von den strengen Gesetzen des Todes.

Drängen die Seelen von außen hinein, so würden sie schwerlich
Sich so fest an den Körper schließen und mit ihm verbinden,
Wie die Erfahrung uns lehrt: da Nerven, Adern und Knochen,
Auch die Zähne sogar Empfindung haben; was deutlich
Sich uns beweist, wann wir leiden an ihnen, wann frostiges Wasser
Sie berühret, ein Kiesel im Kauen dazwischen sich findet.
Möcht' auch bey dieser genauen Verknüpfung die Seele so leicht sich
Und so unbeschädigt und heil, dem Gewebe der Nerven,
Aller Gefäße und Knochen des Körpers können entziehen?

Sagt

Sagt man, die Seele durchfließt, nachdem in den Körper von außen
Sie gedrungen, nun alle die Glieder: so folget daraus nur,
Daß sie um desto eher zugleich mit dem Körper zerfließet.
Was zerfließt, das löset sich auf, und gehet dann unter:
Denn es vertheilt sich vorher durch alle Gefäße des Körpers.
So vertheilt sich die Speise durchaus im Körper, bis ganz sie
Endlich verschwindet, und ihre Natur sich in diesen verwandelt.
Eben so löset die Seele, obgleich ursprünglich dieselbe,
Sich doch auf, indem sie zerfließt; die Theilchen verbreiten
Sich durch des Körpers Gefäße; und so entsteht denn ein andres,
Eine neue Seele, und herrscht nun. Sie ist nur die Folge
Jener Seele, die erst sie gewesen, und die nun zerflossen.
Drum auch dieses beweist, daß ein Tag der Geburt für die Seelen
Sey, und wieder ein Tag des traurigen Abschieds und Sterbens.

Bleiben noch Stoffe des Geistes zurück im entseelten Körper,
So ist die Seele so ganz nicht unsterblich. Sie hat ja verloren

Digitized by Google

Von den Theilchen, und ist um so viel minder geworden.
Ist sie ganz und ohne Verlust dem Körper entwichen,
Daß kein Theilchen von ihr zurückgeblieben, so fragt sich's,
Woher beseelt sich mit Maden der stinkende Leichnam?
Wie gähren
Aus den schwellenden Gliedern die bein- und blutlosen
Heere?

Sagst du auch hier: „Wie anders, es drängen sich
in die Insekten
Seelen von außen, und jede in jeden Körper besonders:"
Sag mir, durch welchen Zufall sich jetzt unzählbare
Seelen
Da zusammenfinden, wo sonst nur Eine gewohnt hat?
Und dann ist es noch werth der Untersuchung, ob einzeln
Sich die Seelen die Stoffe der Würmer erjagt, um
sich häuslich
Allda nieder zu lassen und einzurichten? ob dann erst
Sie sich zum Körper gesellt, als schon vollendet sein
Bau war?
Nehmen wir jenes an, so ist doch kaum zu errathen,
Wozu alle die Mühe, die sie sich machen; da ohne
Körper sie weder von Krankheit, noch Frost, noch Hun-
ger geplagt sind;
Diese Uebel allein dem Körper gehören, der selbst mit
Ihnen die Seele ansteckt, und ihr ein leidend Gefühl giebt.

Aber lassen wir auch den Gebrauch des Körpers für diese
Seelchen! Wie nehmen sie sich dabey, ihn zu bauen?
Ich kann es
Keiner Weise errathen. Drum ist's auch ein eiteles
Mährchen!
Seelen bauen sich nicht und gesellen sich nicht zu den
Körpern.
Wahrlich es möchte schwer seyn, das eine so fein an
das andre
Anzuknüpfen, und schwer, sie zusammenwirkend zu
machen!

Endlich, warum schnaubt Blutgier und Mord aus
dem Rachen des Löwen,
Eben noch jetzt wie vormals bey seinem Ahnherrn?
Vom Vater
Erbte der Fuchs die List, der Hirsch den schüchternen
Reitz zur
Flucht. So ist's noch mit andern Dingen, die mit der
Geburt uns
Anerzeuget und in uns gelegt mit dem frühesten
Keim sind.
Und woher dies, als weil aus fest bestimmeten Samen
Mit dem Körper zugleich die Kräfte des Geistes erwachsen?
Wäre der Seele Natur unsterblich, und würde von einem
Körper in andern sie wandern, so müßten wahrlich in
Thieren

Ein und derselbigen Art verschiedene Sitten sich finden.
Hirsche setzten in Flucht den hyrkanischen Rüden; der Geyer
Würde sich zitternd verbergen, so bald er die Tauben erblickte:
Auch der Vernunft entbehrte der Mensch; man fände beym Thier sie.

Sagt man dagegen, die Art und der Seele Beschaffenheit änd're
Je sich nach Art des Körpers: — ist, was sich ändert unsterblich?
Löst sich's nicht auf, und vergeht indem es sich auflöst? Die Theile
Werden versetzt und wandern aus ihrer Ordnung. So müssen
Auch die Theile der Seele, auflösbar in einzelnen Gliedern,
Mit dem Körper zugleich zu Grunde gehen. Und sagt man:
Ja, die menschlichen Seelen gehn wieder in menschliche Körper!
Möcht' ich wohl fragen: wie kömmt's, daß die Seele des Weisen zur Närrin
Oftmals wird? Daß das Kind nicht die Klugheit des Alters besitzet?

Daß

Daß nicht das Fohlen gewandt wie das abgerichtete Pferd ist?
Woher anders, als weil aus festbestimmeten Samen
Mit dem Körper zugleich des Geistes Kräfte sich bilden?
Und bediente man sich der Ausflucht, daß zarter die Seele
Werde im zartern Körper: so ist entschieden der Ausspruch
Daß sie sterblich seyn müsse: da mit der Veränd'rung des Baues
So viel am vorigen Sinn und vorigen Wesen sich ändert.

Und wie könnte die Seele, die mit dem Körper zugleich an
Kräften gewachsen, mit ihm auch die volle Blüthe des Lebens
Je zu erreichen sich wünschen, wär' Theilgenossin von ihm nicht
Ursprünglich sie schon gewesen? Was treibt, die veralteten Glieder
Zu verlassen, sie so? Ist's Furcht, im faulenden Körper
Eingeschlossen zu werden, verschüttet unter Ruinen
Des zu gebrechlichen Hauses? Wie kommt denn solche Befahrniß
In die Unsterbliche? Kann was der Unvergänglichen drohen?

Lächerlich ist's, und über die Maßen, zu glauben, die Seelen
Stünden bey der Begattung herum, und spähten zu Haufen,
Die Unsterblichen sie! wie sie in sterbliche Glieder
Einzuschlüpfen vermöchten, und zankten unter sich, stritten,
Welche zuerst den Einlaß gewinnen möchte: wenn anders
Unter ihnen zuvor der Vergleich nicht gemacht ist, um allen
Heftigen Streit zu vermeiden, daß die am ersten hinzu fliegt,
Auch vor allen den andern ein Vorrecht zum Eintritt erhalte.

Bäume in freyer Luft, im Meere die Wolken, die Fische
Auf dem trockenen Sand, und Blut im Holze, in Steinen
Saft, das alles mag nicht an diesen Orten bekleiben.
Der bestimmte Fleck der Entstehung, des Wachsthums ist jedem
Angewiesen. So kann die Natur der Seele nicht ohne
Körper entstehn, noch allein, gesondert von Nerven und Blut seyn.
Könnte sie's, würde vielleicht sie eben so gerne im Haupte

Oder

Oder den Schultern wohnen, vielleicht in den unterſten Ferſen;
Jedem anderen Glied' einwachſen — ſie bliebe doch immer
In demſelben Gefäß und in demſelbigen Menſchen.
Jetzt da Stelle und Ort, wo eigens Geiſt und die Seele
Wohnen und wachſen können, genau beſtimmt zu ſeyn ſcheinet,
Iſt es überzeugender noch, daß ſie außer dem Körper
Ganz nicht beſtehen kann. Und ſo erweiſt ſich der Grundſatz:
Daß mit dem Körper die Seele, in ihm vertheilet, vergehe.

Unſinn iſt es fürwahr, ein ſterbliches Weſen zu paaren
Mit dem Unſterblichen, beyden gemeinſchaftlich Wirkung und Sinn zu;
Schreiben, in ihnen zu denken ein wechſelſeit'ges Bedürfniß!
Was kann verſchiedener ſeyn, was ſeiner Natur nach getrennter?
Und wie könnte das Ew'ge, das Unvergängliche, mit dem Sterblichen in Gemeinſchaft die Stürme des Schickſals ertragen?

Was durch ſeine Natur unſterblich und ewiger Dauer
Iſt, iſt dicht und undurchdringlich, ſo, daß es von außen

Gegen

Gegen Gewalt geschützt ist, von innen vor schleichendem Anfall,
Welcher lösen die festen Theile und trennen sie könnte.
So sind alle ursprüngliche Stoffe, wie oben gezeigt ward.
Unzuverletzend der Zeit ist noch Etwas, wogegen der Angriff
Selbst Unmöglichkeit wird; und dies ist das Leere. Wer kann es
Nur berühren von außen, wer kann es von innen zerstören?
Noch ist seiner Natur nach ein Unvergängliches, außer
Welchem kein Raum vorhanden, wohin die Dinge sich drängen,
Oder zerstreuen sich könnten: und das ist das Ganze des Ganzen.
Ewig durch seine Natur, was kann ihm entfliehen? Was kann mit
Aeuß'rer Gewalt hinstoßen, und seine Theile zerschellen?

Aber dichter Natur ist nicht das Wesen des Geistes,
Wie ich oben gezeigt: weil immer etwas vom Leeren
Unter die Dinge gemischt ist. Auch gleicht er selbst nicht dem Leeren;
Dinge genug sind da, in dem weiten Raume der Welten,
Die, vom Zufall geführt, mit Macht sein zartes Gebäude
Niederstürzen, ihn selbst mit Untergang könnten bedrohen.

Endlich

Endlich fehlt es auch nicht an unermeßlichem Raume,
Wohin die Seele gejagt, und ihre Theile zerstreuet,
Sie auf gewaltsame Art zerstört und vernichtet kann werden.
So sind die Thore des Todes auch hier dem Geist nicht verschlossen.

Diente noch dies der Seele zu ihrer Unsterblichkeit, daß sie
Wohlverwahret sich sieht vor allem tödtlichen Angriff;
Daß sich die schädlichen Dinge von selbst ihr nicht nahen, und sollten
Sie sich nahen, sogleich, durch irgend ein Mittel vertrieben,
Wieder zurücke wichen, noch eh' wir das Uebel empfunden.
Giebt man dies zur Erhaltung der Seele, so schwebt man im Irrthum.
Ungerechnet, daß sie mit dem Körper leidet in Krankheit,
Quält sie auch noch die Furcht der Zukunft; es martern sie Sorgen,
Bange Ahndungen sie; ja, auch die vergangenen Sünden
Kehren den Stachel wieder, erneuern wieder die Bisse.
Nimm noch die Raserey, die eigene Krankheit der Seele;
Nimm die Vergessenheit, nimm die abgrundsinkende Schlafsucht.

Nichts

Nichts ist also der Tod. Was geht er uns an, da der Geist selbst
Stirbt und vergeht mit dem Körper? Wie war dir in vorigen Zeiten
Als der Fönicier kam, und von allen Seiten sein Heer uns
Ueberschwemmte? vom lauten, vom schrecklichen Kriegsgetumulte
Himmel und Erd' erbebten, und unentschieden das Schicksal
Beyder Reiche noch lag, wer über Länder und Meere
Sollte gebieten? Wem der Erdkreis dienen? — Empfandest
Damals du etwas von diesem? Dasselbe wirst du empfinden,
Wenn du nun nicht mehr bist, wenn Leib und Seele getrennt sind;
Sie, durch deren Gemeinschaft wir einzig bestehen. Nichts wird uns
Dann begegnen, kein Zufall uns schrecken können, und sollten
Meer und Erde und Himmel vermischt zum Kampfe sich rüsten.

Und erhält sich auch noch die Seele Empfindung, nachdem sie
Schon vom Körper getrennt ist: was gehet es uns an? Wir sind ja

Einzig

Einzig das Werk von beyder Verbindung. Und sollte die Reste
Selber von uns die künftige Zeit einsammeln, sie ordnen
Nach der Lage, wie jetzt sie sich finden; und sollte der Hauch des
Lebens aufs neu sie beseelen: selbst dann wär' dieses ein Andres,
Und nicht das, was wir sind. Der Faden des Lebens ist einmal
Abgerissen; die Folge ist unterbrochen: was hat es
Noch für Beziehung auf uns, das, was wir ehmals gewesen?
Eben so wenig als jenes, was aus den Resten die Zeit macht?

Sieh doch zurück auf die Dauer der grenzlosen Zeiten, aus denen
Du hervorgegangen; bedenk' die unendliche Mischung
Aller lebendigen Stoffe: wie, wäre nicht manches vorher schon
Eben so da gewesen? die Stoffe in gleicher Verbindung
Wie die deinigen jetzt? Kannst du von diesem dir etwas
Weiter erinnern? Warum nicht? Die Stoffe verloren inzwischen,

Während der langen Pause des Lebens, den Gang der Empfindung.

Wen ein Unglück soll treffen, wer Angst und Schmerzen soll leiden,
Der muß wahrlich auch da seyn, zur Zeit, da ihm dieses begegnet.
Aber der Tod verhindert es ja, daß der, der ich jetzt bin,
Künftig auch seyn wird, noch daß ich zuvor im Leben schon da war.
Und so ist denn gewiß im Tod nichts zu fürchten. Den trift kein
Uebel, der nicht mehr ist. Kein Deut liegt dran, ob er nie war,
Dem der unsterbliche Tod das sterbliche Leben genommen.

Hören wir nun, wie einer sich selbst bejammert: „wie elend
Ist es doch nach dem Tod in der Erde zu faulen, von Flammen
Aufgezehret, vielleicht von Thieren zerrissen zu werden!"
Merke, ein solcher spricht nicht ganz aufrichtig von Sinnen.
Zwar bekennt er, daß von dem Gefühl nach dem Tode nichts übrig

Bleibe:

Bleibe: doch ſticht in geheim ihn die Furcht. Er glaubt ſein Bekenntniß
Selbſt nicht, und reißt ſich nicht ganz mit der Wurzel heraus aus dem Leben;
Läßt, ſelbſt ohn' es zu wiſſen, von ſich noch immer was übrig.

Stellt, bey lebendigem Leib, ein ſolcher ſich vor, wie er künftig
Werde von Vögeln zerhackt, zerfleiſchet werden von Thieren;
Dann befällt ihn ein Wehleid. Er kann ſich nicht los vom Begriffe
Machen, daß Er es ſey, der hingeworfene Leichnam;
Immer hängt er an ihm, und ſteckt ihn mit ſeinem Gefühl an.
Und nun ſchilt er aufs Loos der Menſchlichkeit, merkt und erwägt nicht,
Daß dies Täuſchungen ſind, daß nach dem Tod er kein anders
Selbſt zurück läßt, das ſich zur hingeworfenen Leiche
Hinſtellt, und lebend ſie klagt, und Biß und Flammen empfindet.

Iſt es demnach ein grauſames Uebel, von Zähnen der Thiere

Nach dem Tode zerknirscht und zermalmet zu werden, so weiß ich
Doch nicht, ob viel gelinder es sey, in Flammen gebraten,
Auf dem Scheiterhaufen zu glühn: sich in Honig ersäufen
Lassen; zu starren von Frost und Kälte, gestrecket
Auf die geglättete Fläche des kalten Marmors, und endlich
Unter der schweren Last der Erde erdrücket zu werden.

„Aber dein fröhliches Haus empfängt dich nicht mehr, nicht das liebe
Weib, noch die süßen Kinder; sie laufen dir nicht mehr entgegen,
Streitend um deine Küsse, und füllen mit Wonne das Herz dir.
Dir ists nicht mehr vergönnt durch tapfere Thaten dir selber
Und der deinigen Schutzwehr zu seyn. Ach, Armer, sie alle,
Alle Geschenke des Lebens hat nun Ein Tag dir geraubet!"
Also klagen sie, aber vergessen hinzu noch zu setzen:
„Auch kein Verlangen wird mehr nach allem diesem dich quälen."
Säh'n und bedächten die Menschen dies wohl, sie würden sich wahrlich
Mancher Sorge entladen, von manchem Herzleid befreyen.
„Dich hat der Tod in Schlummer versetzt; nun ruhst du auf ewig;

Weder Krankheit noch Schmerz wird künftig weiter dich treffen.
Wir hingegen, wir wollen dich, Aschegewordenen, um die
Schaudernerregende Todtengruft unabläßig beweinen;
Weder Stunde noch Tag soll je den Schmerz uns benehmen!"
Aber was ist denn so herbes im Schicksal des Menschen, der wieder
In die Ruhe sinkt, zurück zum Schlafe? Wie sollte
Man sich deshalb verzehren, und schmachten in ewiger Trauer?

Oft auch pflegen die Menschen bey ihren Gelagen, wenn Wein im
Becher zirkelt, die Schläfe von Rosen düften, zu sagen,
Gleichsam in einem Ausbruch des vollen Herzens: „wir armen
Menschen! Dies ist der Genuß des kurzen Lebens. Wie bald ist
Dieser dahin, und alles! denn nichts kehrt wieder zurücke."
Als ob im Tode vielleicht das größeste Uebel es wäre,
Aufgezehret zu werden von Durst, in Trockenheit schmachten,
Und nicht aller Sorgen, nicht aller Begierde befreyt seyn!

Niemand ist seinethalben besorgt noch bekümmert ums Leben,
Mann Gemüth und Körper in tiefem Schlummer versenkt liegt.
Sollt' er auch Ewigkeiten fortschlummern, ihn würde doch nimmer
Sehnsucht nach sich befallen, noch irgend nach anderen Dingen.
Und doch sind dann die Stoffe so nah der empfindlichen Regung,
Daß der Mensch der erwacht sich aufrafft, und plötzlich sich sammelt.
Und so hat denn der Tod weit minder Bezug als der Schlaf auf
Uns; wenn minder das heißt, was ganz und gar nicht Bestand hat.
Denn es zerstreuet der Tod die Stoffe gänzlich, und niemand
Stehet wieder erwacht von ihm auf, wenn einmal die kalte
Pause des Lebens erfolget, und abgelaufen das Rad ist.

Wie wenn Natur nun selbst die Stimme strafend erhübe,
Sprechend zu einem von uns in diesem Tone: „Was ist dir,
Mensch, weshalb du so klagst, und dich in Trauern so abhärmst?

Du

Du beweinst und beseufzest den Tod? War das Leben bisher dir
Doch ein angenehmes Geschenk. Und ist dir nicht alles
Wie durch ein hohles Gefäß geflossen, und ist dir von diesem
Einiges Gutes geblieben, und hast du es dankbar verwahret:
Warum stehst du nicht auf, wie ein satter Gast von der Mahlzeit,
Und legst mit zufriednem Gemüth zur Ruhe dich nieder?
Ist dir hingegen das Leben verhaßt, ist, was du genossen,
An dir umsonst verschwendet: was willst du noch mehrers hinzuthun?
Neuen Verdruß dir erschaffen, und neue Reue erwecken?
Mache vielmehr dem Leben ein End', und schließe die Qualen!
Denn in der That ich weiß nicht, was ich zu deinem Vergnügen
Weiter ersinnen soll. Die Dinge gehen im Kreislauf;
Alles kommt wieder. Ist gleich dein Körper noch nicht vom Alter
Ausgesogen, noch matt und welk die Glieder, so bleibt's doch
Immer dasselbe, und könntest du auch Jahrhunderte leben;

Mehr, und am meisten aber, wenn nie der Tod dich erreichte.“

Sprich, was könnten hierauf wir erwiedern? Sind nicht die Beschwerden
Wahr und gegründet? Gerecht der Vorwurf, den die Natur macht?
Lebt noch einer im Elend dazu, und klaget er dennoch:
Sollte sie heftiger nicht auf ihn losfahren und schelten:
„Elender, packe dich fort mit deinen Klagen zur Hölle!“
Aber zum Alten, zum Greise, der auch noch jammert: „ich habe,
Was nur das Leben ergötzliches hat, dir alles gewähret.
Nun bist du alt und verzehrt; doch weil du immer nach dem strebst
Was du nicht hast, das gegenwärt'ge versäumst, und verachtest,
Ist dir ohne Genuß und unreif das Leben entfallen.
Und jetzt stehet der Tod dir an der Seite, da kaum noch
Du es vermutheſt, und noch nicht gesättigt, und noch nicht befriedigt,
Aus dem Leben hinweg mußt. Bescheide dich nun! Es verbietet
Ohnehin dir das Alter das mehreste. Laß es den andern
Ohne Verdruß. Wohlauf! Du mußt von hinnen; es hilft nichts!“

Würde

Würde Natur nicht mit Recht so handeln, uns strafen und schelten?
Muß das veraltete nicht dem neuzuwachsenden weichen?
Und sich eins aus dem andern herstellen und wieder erneuern?
Nichts versinket im Abgrund, noch in den Schlünden der Hölle.
Neuer Stoff ist vonnöthen zu neuen Geschlechtern, die künftig
Dir auch folgen werden, sobald ihr Leben verlebt ist.
So ist die vorige Welt, so wird die künftige fallen;
So muß eins aus dem andern, so dieses aus jenem entstehen.
Keiner erhält das Leben zum Eigenthum, alle zum Niesbrauch.

Schaue zurück, was ist die lange Ewigkeit vor uns,
Eh' wir gebohren waren? Das sind die künftigen Zeiten
Eben auch für uns. Natur hat hier sie im Spiegel gezeiget.
Siehst du was schreckliches drin? Erscheint ein trauriges Bild dir?
Ist nicht die lange Zeit dem allerruhigsten Schlaf gleich?

Aber jene Geschichten, die man vom Acheron herholt?
Die sind alle dahin aus dem Leben gebracht, und sind unsre.

Dichtung und Fabel ist's, daß Tantal unter des Felsen
Ungeheurer Last erbebt, der schwebend in Lüften
Ueber ihm hängt. Es treibt die eitle Furcht vor den Göttern
Nur die Menschen, sie zittern vor jedem kommenden Zufall.

Auch wird Tityons Brust nicht zerhackt vom Geyer. Was sollt' er
Ewig da finden? Und ist sie gleich allgewaltig, und streckte
Nicht neun Hufen sich nur, nein, über die Fläche vom Erdkreis
Seines Körpers Länge, doch möcht' er die endlosen Schmerzen
Nicht erdulden, den Leib zur ewigen Aasung nicht reichen.
Hier ist Tityon uns! hier in dem Herzen! Hier hackt der
Geyer der Liebe; Hier frißt die rege Sorge; Hier reißen
Alle die heißen Begierden und wilden Lüste die Brust auf.

Auch geht Sisyfus uns beständig vor Augen. Er ist es,
Der sichs festgesetzt hat, vom Volke das Beil und die Bündel

Zu erhalten, und nie sie erhält, und trauriger immer
Wieder zurücke kehrt. Denn nach eitler Herrschaft zu streben,
Und sie nie zu erhalten, und immer in Arbeit gespannt seyn,
Heißet das nicht zum steilen Berg mit gebogenem Kniee
Aufwärts ein Felsstück schieben, das alsobald wieder zurück rollt,
Eh' es den Gipfel erreicht, die Fläche der Ebene suchend?

Endlich, ein undankbares Gemüth ernähren, mit Gutem
Immer sich füllen, und nie sich ersätt'gen; wie wir am Genusse,
Welchen der zirkelnde Kreis der Jahreszeiten uns bietet,
An den Früchten und Reizen uns nie ersätt'gen, und immer
Den begierigen Wunsch noch weiter schicken; was ist das
Anders, als die Geschichte von jenen Jungfrau'n, die immer
Und unaufhörlich schöpfen in den durchstoßenen Eymer,
Nie vermögen das flüssige Naß am Boden zu bringen.

Nie war ein Cerberus, nie gabs Furien, oder des finstern
Tartarus scheußlichen Schlund, der Flammen ausstößt und Glutbrand.

Diese Dinge sind nie gewesen, und können auch nie seyn.
Aber greuliche Furcht schwebt stets dem Verbrecher vor Augen
Hier im Leben; der Missethat Lohn. Ein ärgeres Leben
Heischt nachdrücklicher noch die Pein. Zur Büßung der Frevel
Mag der Kerker nun dienen, der Sturz vom Felsen, die Ruthen,
Folter, Galgen und Pech, und glühendes Eisen, und Fackeln.
Und ist der Henker nicht da, so versieht das schuld'ge Gewissen
Unterdessen sein Amt, und peitscht und foltert sich selber:
Sieht nicht Ende und Ziel von seinen Strafen und Qualen,
Sieht noch schlimmern entgegen, wann dieses Leben vorbey ist.
So ist das Leben der Thoren das wahre Leben im Orkus.

Unzufriedener, kannst du nicht selbst zuweilen dir sagen:
„Siehe, der gute Ankus hat auch die Augen geschlossen,
Der viel besser doch war als du! So viele Beherrscher,
So viel Könige sind in die Nacht des Todes gegangen,
Denen Länder und Reiche der weiten Erde gehorchten.

Er,

Er, der ehmals den Pfad sich über die Meere gebahnet,
Ueber die Tiefen hinweg sein Heer geführet, und trotzend
Den gesalzenen Fluthen, dem Lauschen der zürnenden Wage,
Mit der Ferse sie höhnte; auch Er ist erloschen, auch Er hat
Aus dem blutigen Körper die stolze Seele gehauchet.

Du, o Scipio, selbst, du Kriegesdonner, du Schrecken
Von Karthago, du gabst dein Gebein der Erde, wie jeder
Niedrige Knecht! Wo sind sie, der Wissenschaften Erfinder,
Und der Künste? Wo sind der helikonischen Musen
Süße Genossen? Wo Er, der vor ihnen allen den Scepter
Trägt? Ist Homer nicht wie sie im Todesschlummer entschlafen?

Als das hohe Alter den weisen Demokritus mahnte,
Daß nun die rege Kraft von seinem Geiste erschlafft sey,
Bracht er freywillig sich ein Opfer entgegen dem Tode.

Auch Epikurus starb, nachdem die Fackel des Lebens
Ausgebrannt war. Es erhub sein Genie ihn über die Grenzen

Menſchlichen Geiſtes; ſein Glanz verdunkelte alle die andern,
Wie die Sonne, wenn ſie erwacht, die Sterne verdunkelt.

Und du zauderſt und zagſt, und willſt nicht ſterben? Du, deſſen
Leben bereits ein halber Tod iſt; wiewohl du umhergehſt
Und die Augen noch aufthuſt! Du, der die größeſte Hälfte
Seiner Zeit verſchläft, und wachend ſchlummert, nie aufhört
Träume zu ſehen, und ſtets von leeren Schrecken gepeinigt
Sich im Herzen herumträgt; nicht weiß was ihm fehlet; doch immer
Wie ein trunkener Menſch von Sorgen taumelt, und zitternd
An der ſchwankenden Wage des ungewiſſen Gemüths hängt!

Könnten die Menſchen die Laſt, die ſtets im Herzen ſie tragen,
Ihrer Urſache nach ergründen, erkennen das Uebel,
Das ſie im innerſten drückt: ſie würden wahrlich ein anders
Leben führen, als jetzt von den allermeiſten wir ſehen.
Keiner weiß was er will, und ſucht beſtändig nach fremdem;
Sucht und wechſelt von Ort, als bliebe die Bürde zurücke.

Jenem

Jenem ist seine Wohnung zuwider; er stürzt durch die Thore
Seines prächt'gen Palasts, und kommt im Augenblick wieder:
Denn er fühlet zu wohl, daß es dort nicht besser als hier sey.

Dieser spannt sein Geschirr an, und jagt mit verhängetem Zügel
Auf sein Land, als stünde daselbst das Haus schon in Flammen.
Kaum ist er da, so ergreift ihn die Langeweile; er gähnet,
Wirft sich aufs Bett hin, und suchet sich so im Schlaf zu vergessen;
Oder kehrt augenblicklich zurück, eilt wieder der Stadt zu.

Also suchet ein jeder sich selbst zu fliehen. Umsonst doch;
Keiner entflieht sich. Sie hängen mit Widerwillen und Noth dann
Endlich an sich. Ihr krankes Gemüth kann niemals die Ursach
Ihres Elends erforschen. Erkennten sie diese, sie würden
Wahrlich dem übrigen allen freywillig und eilend entsagen,
Sich auf die Wissenschaft legen, die uns zu der Dinge Natur führt.
Denn nicht um Augenblicke ist's hier zu thun; es befragt sich:
Welcher Zustand dem Menschen auf Ewigkeiten soll bleiben?

Was

Was treibt endlich die Menschen, so sehr nach dem Leben zu gieren?
Seinetwillen bey jeder Gefahr zu erzittern? O wisse,
Sterblicher, daß das Ziel von deinem Leben gesteckt ist!
Unvermeidlich ist jedem der Tod, und keiner entgeht ihm.

Ueberdies drehen wir uns beständig im selbigen Kreise;
Neues Vergnügen erwächst nicht aus der Dauer des Lebens.
Nur das was uns gebricht reitzt mehr als das übrige alles:
Und ist dieses erlangt, so geizen wir wieder nach anderm.
Immer ein neues Verlangen erhält die Begierde zum Leben.
Und die Folge des Tages, die ungewiß ist, was er bringen
Wird; was das Schicksal den Dingen für einen Ausgang bereitet?

Durch die Länge des Lebens entziehn wir der Dauer des Todes
Keinen Augenblick; nichts dingt sich dadurch von der Zeit ab,
Daß wir nicht weniger lang des Todes Beute gewesen.
Magst du Jahrhunderte noch, und noch Jahrtausende leben,
Ewig bleibt und unendlich der Tod. Und eben so lange
Wird der Tod seyn dem heute die Sonne zum letztenmal scheinet,
Als der vor Monathen schon, und vor Jahren, dem Schicksal gefolgt ist.

Knebel.

Ende des dritten Buches.

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt
des dritten Bandes.

September.

I. Die Acharner oder der Friede des Dikäopolis von Aristofanes. Fortsetzung. Seite 3
II. Chorografische Beschreibung der Pässe, wodurch die Franzosen in Piemont eingetrungen sind. 45
III. Ueber die Rechte der Wahnsinnigen. 65
IV. Gedanken über die sogenannten Vestalinnen unter den alten Kunstwerken. 86
V. Gedichte. 97
VI. Anzeige. 111

Oktober.

I. Die Acharner oder der Friede des Dikäopolis von Aristofanes. Fortsetzung und Beschluß. Seite 113
II. Fortsetzung der Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst zur Bildung des Geschmacks für Künstler und Liebhaber des Schönen. 172
III. Chorografische Beschreibung der Pässe, wodurch die Franzosen in Piemont eingedrungen sind. Beschluß. 179
IV. Politische Zirkel. 203
V. Gedichte. 212
VI. Anzeige. 216

Digitized by Google

November.

I. Der Abend am Rheinufer. Seite 217
II. Zwey Erzählungen, als Proben einer Uebersetzung der Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe siecle. ; ; ; 236
III. Ueber den Gebrauch der Fikzionen in der Filosofie. 262
IV. Betrachtungen über Aufruhr und bürgerliche Unruhen. ; ; ; ; 279
V. Woher haben die Griechen ihre ersten astronomischen Begriffe? ; ; ; 297
VI. Ovids zehnte Heroide. ; ; 311
VII. An den Verfasser der Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. ; 321
VIII. Anzeige. ; ; ; 326

December.

I. Probe einer freyen Uebersetzung des Orlando furioso. ; ; ; Seite 329.
II. Die Zauberlaterne. ; ; 353
III. Titus Lukrezius Karus, von der Natur der Dinge, drittes Buch. ; 370

Digitized by Google

3 0000 003 083 924